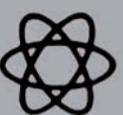
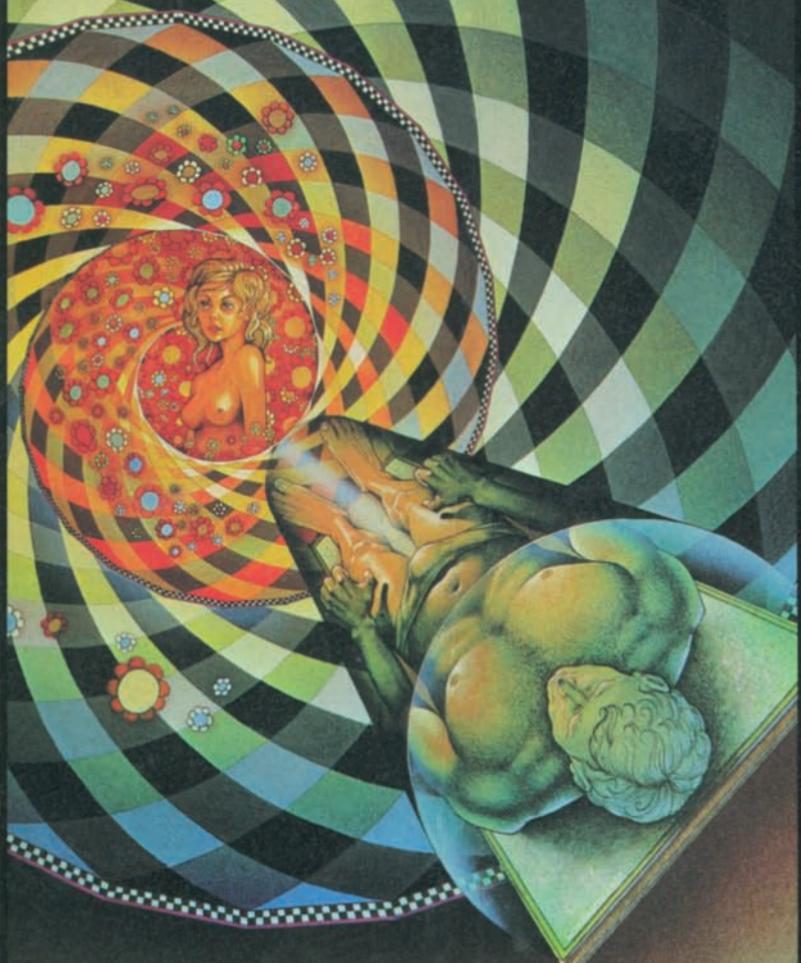


Knauer  Science Fiction

PHILIP K. DICK

SIMULACRA



DEUTSCHE ERSTAUSGABE



**KNAUR
SCIENCE FICTION**

Herausgeber
Hans Joachim Alpers

Seit über 100 Jahren werden die Vereinigten Staaten von Amerika und Europa von derselben Frau regiert. Wer ist sie? Welche Macht hat ihr Mann, der in Abständen von vier Jahren von der Staatspartei bestimmt wird ...?

Eine Fülle von Charakteren und SF-Ideen zeichnet diesen Roman aus: Ein Pianist, der psychokinetisch Klavier spielt; der letzte Psychiater der Erde; SIMULACRA, Roboter in menschlicher Tarnung; Raumfahrtexperimente mit winzigen Raumschiffen; Machtkämpfe zwischen Polizei, Militär und Industrie; Hermann Göring wird mit einer Zeitmaschine aus der Vergangenheit geholt – und das Geschehen steuert auf eine Katastrophe der Menschheit zu ...

Philip K. Dick (HUGO-Preisträger), 1928 in Chicago geboren, schreibt seit 1950 Science Fiction. Zu seinen berühmten Romanen zählen neben »SIMULACRA« (den der Autor für seinen besten hält) »The Man in the High Castle« (Das Orakel vom Berge), »Do Androids Dream of Electric Sheep?« (Träumen Roboter von elektrischen Schafen?), »Ubik« (Ubik) und »Flow My Tears, the Policeman Said« (Eine andere Welt).

PHILIP K.
DICK

SIMULACRA

Science-Fiction-Roman
Deutsche Erstausgabe

DROEMER KNAUR

Dezember 1978

Deutsche Erstausgabe

© Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf.

München/Zürich 1978

Titel der Originalausgabe »The Simulacra«

Copyright © 1964 by Ace Books, Inc.

Ins Deutsche übertragen von Uwe Anton

Umschlaggestaltung Creativ Shop München

Adolf + Angelika Bachmann

Umschlagillustration Patrick Woodroffe

Satz Appl, Wemding

Druck und Bindung Augsburger Druckhaus, Augsburg

Printed in Germany

ISBN 3-426-00708-8



Die innerbetriebliche Kurzmitteilung erschreckte Nat Flieger, Angestellter bei der Electronic Musical Enterprise, und er wußte nicht wieso. Schließlich beinhaltete sie eine einmalige Gelegenheit: Der berühmte sowjetische Pianist Richard Kongrosian, ein Psychokinet, der Brahms und Schumann spielte, ohne die Tasten mit den Händen zu berühren, war in seinem Sommerhaus in Jenner, Kalifornien, entdeckt worden. Und mit einem Glück würde Kongrosian für eine Reihe von Aufnahmen für die EME verfügbar sein. Aber dennoch ...

Velleicht, so überlegte Flieger, stießen ihn die dunklen, nassen Wälder der extrem nördlichen Küstenregion von Kalifornien ab; er mochte die trockenen, südlichen Gefilde nahe Tijuana, wo auch die EME ihre Zentralbüros unterhielt. Aber laut der Kurzmitteilung würde Kongrosian sein Sommerhaus nicht verlassen; er hatte sich praktisch in den Ruhestand zurückgezogen, vielleicht wegen einer der Allgemeinheit unbekannten persönlichen Situation. Es gab einen Hinweis auf eine Tragödie, in die entweder seine Frau oder sein Kind verwickelt war. Das lag jedoch, wie die Kurzmitteilung besagte, schon einige Jahre zurück.

Es war neun Uhr morgens. Nat Flieger goß nachdenklich Wasser in eine Tasse und fütterte das lebende Proto plasma im »Ampek F-a2«-Aufnahmesystem, das in seinem Büro stand; diese Lebensform von Ganymed empfand keine Schmerzen und hatte sich deshalb nicht gesträubt, zu einem Teil eines elektronischen Systems zu werden. Neurologisch gesehen war sie primitiv, aber als akustisches

Aufnahmegerät unübertroffen. Wasser tropfte durch die Membrane der »Ampek F-a2« und wurde dankbar absorbiert; die Kanäle des lebendigen Systems begannen zu pulsieren. Flieger entschloß sich dazu, es mitzunehmen. Der F-a2 war transportabel, und er zog dessen Kurve späteren, verbesserten Aufnahmegeräten vor. Flieger zündete sich eine *Delicado* an und begab sich zum Fenster seines Büros, um die Jalousie hochzuziehen. Warmes mexikanisches Sonnenlicht strömte herein, und er blinzelte. Der F-a2 entfaltete nun, da durch das Sonnenlicht und das Wasser seine metabolischen Prozesse stimuliert wurden, eine extreme Aktivität. Aus reiner Gewohnheit beobachtete Flieger es bei seiner Arbeit, aber seine Gedanken hingen immer noch der Kurzmitteilung nach.

Erneut nahm er sie in die Hand und drückte sie kräftig. Sofort winselte sie: »... diese Gelegenheit ist eine akute Herausforderung an die EME, Nat. Kongrosian weigert sich, in der Öffentlichkeit aufzutreten, aber unsere Berliner Tochtergesellschaft Art-Cor hat uns einen Vertrag vermittelt. Rechtlich gesehen muß Kongrosian einer Aufnahme bei uns zustimmen ... zumindest, wenn wir ihm hart genug auf die Pelle rücken. Nun, Nat?«

»Ja«, antwortete Nat Flieger auf Leo Dondoldos Stimme und nickte geistesabwesend.

Warum hatte der berühmte sowjetische Pianist ein Sommerhaus in Nordkalifornien erworben? Die Zentralregierung in Warschau hatte sich nur widerwillig mit diesem radikalen Schritt einverstanden erklärt. Und wenn Kongrosian den Mut hatte, die Verordnungen der höchsten kommunistischen Regierungsstelle so zu mißachten, würde er

kaum vor einer Auseinandersetzung mit der EME zurück-schrecken. Kongrosian war ein Meister darin, die legalen Verzweigungen des zeitgenössischen gesellschaftlichen Lebens zu ignorieren, sowohl in kommunistischen Staaten als auch in den USEA. Wie so viele Künstler folgte Kongrosian nur seinen eigenen Vorstellungen, die irgendwo zwischen denen der beiden übermächtigen gesellschaftlichen Realitäten lagen.

Bei solch einer dringenden Angelegenheit würde ein Höchstmaß von Verhandlungsgeschick erforderlich sein. Wie recht gut bekannt war, hatte die Öffentlichkeit ein sehr kurzes Gedächtnis; sie würde mit aller Macht an Kongrosians Existenz und seine musikalischen und psionischen Talente erinnert werden müssen. Aber die Werbeabteilung von EME würde das schon schaffen; schließlich war es ihr gelungen, viele unbekannte Künstler zu verkaufen, und Kongrosian war trotz seiner momentanen Geheimnistuerei immer noch recht bekannt. Aber ich frage mich, wie gut Kongrosian heute noch ist, überlegte Nat Flieger.

Die Kurzmitteilung versuchte ihm weiszumachen, daß »... Kongrosian bis vor kurzem noch recht häufig Privatvorstellungen gegeben hat. Für große Tiere in Polen und Kuba und auch vor der puertoricanischen Elite in New York« erklärte sie inbrünstig. »Vor einem Jahr gab er in Birmingham für fünfzig farbige Millionäre ein Wohltätigkeitskonzert, dessen Erträge der moslemischen Luna-Experimentalstation zugute kamen. Ich habe mit einigen modernen Komponisten gesprochen, die bei der Vorstellung dabei waren, und sie haben geschworen, daß Kongrosian nichts von seinem Können verloren hat. Mal sehen ... das war

im Jahr 2040. Damals war er zweiundfünfzig. Und natürlich spielt er immer im Weißen Haus für Nicole und diese Null, den Alten.«

Am besten bringen wir den F-a2 nach Jenner und machen eine Oxytape-Aufnahme, überlegte Nat Flieger. Denn das kann unsere letzte Chance sein; Psi-Künstler wie Kon-grosian sind bekannt dafür, recht früh zu sterben.

»Juchhe!« frohlockte die Kurzmitteilung. Nat Flieger empfand Sympathie für sie.

»Stimmt es, Dr. Egon Superb«, fragte die summende, überaus aufmerksame und äußerst hartnäckige Reporter-Maschine, »daß Sie versuchen werden, Ihre Praxis heute zu betreten?«

Es müßte einen Weg geben, Reporter-Maschinen aus dem Hause zu verbannen, dachte Dr. Superb. Er wußte jedoch keinen. »Ja«, sagte er. »Sobald ich dieses Frühstück beendet habe, werde ich mein Gyrorad besteigen, in die Innenstadt von San Francisco fahren, eine Parklücke suchen und schnurstracks zu meiner Praxis in der Post Street gehen, wo ich wie üblich mit den ersten Patienten des Tages eine psychotherapeutische Sitzung abhalten werde. Trotz der sogenannten McPhearson-Verordnung.« Er trank seinen Kaffee.

»Und Sie besitzen die Unterstützung ...«

»Die IGPP pflichtet meiner Aktion völlig bei«, gab Dr. Superb zurück. In der Tat hatte er erst vor zehn Minuten mit dem Ausschuß der »Internationalen Gesellschaft praktizierender Psychiater« gesprochen. »Ich weiß nicht, warum Sie gerade mich interviewen. Jedes Mitglied der IGPP wird

heute morgen sein Büro betreten.« Und es gab über zehntausend Mitglieder, die über die ganzen USEA verstreut lebten, sowohl in Nordamerika als auch in Europa.

»Wen halten Sie für die Einbringung der McPhearson-Verordnung verantwortlich?« schnurrte die Reporter-Maschine vertrauenheischend. »Und dafür, daß der Alte bereit war, sie als Gesetz in Kraft zu setzen?«

»Sie wissen schon, wer«, sagte Dr. Superb, »und ich weiß es auch. Nicht die Armee und nicht Nicole und auch nicht die NP, sondern diese große ehrenhafte Pharmazie-Gesellschaft, das Chemie-Kartell in Berlin.« Jeder wußte es; damit verriet er nichts Neues. Das mächtige deutsche Kartell hatte der gesamten Welt untergeschoben, nur eine Drogentherapie könnte Geisteskrankheiten heilen – damit ließ sich noch Geld machen. Und die Kehrseite der Medaille war, daß Psychoanalytiker als Schwindler angesehen und mit Naturheilkundlern und Rohkostherstellern auf eine Stufe gestellt wurden. Die alten Tage des vergangenen Jahrhunderts, als Psychoanalytiker noch Rang und Namen hatten, waren endgültig vorbei. Dr. Superb seufzte.

»Sind Sie wütend darüber«, fragte die Reporter-Maschine hartnäckig, »daß Sie Ihren Beruf unter äußerem Druck aufgeben müssen? Nun?«

»Sagen Sie Ihrem Publikum«, meinte Dr. Superb langsam, »daß wir weitermachen werden, ob das Gesetz es uns verbietet oder nicht. Wir können ebenso wie die chemische Therapie helfen. Insbesonders bei charakteristischen Verzerrungen, bei denen die gesamte Lebensgeschichte des Patienten eine Rolle spielt.« Er bemerkte erst jetzt, daß die Reporter-Maschine eine der größten Fernsehgesellschaften

repräsentierte; wahrscheinlich erhoffte sich eine Zuhörerschaft von vielleicht fünfzig Millionen von ihm etwas Abwechslung. Dr. Superb fühlte sich plötzlich zungenlahm.

Als er nach dem Frühstück zu seinem Gyrorad ging, lag dort bereits eine zweite Reporter-Maschine auf der Lauer.

»Meine Damen und Herren, dies ist der letzte aus der Spezies von Analytikern der Wiener Schule. Vielleicht will der ehemals hochangesehene Psychoanalytiker Dr. Superb einige Worte an uns richten. Doktor?« Die Maschine rollte auf ihn zu und versperrte ihm den Weg. »Wie fühlen Sie sich, Sir?«

»Lausig«, sagte Dr. Superb. »Bitte lassen Sie mich vorbei.«

»Zum letzten Mal auf dem Weg zu seiner Praxis«, erklärte die Maschine, als er an ihr vorbeischlüpfte. »Dr. Superb trägt den Odem des Verdammten an sich und ist dennoch stolz, daß er – nach eigenen Maßstäben – seiner Pflicht voll nachgekommen ist. Aber der Lauf der Zeit ist an allen Dr. Superbs vorbeigeglitten. Nur die Zukunft kann enthüllen, ob das zum Guten geraten wird. Wie das Aderlassen wurde die Psychoanalyse immer unbedeutender, und eine neue Therapie hat sie heutzutage ersetzt.«

Dr. Superb bestieg sein Gyrorad, das sich in die Luft erhob und auf der Autobahn gen San Francisco brauste. Er fühlte sich immer noch lausig und dachte an das Unvermeidbare: an die Auseinandersetzung mit den Behörden, die ihm bevorstand.

Er war nicht mehr jung, und sein Bauch hatte einiges Fett angesetzt. Ein untersetzter, dicklicher Mann in den mittleren Jahren sollte nicht mehr an solchen Aktionen teilnehmen. Und er hatte eine kahle Stelle auf dem Kopf,

die sein Badezimmerspiegel ihm auf schmerzhafte Weise jeden Morgen aufs neue zeigte. Vor fünf Jahren hatte er sich von seiner dritten Frau, Lydia, scheiden lassen und nicht wieder geheiratet. Seine Karriere war sein Leben, seine Familie. Was nun? Unbestreitbar begab er sich heute morgen, wie die Reporter-Maschine schon gesagt hatte, zum letzten Mal zu seiner Praxis. Fünfzig Millionen Menschen in Nordamerika und Europa würden ihn dabei beobachten – aber erhielt er dadurch einen neuen Beruf, nein, eine neue innere Berufung, ein transzentales Ziel, das das alte ersetzen würde? Auf keinen Fall.

Um sich etwas aufzuheitern, nahm er den Telefonhörer in die Hand und wählte ein Gebet.

Als er eingeparkt und sich zu seiner Praxis in der Post Street begeben hatte, fand er eine kleine Menschenmenge, weitere Reporter-Maschinen und eine Handvoll blau uniformierter Polizisten aus San Francisco wartend vor.

»Guten Morgen«, grüßte er sie unbeholfen, als er mit dem Schlüssel in der Hand die Treppen zur Praxis hochstieg. Er entriegelte die Tür und drückte sie auf, ließ das morgendliche Sonnenlicht in den langen Korridor mit den Drucken von Paul Klee und Kandinsky strömen, den er und Dr. Buckleman vor sieben Jahren einrichteten, als sie dieses ziemlich alte Gebäude erworben hatten.

»Liebe Zuschauer«, verkündete eine Reporter-Maschine, »der Augenblick wird kommen, da Dr. Superbs erster heutiger Patient eintrifft.«

Die Polizisten hatten eine Paradeformation eingenommen.

Bevor Dr. Superb sein Büro betrat, blieb er an der Schwelle stehen, warf einen Blick zurück auf die Menschenmenge

und sagte: »Ein schöner Tag heute. Zumindest für Oktober.« Er versuchte, etwas anderes über die Lippen zu bringen, irgendeine heroische Phrase, die sie von dem Edelmut seiner Empfindungen und Lage überzeugen würde, aber ihm fiel nichts ein. Vielleicht deshalb nicht, dachte er, weil an meiner Lage gar nichts Edelmütiges ist; er tat genau das, was er seit Jahren an fünf Tagen in der Woche tat, und es erforderte keinen besonderen Mut, diese Routine noch für einen weiteren Tag lebendig zu erhalten. Natürlich würde er für seinen närrischen Widerstand bezahlen müssen und verhaftet werden; sein Intellekt sagte ihm das, aber sein Körper, sein Nervensystem, hörte nicht darauf. Schlafwandlerisch ging er weiter.

»Wir halten zu Ihnen, Doktor! Viel Glück!« rief ihm jemand aus der Menge, eine Frau, zu. Einige andere grinsten zu ihm herauf, und kurzer, magerer Jubel klang auf. Die Polizisten schauten gelangweilt drein. Dr. Superb zog die Tür hinter sich zu und ging weiter.

Im Eingangszimmer saß seine Empfangsdame Amanda Conners hinter ihrem Schreibtisch und hob den Kopf, als er eintrat. »Guten Morgen, Herr Doktor«, sagte sie. Ihr hellrotes, von einem Band zusammengehaltenes Haar leuchtete, und unter ihrem tief ausgeschnittenen Mohairpulli zeichneten sich die Brüste deutlich ab.

»Morgen«, sagte Dr. Superb, froh, sie hier zu finden und darüber, daß sie sich so hübsch zurechtgemacht hatte. Er gab ihr seinen Mantel, den sie im Wandschrank aufhängte. »Hm, wer ist der erste Patient heute?« Er zündete sich eine milde Florida-Zigarre an.

Amanda schlug in ihrem Buch nach und sagte: »Herr

Rugge, Herr Doktor. Um neun Uhr. Sie haben noch Zeit für eine Tasse Kaffee. Ich mach' sie Ihnen schnell.« Sie ging zum Kaffeeautomaten in der Ecke.

»Sie wissen doch, was hier bald geschehen wird, nicht wahr?« sagte Superb.

»Oh, ja. Aber die IGPP wird doch eine Kaution hinterlegen, nicht wahr?« Sie brachte ihm den kleinen Pappbecher, den sie mit zitternden Fingern hielt.

»Ich fürchte, das wird das Ende Ihrer Arbeit bei mir bedeuten.«

»Ja«, nickte Mandy. Sie lächelte nicht mehr, und ihre großen Augen waren dunkel geworden. »Ich verstehe nicht, wieso der Alte nicht sein Veto gegen dieses Gesetz eingelegt hat. Nicole war dagegen, und bis zum letzten Moment habe ich noch gehofft, daß er es tun würde. Mein Gott, die Regierung besitzt doch diese Zeitreise-Apparatur; sie können doch einfach in die Zukunft gehen und dort erfahren, welcher Schaden durch diese Verordnung entstehen wird – die Verarmung unserer Gesellschaft.«

»Vielleicht haben sie schon in der Zukunft nachgeschaut.« Und es wird keine Verarmung geben, dachte er.

Die Tür wurde geöffnet, und der erste Patient trat ein, Gordon Rugge, bleich vor Aufregung.

»Ah, Sie kommen ja doch noch«, sagte Dr. Superb. Tatsächlich war Rugge jedoch zu früh dran.

»Diese Schweine«, sagte Rugge. Er war ein großer, schlanker, gutgekleideter Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Von Beruf war er Makler in der Montgomery Street.

Hinter Rugge erschienen zwei unscheinbar gekleidete Polizisten in Zivil. Wartend sahen sie Dr. Superb an.

Die Reporter-Maschinen fuhren ihre schlauchähnlichen Rezeptoren aus, die alle Daten begierig aufnahmen. Für einen Moment wagte niemand zu sprechen oder sich zu bewegen.

»Gehen wir in mein Sprechzimmer«, sagte Dr. Superb zu Rugge. »Und fahren wir fort, wo wir letzten Freitag aufgehört haben.«

»Sie stehen unter Arrest«, sagte einer der unscheinbar gekleideten Polizisten plötzlich. Er trat vor und übergab dem Psychoanalytiker einen zusammengefalteten behördlichen Erlaß. »Kommen Sie.« Er ergriff Superb am Arm und führte ihn zur Tür; der andere trat zur Seite, so daß Dr. Superb zwischen ihnen stand. Alles ging kurz und ohne viel Aufhebens vonstatten.

»Tut mir leid, Gordon«, sagte Dr. Superb zu Rugge. »Offensichtlich ist es mir nicht möglich, Ihre Therapie fortzusetzen.«

»Die Saukerle wollen, daß ich Drogen nehme«, sagte Rugge bitter. »Und dabei wissen sie ganz genau, daß Pillen mich krank machen. Sie sind Gift für mein Nervensystem.«

»Es ist sehr interessant«, murmelte eine Reporter-Maschine, um die Aufmerksamkeit der Fernsehzuschauer auf sich zu ziehen, »wie loyal sich der Patient dem Analytiker gegenüber verhält. Ja, warum auch nicht? Dieser Mann hat vielleicht schon seit Jahren sein Vertrauen der Psychoanalyse geschenkt.«

»Seit sechs Jahren«, sagte Rugge zu der Maschine. »Und wenn nötig, schenke ich es ihr auch noch sechs weitere Jahre.«

Amanda Conners begann, leise in ihr Taschentuch zu weinen.

Als Dr. Superb sowohl von den Polizisten in Zivil als auch von den Uniformierten zu einem wartenden Streifenwagen abgeführt wurde, begann die Menschenmenge wieder mit ihren ermutigenden Zurufen. Aber es fiel Dr. Superb auf, daß die meisten Zuschauer ältere Menschen waren, Relikte früherer Zeiten, als die Psychoanalyse noch respektiert wurde; wie er Überbleibsel aus einer völlig anderen Ära. Er wünschte, auch ein paar jüngere wären unter den Zuschauern, aber es waren keine dort.

In der Polizeiwache blickte der schmalgesichtige Mann in dem schweren Überzieher, der eine handgedrehte philippinische Zigarre – *Bela King* – rauchte, aus zusammengekniffenen, kalten Augen auf die Straße, dann zu seiner Uhr und ging schließlich ruhelos auf und ab.

Er drückte gerade seine Zigarre aus und wollte sich schon eine neue anzünden, als er das herannahende Polizeifahrzeug ausmachte. Sofort eilte er nach draußen auf die Landeplattform, wo die Polizei Anstalten machte, das fragliche Individuum abzuführen. »Doktor«, sagte er, »ich bin Wilder Pembroke. Ich würde Sie gern einen Moment sprechen.« Er nickte den Polizisten zu, und diese traten zurück, Dr. Superb einfach stehenlassend. »Kommen Sie herein. Für kurze Zeit steht mir ein Raum in der zweiten Etage zur Verfügung. Es wird nicht lange dauern.«

»Sie sind nicht von der Stadtpolizei«, sagte Dr. Superb und beäugte den Mann genau. »Vielleicht sind Sie von der NP.« Er wirkte unentschlossen. »Ja, das muß es sein.«

»Betrachten Sie mich nur als interessierte Partei«, sagte Pembroke, als er zum Fahrstuhl vorausging. Er senkte die Stimme, als einige Polizeioffiziere an ihnen vorbeikamen. »Interessiert daran, daß Sie Ihre Praxis wieder eröffnen und Ihre Patienten behandeln können.«

»Und Sie haben die Befugnisse, so etwas durchzusetzen?«

»Ich glaube schon.« Der Fahrstuhl kam, und die beiden stiegen ein. »Jedoch wird es etwa eine Stunde dauern, bis Sie zurückkommen können. Bitte seien Sie geduldig.« Pembroke zündete sich eine neue Zigarette an. Superb bot er keine an.

»Darf ich fragen, wen Sie vertreten?«

»Das habe ich Ihnen schon gesagt«, meinte Pembroke unbeirrbar. »Betrachten Sie mich nur als Interessierten, verstehen Sie?« Er warf Superb einen Blick zu, und die beiden sprachen erst wieder, als sie den zweiten Stock erreicht hatten. »Tut mir leid, so kurz angebunden zu sein«, sagte Pembroke, als sie den Korridor entlanggingen. »Aber Ihre Verhaftung bekümmert mich sehr. Stört mich sehr!« Er hielt eine Tür auf, und vorsichtig betrat Superb den Raum 209. »Natürlich stört mich ziemlich oft etwas. Mehr oder weniger ist das mein Beruf. So wie es Ihrer ist, dafür zu sorgen, nicht selbst gefühlsmäßig betroffen zu werden.« Er lächelte, aber Superb lächelte nicht zurück. Er war zu angespannt dazu, wie Pembroke bemerkte. Superbs Reaktion paßte in sein Persönlichkeitsbild, über das man ein Dossier angelegt hatte.

Behutsam nahmen sie Platz und sahen einander argwöhnisch an.

»Ein Mann wird Sie konsultieren«, sagte Pembroke. »Bald darauf wird er Ihr Patient werden. Verstehen Sie? Wir wollen, daß Sie dort sind, Ihre Praxis geöffnet haben und ihn behandeln.«

Mit starrem Gesicht nickte Dr. Superb. »Ich ... verstehe«, sagte er.

»Wir kümmern uns nicht um die anderen ... um Ihre anderen Patienten. Ob sie noch kranker oder aber gesund werden, Sie ein Schweinegeld an ihnen verdienen oder von ihnen ungedeckte Schecks vorgesetzt bekommen, ist uns völlig gleichgültig. Nur auf diesen einen kommt es uns an.«

»Und nachdem ich ihn behandelt habe«, meinte Superb, »lassen Sie mich einfach fallen? Wie all die anderen Psychoanalytiker?«

»Darüber werden wir später sprechen. Nicht jetzt.«

»Was ist das für ein Mann?«

»Das werde ich Ihnen nicht sagen«, gab Pembroke zurück.

»Ich vermute«, meinte Dr. Superb nach einer Weile, »daß Sie von Lessingers Zeitreiseapparat benutzt haben, um meine Behandlungsergebnisse an diesem Mann zu erfahren.«

»Ja«, gestand Pembroke ein.

»Also haben Sie keinen Zweifel daran, daß ich ihn heilen kann.«

»Im Gegenteil«, sagte Pembroke. »Sie werden nicht in der Lage sein, ihm zu helfen; und genau deshalb wollen wir, daß Sie diese Aufgabe übernehmen. Wenn ihm chemische Medikamente verabreicht werden, würde er sein geistiges Gleichgewicht wiedererlangen. Und es ist äußerst wichtig

für uns, daß er krank bleibt. Sie sehen also, Doktor, daß wir auch weiterhin einen berufsmäßigen Quacksalber, einen praktizierenden Psychoanalytiker, benötigen.« Sorgfältig zündete Pembroke seine Zigarette, die mittlerweile ausgegangen war, neu an. »Ihre wichtigste Instruktion muß also sein: Lehnen Sie keine neuen Patienten ab. Verstehen Sie? Egal, wie verrückt oder auch gesund sie sein mögen.« Er lächelte. Die Unbehaglichkeit des Psychoanalytikers amüsierte ihn.

2

Noch am späten Abend brannten in dem großen kommunalen Apartmenthaus Abraham Lincoln die Lichter, denn es war die Nacht für Allerseelen. Der Mietvertrag verlangte von jedem der insgesamt sechshundert Mieter, in der unterirdisch gelegenen Gemeinschaftshalle an der Veranstaltung teilzunehmen. Sie strömten herein, Männer, Frauen und Kinder; an der Tür stand Vince Strikerock, geschäftsmäßig und kalt, ein guter, solider Bürokrat, und bediente ihren neuen Identifikations-Leser, um sich zu versichern, daß niemand von außerhalb oder aus einem anderen kommunalen Apartmenthaus hereinkam. Die Mieter zeigten sich gutgelaunt, und alles ging recht schnell.

»He, Vince, um wieviel wirft es uns zurück?« fragte der alte Joe Purd, ältester Bewohner des Gebäudes; er war mit seiner Frau an dem Tag, als es fertiggestellt worden war, im Mai des Jahres 1992, eingezogen. Mittlerweile war seine Frau gestorben, die erwachsenen Kinder waren verheiratet und fortgezogen, aber Joe blieb wohnen.

»Um einiges«, sagte Vince ruhig. »Aber es ist narrenischer, nicht mehr rein subjektiv.« Bisher hatte er während seiner langen Dienstzeit als bewaffneter Hausmeister darauf vertraut, daß er alle Leute, die hereingelassen werden durften, auch erkannte. Aber das letzte Mal hatte er ein paar Neider aus dem Robin-Hill-Gebäude hineingelassen, und die hatten die gesamte Versammlung mit ihren Fragen und Kommentaren gestört. Vince Strikerock hatte sich und seinen Mitbewohnern geschworen, so etwas werde nicht wieder vorkommen. Und dafür würde er auch sorgen.

Während Frau Wells Exemplare der Tagesordnung verteilte, lächelte sie und zwitscherte: »Aus dem Paragraphen 3A, Bewilligung für Reparaturen am Dach, wurde der Paragraph 4A. Bitte notieren Sie das.« Die Mieter nahmen ihre Tagesordnungen entgegen und teilten sich dann in zwei Ströme, die sich zu entgegengesetzten Seiten der Halle in Bewegung setzten; die liberale Fraktion des Gebäudes nahm ihre Sitzplätze auf der rechten, die konservative auf der linken ein; beide legten Wert darauf, die Existenz der anderen nicht zu beachten. Einige, die keiner Fraktion angehörten – neue Mieter oder alte Querköpfe –, nahmen schweigend und selbstbewußt hinten Platz, während das Summen vieler kleiner Unterhaltungen den Raum erfüllte. Die Stimmung im Raum war gut, aber die Mieter wußten, daß es heute noch eine Auseinandersetzung geben würde. Darauf hatten sich beide Seiten aufs sorgfältigste vorbereitet. Hier und dort raschelten Dokumente, Petitionen und Zeitungsausschnitte, als sie von einer Hand zur anderen gereicht, ausgetauscht und gelesen wurden.

Auf einem Podest saß der Vorsitzende Donald Tishman

zusammen mit den vier Vertrauensleuten des Gebäudes und hatte Magenschmerzen. Als friedfertiger Mensch schrak er vor diesen heftigen Zwistigkeiten zurück. Selbst wenn er nur unter dem Publikum saß, war es schon zuviel für ihn, und heute mußte er eine aktive Rolle übernehmen; mit der Zeit kam jeder einmal an die Reihe, und ausgerechnet heute, wo die Auseinandersetzung um die Schulfragen ihren Höhepunkt erreichen würde, hatte es ihn treffen müssen.

Der Raum hatte sich fast völlig gefüllt, und nun trat Patrick Doyle, der jetzige Himmelstyp des Gebäudes, der in seiner langen weißen Robe nicht allzu glücklich aussah, nach vorn und hob die Hände. Sofort herrschte Schweigen. »Das Eröffnungsgebet«, rief er heiser, räusperte sich und zog eine kleine Karte hervor. »Ein jeder schließe bitte die Augen und beuge den Kopf.« Er warf Tishman und den Vertrauensleuten einen raschen Blick zu, und Tishman nickte ihm zu. Er konnte fortfahren. »Himmlischer Vater«, las Doyle, »wir, die Bewohner des kommunalen Apartmentgebäudes Abraham Lincoln, erbitten von Dir den Segen für unsere heutige Versammlung. Hm ... wir bitten, daß Du in Deiner Gnade uns befähigst, die Geldmittel für die Reparaturen am Dach, die unerlässlich sind, aufzubringen. Wir bitten darum, daß unsere Kranken geheilt werden und wir bei den Bewerbern, die gerne unter uns leben würden, Weisheit in der Annahme und Ablehnung zeigen. Wir bitten weiterhin, daß niemand von draußen hereinkommt und unser gesetzmäßiges, ordentliches Leben stört, und wir bitten ganz besonders darum, daß Nicole Thibodeaux von ihren Sinus-Kopfschmerzen befreit wird, die bewirkt haben, daß sie neulich nicht vor uns auf dem Fernseher erschien,

und daß diese Kopfschmerzen nichts damit zu tun haben, daß sie von der Bühne fiel und mit dem Kopf aufschlug und für mehrere Tage ins Krankenhaus mußte, damals vor zwei Jahren. Ein Amen schon mal auf alle Fälle.«

»Amen«, stimmte die Zuhörerschaft zu.

Tishman erhob sich von seinem Stuhl. »Nun, bevor wir zu den eigentlichen Gründen dieser Zusammenkunft kommen«, sagte er, »werden wir uns ein paar erfreuliche Minuten für unsere Talentshow erlauben. Zuerst die drei Fetersmoeller-Mädchen aus Apartment Nummer 205. Sie werden einen Mokassin-Tanz zu der Melodie von *Ich bau' mir eine Brücke zu den Sternen* vorführen.« Er nahm wieder Platz, und auf die Bühne kamen die drei kleinen blonden Kinder, die der Zuhörerschaft schon aus früheren Talentshows bekannt waren.

Während die Fetersmoeller-Mädchen in ihren gestreiften Hosen und glitzernden Silberjacken lächelnd den Tanz vollführten, öffnete sich die Tür zum Korridor, und ein Nachzügler, Edgar Stone, erschien.

Stone hatte sich an diesem Abend verspätet, da er die Testunterlagen seines direkten Nachbarn, Ian Duncan, noch bewerten mußte. Noch als er auf der Schwelle zur Halle stand, waren seine Gedanken bei dem Test und dem schlechten Ergebnis, das Duncan – den er kaum kannte – erzielt hatte. Die Sache war für ihn klar, auch ohne den gesamten Test durchgesehen zu haben: Duncan würde versagen.

Von der Bühne her erklangen die kratzigen Stimmen der Fetersmoeller-Mädchen, und Stone fragte sich, wieso er überhaupt gekommen war. Vielleicht nur aus dem Grund, eine Geldstrafe zu vermeiden, da es für alle Bewohner

des Gebäudes Pflicht war, heute abend hier zu erscheinen. Diese Amateur-Talentshows, die nun so oft stattfanden, bedeuteten ihm nichts. Er erinnerte sich an die alten Tage, als im Fernsehen noch Unterhaltungssendungen ausgestrahlt wurden, gute Shows von professionellen Künstlern. Heutzutage standen natürlich alle wirklich guten berufsmäßigen Entertainer beim Weißen Haus unter Vertrag; das Fernsehen besaß nur noch eine erzieherische Aufgabe und brachte keine Unterhaltungssendungen mehr. Stone dachte an das ruhmreiche, aber längst vergangene Goldene Zeitalter mit seinen großen alten Filmkomikern wie Jack Lemmon und Shirley MacLaine, als sein Blick auf die Fetersmoeller-Schwestern fiel. Er seufzte.

Der immer pflichtbewußte Vince Strikerock hörte ihn und warf ihm einen ernsten Blick zu.

Zumindest hatte er das Gebet verpaßt. Er steckte seinen Ausweis in Vinces teure neue Maschine, und sie erlaubte ihm – wieder etwas Zeit verstrichen! – zu passieren und auf einem leeren Sitz Platz zu nehmen. Sah Nicole heute abend zu? Befand sich unter den Zuhörern irgendwo ein Talentsucher? Er entdeckte aber keine unbekannten Gesichter. Die Fetersmoeller-Kinder vergeudeten nur ihre Zeit. Er setzte sich, schloß die Augen und hörte zu, nicht in der Lage, auch noch zuzusehen. Sie werden es niemals schaffen, dachte er. Das müssen sie – und ihre ehrgeizigen Eltern auch – einsehen; sie sind untalentierte, wie der Rest von uns auch ... Trotz seiner emsigen, immerwährenden Entschlossenheit hat das Abraham Lincoln bislang wenig zum kulturellen Leben der USEA beigetragen, und ihr werdet auch nichts daran ändern.

Die Hoffnungslosigkeit der Vorstellung der Fetersmoeller-Schwestern erinnerte ihn wieder an die Testpapiere, die ihm ein zitternder und bleicher Ian Duncan heute morgen in die Hand gedrückt hatte. Wenn Duncan versagen sollte, wäre er sogar noch schlimmer dran als die Fetersmoeller-Mädchen, da er dann nicht mehr im Abraham Lincoln wohnen bleiben dürfte; er würde vergessen werden – zumindest von ihnen – und in seinen alten und verachteten Status zurückfallen; aller Wahrscheinlichkeit nach würde er sich – falls er nicht mit einigen ganz besonderen handwerklichen Begabungen ausgestattet war – in einem Schlafsaal wiederfinden und simple manuelle Arbeit verrichten müssen, wie sie alle es während ihrer Jugend getan hatten.

Natürlich würde er das Geld, das er für sein Apartment bezahlt hatte, erstattet bekommen, eine hohe Summe, die praktisch die einzige größere Investition des Mannes in seinem gesamten Leben darstellte. In gewisser Beziehung beneidete Stone ihn. Was würde ich tun, fragte er sich, als er mit geschlossenen Augen dasaß, wenn ich in diesem Moment eine Pauschalsumme für meine Einlage zurückbekäme? Vielleicht würde ich auswandern, dachte er. Eine dieser billigen, illegalen Klapperkisten kaufen, die zuhau verhökert werden ...

Händeklatschen weckte ihn auf. Die Mädchen hatten ihren Tanz beendet, und er fiel in den Applaus ein. Auf dem Podest gestikulierte Tishman um Ruhe. »Genug, Leute, ich weiß, daß ihr die Show genossen habt, aber wir haben heute noch *einiges* vor. Und wir dürfen den geschäftlichen Teil unserer Zusammenkunft nicht vergessen, von weiteren

Vorstellungen einmal abgesehen.« Er grinste von seinem Podest herab.

Ja, dachte Stone, der geschäftliche Teil. Er fühlte Spannung in sich hochsteigen, denn er war einer der Radikalen des Abraham Lincoln, die die hauseigenen Grundschulen abschaffen und ihre Kinder in öffentliche Grundschulen schicken wollten, wo sie mit Kindern aus anderen Gebäuden konfrontiert waren.

Dieser Idee war anfangs rigoros widersprochen worden. Aber trotzdem hatte sie in den letzten Wochen viele Anhänger gefunden. Vielleicht steuerten sie auf eine seltsame und ungewöhnliche Zeit zu. Auf jeden Fall würde es eine wichtige Erfahrung für die Kinder bedeuten; sie würden entdecken, daß die Menschen in den anderen Gebäuden sich nicht von ihnen selbst unterschieden. Barrieren zwischen den Bewohnern aller Apartments würden niederrissen werden, und gänzlich neue Einsichten mochten entstehen.

Aber die Konservativen sahen es nicht so. Stone konnte das nicht begreifen. Sie meinten, es sei zu früh für eine derartige Vermischung. Bald schon würden die Kinder Streit bekommen und sich darum schlagen, welches Gebäude das größte und wichtigste war. Sicher, irgendwann würde das geschehen ... aber nicht so bald, nicht so schnell.

Der kleine, nervöse, unscheinbare Ian Duncan riskierte die hohe Geldstrafe, blieb der Versammlung fern und verbrachte den Abend in seinem Apartment, wo er offizielle Regierungstexte über die politische Geschichte der Vereinigten Staaten von Europa und Amerika studierte. Er wußte,

er war schwach darin, kannte kaum die wirtschaftlichen Faktoren – von den Relpol-Ideologien, die während des zwanzigsten Jahrhunderts gekommen, wieder verschwunden waren und direkt etwas zur bestehenden Situation beigetragen hatten, einmal ganz abgesehen. Zum Beispiel der Aufstieg der Demokratisch-Republikanischen Partei. Einst waren es zwei (oder gar drei?) Parteien gewesen, die sich in verschwenderischen Machtkämpfen befehdet hatten, genau wie die verschiedenen Gebäude sich heutzutage bekämpften. Die zwei – oder drei – Parteien verschmolzen dann etwa im Jahre 1985, kurz bevor Deutschland der USEA beitrat. Jetzt gab es nur noch eine Partei, die eine friedliche und stabile Gesellschaft regierte und der laut Gesetz jedermann Mitglied war. Jeder bezahlte Beiträge, nahm an Versammlungen teil und wählte alle vier Jahre einen neuen Alten – jenen Mann, von dem sie glaubten, daß Nicole ihn am besten leiden könnte.

Es war gut zu wissen, daß sie, das Volk, die Macht darüber hatten zu entscheiden, wer Nicoles neuer Ehemann werden würde – und das alle vier Jahre. In gewissem Sinne gab diese Regelung der Wählerschaft eine überlegene Macht, die auch über der von Nicole stand. Zum Beispiel ihr letzter Mann, dieser Rudolf Kalbfleisch. Die Beziehungen zwischen diesem Alten und der First Lady waren recht kühl, ein Anzeichen dafür, daß sie diese letzte Wahl nicht sehr schätzte. Aber natürlich würde sie sich als echte Lady niemals etwas anmerken lassen.

Wann wurde die Position der First Lady eigentlich wichtiger als die des Präsidenten? fragte der Text. Mit anderen Worten: Wann wurde unsere Gesellschaft zu einem

Matriarchat? Duncan wußte die Antwort darauf: etwa um 1990. Schon davor gab es Anzeichen für diese Veränderung, der Wechsel lief kontinuierlich ab. Jedes Jahr wurde der Alte in den Augen des Volkes obskurer, die First Lady jedoch besser bekannt und beliebter. War es der Wunsch nach einer Mutter, einer Ehefrau, einer Herrin – oder nach allen dreien? Auf jeden Fall bekamen sie, was sie wollten; sie bekamen Nicole, die ganz gewiß diese drei Eigenschaften und noch einige mehr in sich vereinigte.

In der Ecke seines Wohnzimmers machte der Fernseher ein Geräusch und gab damit zu erkennen, daß er sich gerade selbsttätig angeschaltet hatte.

Seufzend schloß Duncan das offizielle Relpol-Lehrbuch und wandte seine Aufmerksamkeit dem Bildschirm zu. Eine Sondersendung, die sich mit den Aktivitäten im Weißen Haus beschäftigt, überlegte er. Vielleicht über eine Reise. Oder ein sehr tiefgreifender Bericht (mit wirklich allen Details) über ein neues Hobby oder eine neue Leidenschaft von Nicole. Vielleicht sammelt sie jetzt Tassen aus Porzellan. Wenn ja, werden wir uns jede einzelne verfluchte Tasse ansehen müssen.

Wie üblich erschienen die runden, schweren Gesichtszüge von Maxwell W. Jamieson, dem Nachrichtensekretär des Weißen Hauses, auf dem Bildschirm. »n' Abend, ihr Bürger unseres Landes«, sagte er ernst. »Haben Sie sich schon einmal gefragt, wie es sein würde, auf den Grund des Pazifischen Ozeans hinabzutauchen? Nicole hat es sich gefragt, und um die Antwort zu erhalten, hat sie hier im Tulpenzim-mer des Weißen Hauses drei der weltbesten Ozeanographen zu sich gebeten. Heute abend wird sie sie nach ihren besten

Geschichten befragen, und auch Sie werden sie hören, so wie sie vor kurzer Zeit live aufgenommen worden sind – mit dem technischen Ausrüstungsmaterial des Büros für Öffentlichkeitsarbeit der Vereinigten Fernsehanstalten.«

Und nun zum Weißen Haus, sagte Duncan sich. Zumindest stellvertretend. Wir, die wir den Weg dorthin nicht finden können, die wir keine Begabung haben, welche die First Lady zumindest für einen Abend interessieren könnte, wir sehen es trotzdem, durch das vorsichtig eingestellte Fenster unseres Fernsehapparates.

Heute abend wollte er wirklich nicht zusehen, aber es schien ihm notwendig zu sein; gegen Ende der Sendung könnte auf diesem Kanal noch ein Überraschungsquiz folgen. Und ein gutes Ergebnis bei einem Überraschungsquiz könnte das schlechte Ergebnis ausgleichen, das er sicherlich bei dem letzten Relpol-Test erzielt hatte, den sein Nachbar, Edgar Stein, gerade korrigierte.

Auf dem Bildschirm erschienen nun die lieblichen, ruhigen Gesichtszüge, die weiße Haut und die dunklen, intelligenten Augen, das weise und doch kecke Gesicht der Frau, die ein Monopol auf das Interesse einer gesamten Nation, ja fast eines ganzen Planeten beanspruchte. Als er sie sah, wurde es Ian Duncan schlecht vor Furcht. Er hatte ihr gegenüber versagt; irgendwie waren die Ergebnisse seines mißratenen Tests schon zu ihr vorgedrungen, und obwohl sie nichts sagen würde, war sie enttäuscht.

»Guten Abend«, sagte Nicole. Ihre sonst so weiche Stimme war etwas heiser.

»Ich kann nichts daran ändern«, hörte sich Duncan auf einmal murmeln. »Diese Abstraktionen liegen mir einfach

nicht; ich meine diese gesamte religiös-politische Philosophie. Sie ergibt keinen Sinn für mich. Könnte ich mich nicht einfach nur auf die handfeste Wirklichkeit konzentrieren? Ich sollte eigentlich besser Ziegel brennen oder Schuhe herstellen.« Ich sollte auf dem Mars sein, dachte er, im *Grenzgebiet*. Hier unten bin ich ein Versager, mit fünfunddreißig erledigt, fertig, *und sie weiß es*. Nicole, laß mich gehen, dachte er verzweifelt. Gib mir keine weiteren Tests mehr, da ich sowieso keine Chance habe, sie zu bestehen. Sogar diese Sendung über den Meeresboden – wenn sie vorüber ist, werde ich alle Daten vergessen haben. Ich bin für die Demokratisch-Republikanische Partei von keinerlei Nutzen.

Plötzlich fiel ihm sein früherer Kamerad Al ein. Al könnte mir helfen, dachte er. Al arbeitete für Loony Luke und kam an diese Klapperkisten aus dünnem Blech und Plastik heran, die sich verzweifelte Menschen kaufen konnten und mit denen man, wenn das Glück einem beistand, den Mars lebendig erreichen – aber nicht zurückkehren konnte. Al könnte mir solch ein Ding besorgen, sagte er sich.

»Und wirklich«, sagte Nicole auf dem Fernsehbildschirm, »diese Welt hat ihren eigenen Zauber. Ihre leuchtenden Lebensformen übertreffen an Reichtum und reiner Schönheit alle, die man auf anderen Planeten gefunden hat. Die Wissenschaftler sind der Ansicht, im Ozean gäbe es wesentlich mehr verschiedene Lebensformen als ...«

Ihr Gesicht verschwamm, und nach einem etwas unnatürlich wirkenden Schnitt nahm das Bild eines grotesken Fisches ihren Platz ein. Das ist auch ein Teil der verzweifelten Propaganda-Welle, registrierte Duncan. Man versucht,

uns davon abzulenken, an den Mars zu denken und wie man sich von der Partei lösen kann – und von ihr. Auf dem Bildschirm starrte ihn ein glotzäugiger Fisch an und zog seine Aufmerksamkeit auf sich, obwohl Duncan sich gar nicht ablenken lassen wollte. Tja, das ist schon eine schreckliche Welt da unten, dachte er. Nicole, du hast mich in der Falle. Wenn Al und ich nur Erfolg gehabt hätten, dann spielten wir jetzt vor dir und wären dabei glücklich. Während du weltberühmte Ozeanographen interviewst, würden Al und ich diskret im Hintergrund spielen, vielleicht eine Partita von Bach.

Duncan ging zum Wandschrank seines Apartments, bückte sich und brachte vorsichtig einen stoffverhüllten Gegenstand ans Licht. Wir hatten soviel jugendliches Vertrauen, erinnerte er sich. Vorsichtig, fast zärtlich, packte er das Horn aus, holte tief Atem und blies ein paar Töne. Duncan & Miller, Zweimannkapelle, das waren er und Al gewesen, wie sie ihre eigenen Interpretationen für zwei Hörner nach Stücken von Bach und Mozart und Strawinski spielten. Aber der Talentsucher des Weißen Hauses – dieser Mistkerl. Er hatte ihnen noch nicht einmal aufmerksam zugehört. Schon zu spät, hatte er gesagt. Jesse Pigg, der berühmte Bläser aus Alabama, war vom Weißen Haus unter Vertrag genommen worden. Er hatte es geschafft, er unterhielt nun die dreizehn Mitglieder der Familie Thibodeaux, die sich zu seinen Versionen von »Derby Ram« und »John Henry« und ähnlichen Stücken zusammenfanden.

»Aber«, hatte Ian Duncan protestiert, »wir spielen *klassische* Stücke. Späte Sonaten von Beethoven.«

»Wir werden Sie benachrichtigen«, hatte der Talentsucher

kurz angebunden gesagt, »wenn Nicky irgendwann einmal Interesse zeigen sollte.«

Nicky! Er war bleich geworden. Man stelle sich nur vor – so intim mit der Ersten Familie! Er und Al hatten erbost murmelnd ihre Hörner von der Bühne geholt, um Platz für die nächste Vorführung zu machen, eine Gruppe dresierter Hunde, mit elisabethanischen Kleidern kostümiert, die Charaktere aus *Hamlet* darstellen sollten. Die Hunde hatten es zwar auch nicht geschafft, aber das war kein großer Trost.

»Man hat mir erzählt«, sagte Nicole, »daß es in den Tiefen des Ozeans sehr wenig Licht gibt. Nun, seht euch diesen seltsamen Zeitgenossen an!« Ein Fisch, der vor sich ein grünes Leuchten erzeugte, schwamm über den Bildschirm.

Er fuhr zusammen. Jemand hatte an die Apartmenttür geklopft.

Vorsichtig öffnete Ian Duncan die Tür. Sein Nachbar, Stone, stand dort. Er sah überaus nervös aus.

»Waren Sie nicht bei Allerseelen?« fragte Edgar Stone. »Werden sie das nicht überprüfen und herausfinden?« In seiner Hand hielt er Ian Duncans korrigierten Test.

»Sagen Sie mir, wie der Test ausgefallen ist«, meinte Duncan und bereitete sich auf das Schlimmste vor.

Stone kam herein und zog hinter sich die Tür zu. Er warf einen Blick zum Fernseher, sah Nicole und die Tiefseeforscher, hörte ihnen einen Moment zu und sagte dann abrupt mit heiserer Stimme: »Sie waren gut.« Er hielt ihm den Test hin.

»Ich habe *bestanden*?« Duncan konnte es nicht glauben.

Er nahm die Blätter entgegen und las sie genau. Und dann verstand er, was geschehen war.

Stone hatte mitgespielt, um sich zu versichern, daß er, Duncan, es schaffen würde. Er hatte das Ergebnis gefälscht, wahrscheinlich aus humanitären Motiven. Duncan hob den Kopf, und die beiden sahen sich schweigend an. Das ist schrecklich, dachte Duncan. Was soll ich jetzt bloß tun? Seine Reaktion erstaunte ihn, aber er konnte sie nicht verleugnen.

Ich *wollte* versagen, erkannte er. Warum? Um hier herauszukommen, um eine Entschuldigung zu haben, dies alles aufzugeben, mein Apartment und meine Arbeit? Einfach einen Schlußstrich ziehen und abhauen? Nur mit dem Hemd auf dem Rücken auswandern, in einer Blechkiste, die in dem Moment in Stücke zerfällt, wenn sie in der marsianischen Wildnis landet.

»Danke«, sagte er dumpf.

»Sie ... Sie können das gleiche eines Tages mal für mich tun«, sagte Stone hastig.

»Oh, ja, ich würde mich freuen«, erwiderte Duncan.

Stone ging rückwärts aus dem Apartment und ließ ihn allein mit dem Fernseher, dem Horn und den gefälschten Testpapieren – und mit seinen Gedanken.

Man müßte in das Jahr 1994 zurückgehen – in das Jahr, als Westdeutschland als dreiundfünzigstes Land den Vereinigten Staaten beitrat –, um zu verstehen, warum Vince Strikerock, amerikanischer Staatsbürger und Bewohner des Abraham-Lincoln-Apartment-Gebäudes, am nächsten Morgen der Ansprache des Alten im Fernsehen lauschte, während er sich gerade rasierte. An diesem Alten, dem Präsidenten Rudi Kalbfleisch, war etwas Besonderes, das ihn immer wieder irritierte. Es würde ein großer Tag werden, wenn Kalbfleisch in zwei Jahren das Ende seiner Amtsperiode erreicht hatte und zurücktreten mußte, wie das Gesetz es verlangte. Es war immer ein großer und guter Tag, wenn ein Präsident aufgrund des Gesetzes von seinem Amt zurücktreten mußte; Vince hielt solche Tage für so herzerfrischend, daß sie eine Feier wert waren.

Dennoch fühlte Vince, daß es das beste sein würde, wenn er sich mit dem Präsidenten, solange dieser sich noch im Amt befand, gutstellte. Deshalb legte er den Rasierapparat beiseite und ging ins Wohnzimmer, um an den Knöpfen seines Fernsehers zu drehen. Er justierte den N-, den R- und den B-Knopf, und wartete hoffnungsvoll darauf, daß das laute Brummen, das die Rede begleitete, verschwand. Es änderte sich jedoch nichts daran. Zu viele andere Fernsehzuschauer hatten ihre eigenen Vorstellungen davon, was der alte Mann sagen sollte. Vince kam zu dem Schluß, daß allein in diesem Apartment-Gebäude zu viele Menschen lebten, die die Tonverbesserung, für die er mit seinem Gerät votierte, wieder aufhoben. Aber so ist das nun einmal

in einer Demokratie. Vince seufzte. Das hatte er immer schon gewollt – eine Regierung, die empfänglich für das war, was das Volk vorbrachte. Er kehrte ins Badezimmer zurück und fuhr mit seiner Rasur fort.

»He, Julie!« rief er seiner Frau zu. »Ist das Frühstück schon fertig?« Er hörte sie nicht in der Küche hantieren, wie es sonst um diese Zeit üblich war. Und wenn er genau darüber nachdachte, hatte er sie auch nicht neben sich im Bett bemerkt, als er heute morgen schlaftrunken aufgestanden war.

Plötzlich erinnerte er sich wieder an alles. Letzten Abend, nach dem Allerseelen, hatten er und Julie einen bösen Streit gehabt und beschlossen, sich scheiden zu lassen. Sie waren zum Heirats- und Scheidungs-Bevollmächtigten des Gebäudes gegangen und hatten die Scheidungspapiere ausgefüllt. Julie hatte sofort ihre Sachen gepackt und war ausgezogen; er befand sich nun allein im Apartment – niemand würde ihm das Frühstück zubereiten, und wenn er sich nicht selbst darum kümmerte, würde er überhaupt keines bekommen.

Das war ein Schock für ihn, denn diese Ehe hatte *sechs volle Monate* gehalten, und er hatte sich schon daran gewöhnt, Julie jeden Morgen zu sehen. Sie wußte genau, wie er seine Frühstückseier mochte (mit einem Stückchen mildem Münsterkäse zubereitet). Dieses verdammte neue Scheidungsgesetz, das Präsident Kalbfleisch eingeführt hatte! Dieser verdammte Kalbfleisch! Warum hatte der Alte sein Amt nicht abgegeben oder war während einem seiner berühmten Zwei-Uhr-Nickerchen einfach verstorben? Aber dann hätte natürlich ein neuer Alter seinen Platz eingenommen. Und auch der Tod des alten Mannes würde Julie nicht zurückbringen; das lag außerhalb der Befugnisse

der Bürokratie in den USEA, wie umfassend sie sonst auch sein mochte.

Wütend ging er zum Fernseher und drückte den S-Knopf; wenn genug Bürger ihn betätigen würden, bräuchte er die Rede nicht mehr länger anzuhören – der Stop-Knopf bewirkte, daß das Murmeln des Präsidenten völlig verstummte. Vince wartete, aber die Übertragung der Rede wurde fortgesetzt.

Und dann wunderte er sich, daß schon so früh am Morgen überhaupt eine Rede übertragen wurde; schließlich war es erst acht Uhr. Vielleicht war die gesamte Mondkolonie bei der Explosion ihres Treibstofflagers vernichtet worden. Der Alte würde dann erzählen, daß man von nun an den Gürtel enger schnallen müsse, um neue Mittel für das Raumfahrtprogramm bereitzustellen; mit diesen und anderen wunderlichen schlechten Nachrichten mußte gerechnet werden. Vielleicht hatte man aber auch endlich authentische Überreste einer anderen intelligenten Rasse auf dem vierten Planeten aus dem Boden geholt – hoffentlich nicht in den französischen Gebieten, sondern, wie der Alte es immer auszudrücken pflegte, in ›den unsrigen‹. Ihr preußischen Bastarde, dachte Vince. Wir hätten euch niemals erlauben sollen, ›unserem Zelt‹, unserer Bundesunion, die auf die westliche Hemisphäre hätte beschränkt bleiben sollen, beizutreten. Aber die Welt war kleiner geworden. Wenn man auf einem viele Millionen Kilometer entfernten Mond oder Planeten eine Kolonie errichtet, machen die dreitausend Kilometer, die Berlin von New York trennen, wirklich nicht mehr viel aus. Mein Gott, wie waren die Deutschen in Berlin willig und beflissen gewesen!

Vince griff zum Telefon und wählte die Nummer des Geschäftsführers des Apartment-Gebäudes. »Meine Frau Julie, vielmehr meine Exfrau – hat sie gestern nacht ein anderes Apartment gemietet?« Wenn er sie fände, würde er vielleicht mit ihr zusammen frühstücken können, und das würde ihn aufheitern. Hoffnungsvoll lauschte er.

»Nein, Strikerock.« Eine Pause. »Soweit wir wissen, war dies nicht der Fall.«

Verdammtd, dachte Vince und legte auf.

Was war denn überhaupt eine Ehe? Ein Arrangement, gewisse Dinge miteinander zu teilen, zum Beispiel das Recht, darüber zu sprechen, was die Acht-Uhr-Rede des Alten zu bedeuten hatte, und die Bequemlichkeit, daß jemand anders – eben seine Frau – das Frühstück zubereitete, während er sich darauf vorbereitete, zu seiner Arbeit im Detroiter Zweigwerk der Firma Karp und Söhne zu fahren. Ja, es war ein Arrangement, in dem die eine Person eine andere hatte, die gewisse Dinge erledigte, die man selbst nicht tun mochte, wie etwa das Mittagessen kochen; er haßte es, etwas zu essen, was er selbst zubereitet hatte. Jetzt, wo er allein war, würde er in der Cafeteria des Gebäudes frühstücken müssen, wie er aus Erfahrung wußte. Mary, Jean, Laura – und nun Julie; vier Ehen, und die letzte davon war die kürzeste. Es ging bergab mit ihm. Vielleicht, Gott behüte, war er ein latenter Homosexueller.

Im Fernsehen stieß der Alte hervor: »... und paramilitärische Aktivitäten rufen uns die Tage des Barbarismus wieder in Erinnerung. Zweifellos müssen wir ihnen entgegentreten.«

Die Tage des Barbarismus – das war der verschönernde

Ausdruck für den Hitlerfaschismus in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, der jetzt seit fast einhundert Jahren vorüber war, an den man sich aber noch gut erinnerte. Also hatte der Alte damit begonnen, die Söhne des Hiob anzugreifen, jene neue Organisation pseudoreligiöser Natur, deren Mitglieder auf den Straßen ausflippten und die Zurückführung des nationalen ethnischen Lebens auf die ursprünglichen Ziele proklamierten – oder wovon sie sonst auch immer reden mochten. Mit anderen Worten – sie verlangten ein Gesetz, das Mißgestaltete aus dem öffentlichen Leben verbannte, besonders jene, die während der Jahre des radioaktiven Niederschlages, der auf Grund von Atom-bombenversuchen entstanden war, geboren worden waren.

Das würde auch Julie betreffen, überlegte Vince, da sie steril ist. Weil sie keine Kinder bekommen konnte, würde sie nicht mehr wählen dürfen ... ein ziemlich verrückter Sinnzusammenhang, der nur den Zentraleuropäern, besonders den Deutschen, logisch erscheinen konnte. Der Schwanz, der den Hund wedelt, sagte er sich, als er sein Gesicht abtrocknete. Wir in Nordamerika sind der Hund; das *Reich* ist der Schwanz. Was für ein Leben! Vielleicht sollte ich wirklich in eine Kolonie auswandern und unter einer armselig schwachen, weißgelben Sonne leben, wo selbst Geschöpfe mit acht Beinen und einem Stachel wählen dürfen ... dort gibt es auch keine Söhne des Hiob. Nicht, daß all diese besonderen Leute derart besonders waren, aber viele von ihnen hatten emigrieren können – und es schließlich auch aus gutem Grund getan. Wie auch viele durchschnittlich begabte Menschen, die einfach des Lebens auf der überbevölkerten und von der Bürokratie kontrollierten

Erde überdrüssig geworden waren, gleichgültig, ob sie in den USEA, im Französischen Reich, in Volksasien oder im Freien – das heißt schwarzen – Afrika lebten.

In der Küche bereitete er sich Eier und Schinken zu. Und während der Schinken in der Pfanne schmorte, fütterte er das einzige Haustier, das er halten durfte: George III., seine kleine grüne Schildkröte. George III. aß getrocknete Fliegen (fünfundzwanzig Prozent Protein, nahrhafter als das Essen für die Menschen), Semmelbrösel und Ameiseneier – ein Frühstück, das Vince Strikerock veranlaßte, über das Axiom *de gustibus non disputandum est* nachzudenken; über Geschmack läßt sich nicht streiten, am wenigsten um acht Uhr früh.

Vor noch fünf Jahren hätte er sich einen Vogel im Abraham Lincoln halten können, aber auch das war nun verboten. Solch ein Tier war wirklich zu laut. Hausordnung § 205: Pfeifen, Singen, Flöten oder Tschirpen verboten! Eine Schildkröte war stumm, genau wie eine Giraffe, aber Giraffen waren ebenfalls verboten, desgleichen die ehemaligen Freunde des Menschen, die Hunde und Katzen, die in den Tagen des Alten Frederich Hempel verboten worden waren. Das war schon so lange her, daß Vince sich kaum noch daran erinnern konnte. Also war nicht die Lautstärke eines Tieres entscheidend dafür, ob man es halten durfte oder nicht, sondern einzig und allein die Willkür der Partei-Bürokratie. Er konnte deren Motive nicht einmal erahnen und war dankbar dafür. Denn dies bewies, daß er geistig nicht der Partei angehörte.

Auf dem Fernsehbildschirm war das ausgetrocknete, langgezogene und fast senile Gesicht verschwunden. Nun

wurde eine kaum vernehmbare Musikdarbietung gesendet. Percy Grainger spielte als passendes Nachspiel zu der vorherigen Sendung eine banale Melodie. Vince knallte abrupt die Fersen zusammen und stand stramm, eine Parodie auf den steifen Militärdrill der Deutschen. Er hob das Kinn und streckte die Arme gerade, während die Melodie aus dem Fernsehlautsprecher erklang, lauschte dieser Kindermusik, die die Behördenangestellten, die sogenannten *Ges*, für passend hielten. »Heil«, sagte Vince unhörbar und hob den Arm zum alten Nazi-Gruß.

Die Musiknummer lief weiter. Vince schaltete auf einen anderen Kanal.

Dort erschien auf dem Bildschirm ein gehetzter aussehender Mann, der kurz inmitten einer Menschenmenge auftauchte, die ihm zuzujubeln schien. An seiner Seite befanden sich Polizisten, die ihn zu einem mit laufendem Motor wartenden Fahrzeug führten. Gleichzeitig erklärte der Nachrichtensprecher: ».... und hier wird, genau wie jetzt in Hunderten von anderen Städten der USEA, Dr. Jack Dowling, der führende Psychiater der Wiener Schule hier in Bonn, in Polizeigewahrsam genommen, da er gegen das soeben verabschiedete Gesetz, die McPhearson-Verordnung, protestiert hat ...«

Auf dem Bildschirm brauste das Polizeifahrzeug davon. Eine verdammt schlechte Nachricht, dachte Vince dumpf. Die Zeichen der Zeit – das Establishment ist verantwortlich für eine repressive, erschreckende Gesetzgebung. Wer kann mir nun helfen, wenn ich geistig krank werde, weil Julie mich verlassen hat? Ein Psychiater könnte es vielleicht. Ich habe noch nie einen aufgesucht, brauchte in

meinem ganzen Leben noch nie einen. Aber nun ... Mir ist noch nie etwas so Schlimmes zugestoßen. Julie, dachte er, wo bist du?

Auf dem Fernsehschirm wechselte das Bild – und blieb trotzdem das gleiche. Vince Strikerock sah eine neue Menschenmenge, andere Polizisten und einen anderen Psychoanalytiker, der abgeführt wurde; eine weitere protestierende Person wurde in Gewahrsam genommen.

»Es ist interessant«, erklang es aus dem Lautsprecher, »wie loyal sich der Patient dem Analytiker gegenüber verhält. Ja, warum auch nicht? Dieser Mann hat vielleicht schon seit Jahren sein Vertrauen der Psychoanalyse geschenkt.«

Und wohin hat es ihn geführt? fragte sich Vince.

Julie, sagte er sich, wenn du jetzt mit irgendeinem anderen Mann zusammen sein solltest, dann wird es Ärger geben. Entweder werde ich an dem Schock sterben, oder aber ich werde es dir und diesem anderen zeigen, wer immer er auch sein mag. Auch, nein, ganz besonders, wenn es ein Freund von mir sein sollte.

Ich werde dich zurückholen, dachte er verzweifelt. Mein Verhältnis zu dir war einzigartig, nicht so wie das zu Mary, Jean oder Laura. Ich liebe dich; das ist es. Mein Gott, dachte er, ich bin verliebt! Und das in diesen Tagen, in diesem Zeitalter. Unglaublich! Wenn ich es ihr erzählen würde, wenn sie es wüßte, würde sie sich totlachen. So ist Julie nun einmal.

Er entschloß sich, zu einem Analytiker zu gehen. Ein derartiges Verhältnis, dachte er, von einem kalten, selbstsüchtigen Geschöpf wie Julie völlig abhängig zu sein, ist äußerst unnatürlich. Und närrisch.

Könnte Dr. Jack Dowling, der führende Psychiater der Wiener Schule in Bonn in Deutschland, mich heilen? Mich von dieser psychischen Abhängigkeit befreien? Oder dieser andere, dieser – er hörte dem Nachrichtensprecher zu, dessen Stimme ein wenig im Geräusch des davonbrausenden Polizeiautos unterging –, dieser Egon Superb. Er hatte intelligent und sympathisch ausgesehen und schien mit der Gabe des gefühlsmäßigen Verstehens ausgestattet zu sein. Hören Sie zu, Egon Superb, dachte Vince, ich stecke tief in der Klemme. Meine winzige Welt ist heute morgen, als ich aufwachte, in sich zusammengebrochen. Ich brauche eine Frau, die ich wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Die Drogen der Chemie AG können mir nicht helfen ... es sei denn, ich nehme eine tödliche Überdosis. Aber das ist nicht die Art von Hilfe, die ich suche.

Vielleicht sollte ich meinen Bruder Chic dazu überreden, dachte er plötzlich, daß wir beide den Söhnen des Hiob beitreten. Chic und ich schwören Bertold Goltz unsere Treue. Andere haben das auch schon getan, andere Mißvergnügte, die entweder in ihrem Privatleben – so wie ich –, in ihrem Beruf oder beim sozialen Aufstieg vom *Be* zum *Ge* schimpflich versagt haben.

Chic und ich als Söhne des Hiob, dachte Vince Strike-rock und erschauderte. In einer bizarren Uniform die Straße hinuntermarschieren. Verspottet werden. Und an ... woran glauben? An den Endsieg? An Goltz, der wie der Filmdarsteller eines Rattenfängers aussieht? Er schüttelte die erschreckende Vorstellung ab. Aber dennoch lauerte die Idee weiterhin irgendwo in seinem Verstand.

Der kahlköpfige, hagere Chic Strikerock, der ältere Bruder von Vince, erwachte in seinem Apartment im Obergeschoß des Abraham-Lincoln-Gebäudes und blinzelte träge zur Uhr, um zu sehen, ob er es sich erlauben konnte, noch etwas im Bett zu bleiben. Aber er sah keine Möglichkeit dazu; die Uhr zeigte schon viertel nach acht an. Zeit zum Aufstehen ... Glücklicherweise hatte ihn ein Nachrichtenautomat, der draußen lauthals seine Waren anbot, aufgeweckt. Und dann entdeckte Chic zu seinem Schrecken, daß sich noch jemand bei ihm im Bett befand; er öffnete seine Augen völlig und verkrampfte sich, als er plötzlich an den Konturen unter der Bettdecke und dem braunen Haarschopf erkannte, daß eine junge Frau, ihm wohlbekannt, an seiner Seite lag. Die rasche Erleichterung verließ ihn wieder, als er endlich begriff, daß es sich um Julie, seine Schwägerin, die Frau seines Bruders Vince, handelte.

Guter Gott!

Er setzte sich auf. Mal sehen, dachte er. Gestern nacht ... was war nach dem Allerseelen geschehen? Julie tauchte auf, ja, völlig konfus, hatte einen Koffer und zwei Mäntel bei sich und erzählte eine verworrene Geschichte, die schließlich darauf hinauslief, daß sie sich von Vince legal getrennt hatte. Sie stand nicht länger in einem offiziellen Verhältnis zu ihm und konnte nun tun und lassen, was sie wollte. Und jetzt war sie also hier. Warum? Daran konnte er sich nicht erinnern. Er hatte Julie zwar immer schon gemocht, aber das erklärte nichts. Was sie getan hatte, betraf nur ihre ureigene, verborgene Moralauffassung von Werten und Einstellungen, nicht aber die seine – und auch nichts, was objektiv und *wirklich* war.

Auf jeden Fall war Julie nun hier. Sie schlief immer noch, hatte sich geistig und körperlich in sich zurückgezogen, lag zusammengerollt wie eine Molluske da, was ihm nur zugute kam. Denn trotz der Eindeutigkeit der Gesetzgebung kam es ihm inzestuös vor, daß sie hier in seinem Bett lag. Er kannte sie zwar recht gut, hatte aber in dieser Hinsicht nie irgendwelche Ambitionen gehabt. Aber gestern nacht, nach ein paar Drinks – genau das war es, er konnte nichts mehr vertragen. Aber wenn er den Alkohol in sich behielt, ging eine Veränderung mit ihm vor, und er paßte sich der neuen Situation am besten an; er ging dann aus sich heraus, wurde extrovertiert und neigte zu Abenteuern, blieb nicht länger schweigsam und verschlossen. Aber nun mußte er die Konsequenzen tragen. Mal sehen, wohin er sich hier hineingeritten hatte.

Aber ganz tief im Unterbewußtsein empfand er kein Bedauern, daß sie zu ihm gekommen war. Es war ein Kompliment für ihn.

Aber wenn er das nächste Mal Vince traf, während er an der Eingangstür die Ausweise der Bewohner kontrollierte, würde es schrecklich werden. Denn Vince würde auf einer grundlegenden, ernsthaften, bedeutungsvollen Basis mit ihm darüber sprechen wollen. Trotz seines Intellekts könnte er sich dabei vergessen.

Was waren Julies *wirkliche* Absichten, indem sie ihn verlassen hatte und hier eingezogen war? Diese ontologische Frage, wie etwa Aristoteles sie gestellt hätte, würde auf den eigentlichen Kern des Problems zurückführen. Vince fand sich in dieser Zeit sowieso nicht zurecht; dieses Ereignis würde ihn völlig aus der Bahn werfen.

Ich rufe besser meinen Chef an, überlegte Chic, und sage ihm ... bitte ihn darum, heute etwas später kommen zu dürfen. Ich müßte mich erst mit Julie besprechen, was nun werden soll und so weiter. Wie lange sie bleibt, und ob sie Miete zahlt. Recht unphilosophische Fragen praktischer Natur.

Er machte sich in der Küche eine Tasse Kaffee und trank ihn, noch im Pyjama. Dann schaltete er das Telefon ein und wählte die Nummer von Maury Frauenzimmer, seinem Chef. Der Bildschirm wurde hellgrau, dann weiß, schließlich farblos, als sich Maurys Körperumrisse darauf abbildeten. Maury rasierte sich gerade.

»Ja, Chic?« sagte er.

»Hallo«, erwiderte Chic, und seine Stimme klang recht stolz, »ich habe ein Mädchen hier, Maury, und werde mich etwas verspäten.«

Das war eine Unterhaltung von Mann zu Mann. Egal, wer das Mädchen war; das brauchte er nicht zu sagen, und Maury fragte auch nicht danach. Sein Gesicht zeigte zunächst echte, ehrliche Bewunderung, dann Mißfallen. Aber – die Bewunderung war zuerst gekommen. Chic grinste – das Mißfallen störte ihn nicht.

»Verdammmt«, sagte Maury, »du solltest besser um neun im Büro sein.« Aber in Wirklichkeit meinte er: Ich wünschte, ich wäre an deiner Stelle. Verdammst, ich beneide dich.

»Ach«, sagte Chic, »ich komme, so schnell ich kann.« Er warf einen Blick ins Schlafzimmer. Julie stand gerade auf. Vielleicht sah Maury sie, vielleicht auch nicht. Es war an der Zeit, das Gespräch abzuschließen. »Bis dann, Maury, mein Alter«, sagte Chic und hängte ein.

»Wer war das?« fragte Julie schlaftrig. »Vince?«

»Nein, mein Chef.« Chic setzte Wasser für ihren Kaffee auf. »Na«, meinte er dann, ging zurück ins Schlafzimmer und setzte sich neben sie auf die Bettkante. »Wie geht es dir?«

»Ich habe meinen Kamm vergessen«, sagte Julie pragmatisch.

»Ich besorge dir einen aus dem Automaten in der Halle.«

»Diese mickrigen kleinen Plastikdinger ...«

»Hm«, machte er. Er war stolz. Sentimentale Gefühle stiegen in ihm hoch. Diese Situation, sie im Bett, er neben ihr, noch im Pyjama – eine bittersüße Situation, die ihn an seine letzte Ehe vor vier Monaten erinnerte. »Na«, sagte er und gab ihr einen Klaps auf den Oberschenkel.

»Mein Gott«, sagte Julie, »ich wünschte, ich wäre tot.« Sie sagte es nicht anklagend, nicht so, als sei alles ihre Schuld, und sie meinte es auch nicht wörtlich. Es klang so, als würde sie die Unterhaltung der letzten Nacht fortführen wollen. »Was hat das alles für einen Sinn, Chic?« fragte sie. »Ich mag Vince wirklich, aber er ist so kindisch; er wird niemals richtig erwachsen werden und sich im Leben durchsetzen können. Er gibt immer vor, die Verkörperung des modernen, organisierten gesellschaftlichen Lebens zu sein, zum Establishment zu gehören – aber es ist ganz einfach nicht so. Er ist noch so jung.« Sie seufzte. Dieses Seufzen erschreckte Chic, denn es war ein hartes, kaltes Geräusch ohne jedes Mitgefühl. Sie kanzelte einen anderen Menschen ab und zeigte bei der Trennung von ihm genausowenig Empfindung, als würde sie ein ausgelesenes Buch zur Leihbücherei zurückbringen.

Guter Gott, dachte Chic, dieser Mann war dein Gatte.

Du hast ihn geliebt. Du hast mit ihm geschlafen, mit ihm zusammengelebt, weißt alles, was es von ihm zu wissen gibt – in der Tat kennst du ihn besser, als ich ihn jemals kennen könnte, obwohl er schon länger mein Bruder ist als du an Jahren zählst. Tief im Innern sind die Frauen hart, dachte er. Furchtbar hart.

»Ich ... äh ... muß zur Arbeit«, sagte Chic nervös.

»Ist der Kaffee, den du in der Küche gekocht hast, für mich?«

»ja, natürlich!«

»Bringst du ihn mir dann bitte, Chic?«

Während sie sich anzog, holte er den Kaffee.

»Hat der alte Kalbfleisch heute morgen seine Rede gehalten?« fragte Julie.

»Weiß nicht.« Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, den Fernseher anzuschalten, obwohl er gestern in der Zeitung gelesen hatte, daß wieder eine Rede fällig war. Verdammt, er gab gar nichts darum, was der Alte zu sagen hatte, ganz egal, welches Thema es betraf.

»Meinst du wirklich, daß du zu deiner kleinen Firma arbeiten gehen mußt?« Sie sah ihn hartnäckig an, und er erkannte vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, was sie für schöne Augen hatte. Sie schimmerten in der natürlichen Farbe einer Diamantenader, die noch im Gestein verborgen liegt und das volle Tageslicht braucht, um ihre Schönheit entfalten zu können. Auch ihr Kinn war wunderschön, und ihr etwas zu großer Mund mit den langgeschwungenen Lippen verlieh ihrem Gesicht den Anschein einer traurigen Maske. Ihre unnatürlich vollen roten Lippen zogen die Aufmerksamkeit auf sich und lenkten von den ziemlich un-

scheinbaren, gefärbten Haaren ab. Ihre Figur war sehr gut, schön gerundet und geformt, und sie war gut angezogen. Vielmehr sah sie in allem, was sie trug, ausgezeichnet aus. Alle Kleider schienen ihr zu passen, auch die maßgeschneiderten Baumwollkleider, mit denen andere Frauen ihre liebe Mühe hatten. Nun trug sie das gleiche olivfarbene Kleid mit den runden schwarzen Knöpfen, das sie auch gestern abend getragen hatte, ein wirklich billiges Kleid, in dem sie trotzdem elegant aussah; es gab keinen anderen Begriff dafür. Ihre Körperhaltung und die Knochenstruktur ihres Gesichts wirkten aristokatisch, das Kinn, die Nase, die ebenmäßigen Zähne ... Sie war nicht deutscher, auf jeden Fall aber nordischer Abstammung, vielleicht schwedischer oder dänischer Herkunft. Als er sie so betrachtete, bemerkte er erst, wie gut sie wirklich aussah. Es erschien ihm sicher, daß sie die kommenden Jahre gut überstehen und nicht frühzeitig altern würde; sie schien unantastbar zu sein. Er konnte sie sich nicht schlampig oder fett vorstellen.

»Ich bin hungrig«, sagte sie.

»Du meinst, daß ich Frühstück machen soll.« Zweifellos war das damit gemeint.

»Ich werde für keinen Mann mehr Frühstück machen, ob du es nun bist oder dein dummer kleiner Bruder«, erwiderte sie.

Wieder empfand er Furcht. Sie ging zu hart, zu direkt vor. Er kannte sie, wußte genau, daß sie so war – aber konnte sie ihr Verhalten nicht etwas ändern, wenigstens für kurze Zeit? Wollte sie an ihm die Wut auslassen, die sie wegen Vince verspürte? Würde es keine Flitterwochen geben?

Ich glaube, ich stecke in der Klemme, dachte er. Ich habe

einfach zu viel am Hals und werde sie nicht verkraften. Mein Gott, eigentlich hoffe ich, daß sie wieder auszieht. Aber das war eine kindische Hoffnung, nicht die eines erwachsenen, wirklichen Mannes. Er wußte, daß ein echter Mann nicht so fühlen würde.

»Ich mache das Frühstück«, sagte er und ging in die Küche. Julie kämmte sich vor dem Schlafzimmerspiegel die Haare.

»Halt ihn an!« sagte Garth McRae knapp, wie immer gut gelaunt. Das Kalbfleisch-Simulacrum blieb stehen. Die Arme verharrten in ihrer letzten Bewegung, und das ausgezehrte Gesicht wurde leer. Das Simulacrum sagte nichts mehr, und die Fernsehkameras schalteten sich automatisch nacheinander ab. Sie konnten nichts mehr übertragen, und die Techniker hinter ihnen, alles *Ges*, wußten das auch. Sie blickten Garth McRae an.

»Wir sind mit der Rede fertig«, informierte McRae Anton Karp.

»Gut«, sagte Karp. »Dieser Bertold Goltz von den Söhnen des Hiob macht mich nervös; ich hoffe aber, daß die Rede heute morgen meine berechtigten Befürchtungen etwas zerstreuen wird.« Er blickte McRae kurz an und schien eine Bestätigung zu erwarten. Dann schaute er zu den anderen Männern im Kontrollraum, alles Simulacrum-Ingenieure der Karp-Werke, hinüber.

»Das ist nur der Anfang«, sagte McRae sogleich.

»Gewiß«, stimmte Karp nickend zu. »Aber ein guter Anfang.« Er ging auf das Kalbfleisch-Simulacrum zu und berührte es zögernd an der Schulter, als erwartete er, daß

es auf seine Handlung reagieren würde. Es blieb jedoch starr stehen.

McRae lachte laut auf.

»Ich wünschte«, sagte Anton Karp, »daß er Adolf Hitler erwähnt hätte. Sie verstehen schon, ein direkter Vergleich der Söhne des Hiob mit den Nazis, der Vergleich Goltz und Hitler.«

»Aber das hätte nichts genützt«, widersprach McRae. »Wenn es auch wahr sein mag. Sie stehen nicht wirklich im politischen Leben, Karp; wie kommen Sie darauf, daß ›die Wahrheit‹ immer das beste ist, was man erzählen kann? Wenn wir Bertold Goltz stoppen wollen, dürfen wir ihn nicht als zweiten Hitler bezeichnen – einfach deshalb nicht, weil einundfünfzig Prozent der Bevölkerung im Innern ihres Herzens einen zweiten Hitler gern sehen würden.« Er lächelte Karp an, der besorgt blickte und sogar vor Furcht ein wenig zitterte.

»Ich würde gerne wissen«, sagte Karp, »ob Kalbfleisch mit den Söhnen des Hiob fertig werden wird. Sie besitzen die von-Lessinger-Ausrüstung – sagen Sie es mir!«

»Nein«, meinte McRae. »Er wird nicht mit ihnen fertig werden.«

Karp warf ihm einen entsetzten Blick zu.

»Aber Kalbfleisch wird von seinem Amt zurücktreten«, sagte McRae. »Bald schon – im nächsten Monat.« Er verriet nicht, was Karp plötzlich von ihm wissen wollte und beantwortete die unausgesprochene, instinktive Frage nicht, die für Anton und Felix Karp und das gesamte Karp-Werk von äußerster Wichtigkeit war. *Werden wir das nächste Simulacrum bauen?* Karp hätte gefragt, wenn er es gewagt hätte,

aber er hatte Angst. McRae wußte, daß er ein Feigling war. Seine Integrität hatte er schon vor langer Zeit aufgegeben, um in der harten deutschen Geschäftswelt überlebensfähig zu bleiben. Um in der *Ge-Klasse*, den herrschenden Kreisen, bestehen zu können, mußte man seine moralischen Skrupel rechtzeitig genug ablegen.

Ich könnte es ihm sagen, überlegte McRae, und so seine Angst vermindern. Aber warum? Er mochte Karp nicht, der dieses Simulacrum erbaut hatte und es steuerte, es so funktionsfähig hielt, wie es sein mußte, ohne die geringsten Gewissensbisse dabei zu verspüren. Jedes Versagen würde den *Bes* das Geheimnis verraten, das die Elite, das Establishment der Vereinigten Staaten von Europa und Amerika auszeichnete; der Besitz dieses und weiterer Geheimnisse machte sie zu Geheimnisträgern, die sich von bloßen Befehlsausführern unterschieden.

Aber all diese Überlegungen hielt McRae für deutschen Mystizismus; er bevorzugte es, in einfachen, praktischen Mustern zu denken. Die Karp-und-Söhne-Werke waren in der Lage, Simulacra zu erbauen, hatten zum Beispiel Kalbfleisch gebaut und gute Arbeit dabei geleistet, wie sie auch gute Arbeit dabei leisteten, den Alten während seiner Präsidentschaft zu steuern. Dennoch könnte beim nächsten Mal eine andere Firma den Alten genausogut herstellen. Dann aber würden die Karp-Werke einige wirtschaftliche Privilegien verlieren, die sie derzeit noch genießen konnten, da die Regierung mit diesem Kartell eng zusammenarbeitete.

Die nächste Firma, die ein Simulacrum für die Regierung der USEA baute, würde klein und von den Behörden leicht zu kontrollieren sein. Der Name, der McRae geläufig war,

lautete Frauenzimmer & Co., eine äußerst kleine, unwichtige Firma, die sich in der Sim-Kon-Branche – Simulacra-Konstruktionen für die planetare Kolonisation – kaum über Wasser halten konnte.

Er sagte dies Karp nicht, aber er nahm sich vor, möglichst bald mit Maurice Frauenzimmer, dem Kopf der Firma, eine Geschäftsverbindung aufzunehmen. Er würde Frauenzimmer völlig überraschen, denn dieser wußte noch nichts von seinem Glück.

»Was, meinen Sie, wird Nicole sagen?« fragte Karp nachdenklich und sah McRae scharf an.

»Sie wird froh sein, glaube ich«, gab McRae zurück und lächelte. »Sie hat den alten Rudi nie richtig gemocht.«

»Das ist mir neu.« Karp sah ärgerlich aus.

»Die First Lady hat noch nie einen Alten gemocht«, bekräftigte McRae nachdrücklich. »Warum sollte sie auch? Außerdem ... sie ist zweiundzwanzig, und Kalbfleisch war nach unserem Informationsmaterial achtundsiebzig.«

»Aber was hat sie überhaupt mit ihm zu tun?« bellte Karp. »Nichts! Nur mal ein paar gemeinsame Empfänge – und die kamen auch noch selten genug vor.«

»Ich glaube, daß Nicole allgemein die Alten, die Ausgebrannten und Nutzlosen verabscheut«, sagte McRae, ohne auf Anton Karps Gefühle Rücksicht zu nehmen. Er sah den Geschäftsmann im mittleren Alter zusammenzucken. »Und das ist auch eine gute Kurzbeschreibung Ihres wichtigsten Produktes«, fügte er hinzu.

»Aber die Patente ...«

»Sie hätten ihn ein wenig ...« McRae suchte nach dem richtigen Wort »... faszinierender ausstatten können.«

»Genug«, sagte Karp errötend. Er wußte jetzt, daß McRae ihn nur quälen und ihm unverhüllt deutlich machen wollte, daß, so groß und mächtig das Werk Karp & Söhne auch sein mochte, es letztendlich doch nur ein Handlanger, ein Sklave der Regierung, war. Es hatte keinen wirklichen Einfluß auf die Regierung, und sogar McRae, ein kleiner Unterstaatssekretär, konnte mit ihm ungestraft so reden.

»Wenn Sie es noch einmal schaffen würden«, meinte McRae nachdenklich, »würden Sie es dann anders anfangen? In die Zeit zurückgehen und Insassen von Konzentrationslagern anheuern, wie Krupp es im zwanzigsten Jahrhundert gemacht hat? Vielleicht könnten Sie dafür eine von-Lessinger-Ausrüstung erwerben und sie dazu benutzen. Diese Menschen würden dann noch schneller sterben als Ihre Angestellten – oder als sie in Bergen-Belsen gestorben sind ...«

Karp drehte sich um und ging. Er zitterte.

Grinsend zündete sich McRae eine Zigarre an. Eine amerikanische – keine holländische oder deutsche.

4

Der beste Aufnahmetechniker von EME sah erstaunt zu, wie Nat Flieger den Ampek F-a2 zum Hubschrauber trug.

»Willst du ihn *damit* aufnehmen?« stöhnte Jim Planck.
»Mein Gott, der F-a2 war *letztes* Jahr schon veraltet!«

»Man muß nur damit umgehen können«, sagte Nat.

»Ich kann es«, murmelte Planck. »Ich habe schon oft genug an diesen Plasma-Schwabblern gearbeitet. Ich glaube

aber ...« Er machte eine Geste der Bestürzung. »Willst du etwa auch ein altmodisches Karbon-Mikrophon mitnehmen?«

»Wohl kaum«, gab Nat zurück. Er gab Planck einen gutmütig gemeinten Schlag auf die Schulter; er kannte ihn schon seit Jahren und hatte sich an ihn gewöhnt. »Keine Sorge, wir werden es schon schaffen.«

»Hör mal«, sagte Planck leise und blickte sich argwöhnisch um, »stimmt es, daß Leos Tochter uns auf dieser Reise begleiten wird?«

»Ja, das stimmt.«

»Molly Dondoldos Anwesenheit bringt immer Komplikationen mit sich – du weißt schon, was ich meine, oder? Nein, du weißt es nicht. Nat, ich habe keine Ahnung, wie deine Beziehung zu Molly heutzutage aussieht, aber ...«

»Du sorgst dich darum, ob wir von Richard Kongrosian die Erlaubnis bekommen, ihn aufzunehmen«, sagte Nat kurzerhand.

»Sicher, sicher«, gestand Planck ein. »Es ist dein Leben und deine Arbeit und dein Projekt, Nat. Ich bin nur ein Lohnsklave, der tut, was du befiehlst.« Aufgereggt ging er auf und ab und fuhr sich mit den Händen durch sein dünnes, schwach glänzendes schwarzes Haar. »Können wir losfliegen?«

Molly hatte den Hubschrauber bereits bestiegen; sie saß auf dem Rücksitz, las ein Buch und ignorierte die beiden Männer. Sie trug eine helle Baumwollbluse und Shorts, und Nat dachte daran, wie unpassend ihre Kleidung für die regendurchnäßten Wälder war, in die sie sich begeben würden. Dort herrschte ein völlig anderes Klima. Er fragte

sich, ob Molly schon jemals so weit nach Norden geflogen war. Oregon und der nördliche Teil von Kalifornien hatten während des großen Spektakels von 1980 einen großen Teil der ursprünglichen Bevölkerung verloren; diese Gebiete waren schwer von den volkschinesischen Lenkwaffen getroffen worden, und die im darauffolgenden Jahrzehnt niedergehenden radioaktiven Regenschauer hatten die Menschen vertrieben. Bislang waren nur wenige von ihnen wieder zurückgekehrt, obwohl die NASA-Techniker die Strahlenwerte als ›innerhalb der sicheren Toleranzgrenze liegend‹ eingestuft hatten.

Üppiges Pflanzenwachstum, vielfältige, durch den Fall-out erzeugte Mutationen ... ein Klima von fast tropischen Ausmaßen. Es regnete praktisch ununterbrochen; waren die Regenschauer schon vor 1990 schwer und häufig gewesen, so fielen sie nun in unerträglicher Heftigkeit.

»Fertig«, sagte er zu Jim Planck.

»Dann also los«, meinte Planck und schob eine unangewandte *Alta-Camina*-Zigarette von einem Mundwinkel in den anderen. »Auf geht's mit uns und deinem Plasmärtchen. Um eine Aufnahme von dem größten handlosen Pianisten unseres Jahrhunderts zu machen! He, ich kenne einen Witz, Nat. Eines Tages hat Richard Kongrosian einen Verkehrsunfall. Er wird arg mitgenommen aus dem zertrümmerten Auto gezogen, und als man ihm die Bandagen abnimmt – *sind ihm Hände gewachsen*.« Planck kicherte. »Und so kann er nie wieder Klavier spielen.«

Molly senkte ihr Buch und sagte kühl: »Wollt ihr euch auf dem ganzen Weg diese *Be*-Witze erzählen?«

Planck lief rot an, bückte sich, um an seinem Aufnah-

megerät herumzuschalten und begann automatisch, es zu überprüfen. »Tut mir leid, Frl. Dondoldo«, sagte er, aber es klang nicht so, als ob es ihm wirklich leid täte, sondern so, als würde er seinen Ärger unwillig hinunterschlucken.

»Fliegen Sie endlich los«, sagte Molly und las in ihrem Buch weiter. Nat bemerkte, daß es sich um einen verbotenen Text des Soziologen C. Wright Mills aus dem zwanzigsten Jahrhundert handelte. Molly Dondoldo, dachte er, die wie Planck oder er nichts Besseres als eine *Ge* war, hatte keine Angst, in aller Öffentlichkeit ein für ihre Klasse verbotenes Buch zu lesen. In vieler Hinsicht eine bemerkenswerte Frau, dachte er bewundernd.

»Sei doch nicht so barsch, Molly« sagte er.

»Ich hasse *Be-Witze*«, erwiderte Molly, ohne aufzuschauen.

Der Helikopter hob ab; Jim Planck war ein erfahrener Pilot und hatte schnell Höhe gewonnen. Sie flogen nach Norden, überquerten die Küstenautobahn und das Imperial Valley mit seinen verwinkelten, endlosen Meilen von Kanälen, die sich so weit erstreckten, wie das Auge blicken konnte.

»Das wird ein gemütlicher Flug«, sagte Nat zu Molly.
»Ich ahne so etwas im voraus.«

»Mußt du nicht den Wurm in deinem Aufnahmegerät füttern, oder hast du sonst nichts zu tun?« murmelte Molly.
»Wenn du nichts dagegen hast, ziehe ich es vor, in Ruhe gelassen zu werden.«

»Was weißt du über diese Tragödie in Kongrosians Leben?« fragte Nat.

Sie schwieg einen Moment. »Sie hat etwas mit den radioaktiven Niederschlägen in den späten neunziger Jahren zu

tun«, meinte sie dann. »Ich glaube, sein Sohn wurde davon betroffen. Aber keiner weiß das genau, Nat, und ich habe auch keine exakten Informationen. Man sagt jedoch, daß sein Sohn ein Monstrum sei.«

Wieder verspürte Nat den Schauer der Furcht, den er schon gefühlt hatte, als es hieß, er solle Kongrosians Haus betreten.

»Das schlägt dir doch wohl nicht auf den Magen?« sagte Molly. »Während der Fallouts der neunziger Jahre gab es doch viele Mißgeburten. Hast du noch nie welche gesehen? Ich schon. Vielleicht möchtest du aber auch gar keine sehen.« Sie markierte die Seite mit einem Eselsohr und schlug das Buch zu. »Diesen Preis müssen wir eben für die anderen, nicht verunstalteten Leben zahlen. Mein Gott, Nat, wenn ich mir dieses *Ding*, diesen Ampek-Recorder ansehe, läuft es mir eiskalt den Rücken hinunter, so lebendig, wie es nun einmal ist. Vielleicht lassen sich die Deformationen des Kindes auch auf die psionischen Fähigkeiten seines Vaters zurückführen. Vielleicht gibt Kongrosian die Schuld sich selbst und nicht dem radioaktiven Niederschlag. Frag ihn doch einfach, wenn wir angekommen sind.«

»Ihn fragen!« echte Nat betroffen.

»Sicher. Warum nicht?«

»Überhaupt auf solch eine Idee zu kommen!« sagte Nat. Und wie er Molly aus der Vergangenheit kannte, erschien ihm der Eindruck nicht falsch, daß sie eine besonders barsche und aggressive, ja, sogar beinahe maskuline Frau war. Ihre Direktheit stieß ihn ab. Außerdem wurden Mollys Handlungen fast nur vom Intellekt bestimmt; ihr fehlte die eigenartige, gefühlsbetonte Wärme ihres Vaters.

»Warum bist du eigentlich mitgekommen?« fragte er sie. Sicher nicht, um Kongrosian spielen zu hören, das wußte er genau. Vielleicht wegen seinem Sohn, der Mißgeburt; Molly würde von ihm angezogen sein. Er fühlte Abneigung in sich, zeigte sie aber nicht; es gelang ihm sogar zu lächeln.

»Ich mag Kongrosian«, sagte Molly ruhig. »Ich würde es sehr schätzen, ihn einmal persönlich zu treffen und ihn spielen zu hören.«

»Aber ich habe gehört«, widersprach Nat, »wie du gesagt hast, psionische Interpretationen von Werken von Brahms und Schumann ließen sich derzeit schlecht verkaufen.«

»Bist du nicht in der Lage, dein Privatleben vom Geschäftlichen zu trennen? Es mag zwar zutreffen, daß ich persönlich Kongrosians Stil schätze, aber das bedeutet noch lange nicht, daß ich auch glaube, daß es einen Markt für ihn gibt. Weißt du, Nat, mit der volkstümlichen Musik sind wir während der letzten Jahre sehr gut gefahren. Künstler wie Kongrosian sind Anachronismen, egal, wie sehr man sie im Weißen Haus auch schätzen mag – und wir müssen aufpassen, daß wir kein Verlustgeschäft mit ihm machen.« Sie lächelte ihn an und wartete träge auf seine Reaktion. »Ich kann dir noch einen Grund nennen, weshalb ich mitgekommen bin. Wir können die ganze Zeit miteinander verbringen und uns gegenseitig quälen. Nur du und ich, allein auf einer Reise. Wir könnten in einem Motel in Jenner absteigen. Hast du daran schon gedacht?«

Nat nahm einen tiefen, rasselnden Atemzug.

Ihr Lächeln verstärkte sich. In Wirklichkeit lacht sie mich aus, dachte er. Molly wurde mit ihm fertig, konnte

ihn nach ihrer Pfeife tanzen lassen. Beide wußten es, und das amüsierte sie.

»Willst du mich heiraten?« fragte ihn Molly. »Sind deine Absichten im alten Sinne des zwanzigsten Jahrhunderts ehrenhaft?«

»Sind es die deinen?« fragte Nat.

Sie zuckte die Achseln. »Vielleicht mag ich Monstren. Ich mag auch *dich*, Nat, dich und dein wurmähnliches Aufnahmegerät, den F-a2, den du umhegst und umsorgst wie eine Ehefrau oder ein Haustier oder auch beides.«

»Ich würde das gleiche für dich tun«, sagte Nat. Plötzlich bemerkte er, daß Jim Planck ihn beobachtete, und er konzentrierte sich auf den Erdboden unter ihnen. Dieser Wechsel machte Jim ganz offensichtlich verlegen. Planck war ein Ingenieur, ein Mann, der mit seinem Körper arbeitete, ein bloßer *Be*, wie Molly ihn bezeichnet hatte, aber ein guter Kerl. Solch ein Gespräch war zu hart für Jim.

Und auch für mich selbst, dachte er. Die einzige, die dieses Gespräch wirklich genoß, war Molly. Und sie mochte es wirklich; sie verstellte sich keineswegs dabei.

Die Autobahn mit ihren von einer Zentrale gesteuerten Wagen und Gyrorädern, die, von unsichtbaren Strahlen gelenkt, in perfekter Ordnung aufeinanderfolgten, ermüdete Chic Strikerock. In seinem eigenen Wagen fühlte er sich, als würde er an einem Ritual Schwarzer Magie teilnehmen – als würden er und die anderen Vorstadtpendler ihr Leben in die Hand einer Macht legen, über die man besser nicht sprach. Natürlich war es ein einfacher homeostatischer Strahl, der die Fahrt seines Autos lenkte, indem

er fortwährend die Daten anderer Fahrzeuge und der Leitplanken abrief, aber das erleichterte Chic kaum. Er saß in seinem Wagen und las die Morgenausgabe der *New York Times*, schenkte seine Aufmerksamkeit völlig der Zeitung und nicht dem brummenden, niemals stillstehenden Verkehr, der ihn umgab, und dachte über einen Artikel nach, der sich mit einem gerade auf Ganymed entdeckten einzelligen Fossil beschäftigte.

Die Zivilisation der alten Zeit, sagte Chic sich. Wieder eine geologische Schicht tiefer, die demnächst von jenen automatischen Baggern angekratzt wird, die in der Luftlosigkeit und der geringen Schwerkraft des Mondes des großen Planeten Jupiter operieren.

Wir werden beraubt, dachte er. Die nächste Schicht wird Comic-Hefte enthüllen, Verhütungsmittel und Coca-Cola-Flaschen, aber die Behörden werden uns das nicht verraten. Wer will schon gerne herausfinden, daß das ganze Sonnensystem seit zwei Millionen Jahren von Coke-Flaschen durchsetzt ist? Die Vorstellung einer Zivilisation, die – egal, welche Art von Leben sie entwickelt hatte – kein Coca Cola hervorgebracht hatte, war für ihn unmöglich. Auf der anderen Seite – was konnte man überhaupt »Zivilisation« nennen? Die Bitterkeit ergreift Besitz von mir, dachte er dann, und das wird Maury ganz und gar nicht mögen. Schlecht fürs Geschäft. Ich beruhige mich besser, bis ich dort ankomme. Denn das Geschäft muß weitergehen. Das ist das Schlüsselwort des Tages – wenn nicht gar des Jahrhunderts. Schließlich ist das alles, was mich wirklich von meinem jüngeren Bruder unterscheidet: die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu erkennen und nicht im

Labyrinth der pseudowirklichen Rituale verlorenzugehen. Wenn Vince das könnte, würde er ich sein. Und vielleicht seine Frau zurückbekommen.

Und Vince würde einer von Maury Frauenzimmers Angestellten sein, im Jahre 2033 während einer Konferenz von Ingenieuren in New York Sepp von Lessinger persönlich vorgestellt werden, und den Gebrauch seiner experimentellen Zeitmaschine erlernen – um einen Psychiater zurück ins Jahr 1925 zu schicken, der die Paranoia von Adolf Hitler heilen soll. In der Tat hatte von Lessinger einige Versuche in dieser Richtung angestrengt, aber die *Ges* behielten die Resultate natürlich für sich. So schützen die *Ges* ihren privilegierten Status, dachte Chic. Und nun ist von Lessinger tot.

Etwas rechts von ihm erregte seine Aufmerksamkeit. Eine Werbeeinheit aus dem Hause Theodorus Nitz – das waren die schlimmsten von allen – hatte sich an das Auto angeheftet.

»Verschwinde«, knurrte er warnend. Aber die gut gesicherte Werbeeinheit begann, vom Wind unterstützt, auf die Tür und den Türschlitz zuzukriechen. Sie würde schnell eingedrungen sein und ihn mit den munter geplapperten Werbesprüchen der Nitz-Agentur belästigen.

Natürlich konnte er sie töten, sobald sie sich durch den Schlitz hindurch Zugang verschafft hatte. Die Werbeeinheit lebte und konnte leicht getötet werden, aber die Anzeigenagenturen hatten Horden in Milliardenstärke davon ausgeschickt.

Die fliegengroße Werbeeinheit begann ihre Botschaft auszuspucken, sobald sie ins Innere des Wagens vorgedrungen

war. »He, haben Sie sich nicht manchmal gesagt: ›Ich wette, daß andere Menschen mich beobachten, während ich in öffentlichen Restaurants speise?‹ Und Sie überlegen, was Sie gegen dieses ernsthafte, Sie hemmende Problem unternehmen können, besonders da ...«

Chic zertrat sie mit dem Fuß.

Die Mitteilung informierte Nicole Thibodeaux darüber, daß der Premierminister von Israel im Weißen Haus angelangt war und nun im Kamelienraum wartete. Dieser Emil Stark war groß und schlank und kannte immer den neuesten Judenwitz (»Eines Tages trafen Gott und Jesus zusammen, und Jesus sagte ...« – oder wie immer er auch ging, sie konnte sich nicht an ihn erinnern, war zu schlaftrig dazu). Auf jeden Fall konnte sie ihm heute einen Scherz erzählen. Die Wolff-Kommission hatte ihren Bericht erstellt.

Später, als sie schon Schuhe und ihre Robe trug, trank sie Kaffee, las dabei die *Times*, legte dann die Zeitung beiseite und blätterte die Dokumente durch, die die Wolff-Kommission ihr vorgelegt hatte. Wen hatten sie ausgesucht? Hermann Göring. Sie überflog die einzelnen Seiten und wünschte, General Wolff feuern zu können. Die Haudegen von der Armee sollten einen Mann aus dem Zeitalter des Barbarismus auswählen, mit dem es sich zu beschäftigen galt; sie wußte das genau, aber die Behörden in Washington hatten beschlossen, General Wolffs Empfehlung zu folgen, ohne zu berücksichtigen, welch ein typisch militärischer Dickschädel er doch war. Dieser Vorgang zeigte deutlich, welchen Einfluß die Armee heutzutage auch in rein politischen Entscheidungen besaß.

Sie rief Leonore, ihre Sekretärin, herein. »Emil Stark soll hereinkommen«, befahl sie. Es hatte keinen Sinn, die Unterredung aufzuschieben; wenn sie ihn bald zu sich bat, würde er sich sogar geschmeichelt fühlen. Wie so viele andere glaubte der israelische Premierminister zweifellos, daß Göring nichts weiter als ein Clown gewesen war. Nicole lachte scharf. Wer diese Auffassung vertrat, kannte die Dokumente über die Kriegsverbrecherprozesse des Zweiten Weltkriegs nicht.

Stark kam herein. »Frau Thibodeaux«, sagte er lächelnd.

»Es ist Göring«, eröffnete ihm Nicole.

»Natürlich.« Stark lächelte auch weiterhin.

»Sie verdammt Narr«, sagte sie. »Er ist viel zu clever für uns – ist Ihnen das nicht klar? Wenn wir versuchen, mit ihm ins Geschäft zu kommen ...«

»Aber gegen Ende des Krieges hat Göring an Gunst verloren«, meinte Stark höflich und nahm ihr gegenüber am Tisch Platz. »Er zog im Machtkampf den kürzeren, als die Gestapo und die Schwarzhemden, die Männer um Hitler, Bormann, Himmler und Eichmann, die Macht fast völlig an sich rissen. Göring würde verstehen – verstand –, was das für ihn bedeutete.«

Nicole schwieg irritiert.

»Bedrückt Sie das?« fragte Stark sanft. »Natürlich weiß ich, wie schwer es ihm fallen wird. Aber unser Vorschlag an den Reichsmarschall ist doch simpel genug, oder nicht? Wir können ihn in einem einzigen Satz vorbringen, und er wird ihn verstehen.«

»Oh, ja«, stimmte sie zu. »Göring wird schon verstehen. Er wird auch begreifen, daß wir andererseits viel, viel

weniger akzeptieren werden als er ...« Sie brach ab. »Ja, das stört mich. Ich glaube, daß von Lessinger mit seinem letzten Resümee recht behalten wird: *Niemand sollte sich dem Dritten Reich nähern*. Wenn man sich mit Psychopathen auseinandersetzt, wird man selbst in Mitleidenschaft gezogen; man wird selbst geistig krank.«

»Frau Thibodeaux«, sagte Stark ruhig, »es geht darum, das Leben von sechs Millionen Juden zu retten.«

»In Ordnung«, meinte Nicole seufzend. Sie sah ihn verärgert an, aber der Premierminister erwiderte ihren Blick furchtlos. Er war es nicht gewohnt, vor jemandem zu kriechen; der Weg zu diesem Amt war lang und beschwerlich für ihn gewesen, und er hätte ihn nicht durchgestanden, wenn er sich nicht so verhalten hätte. Seine Position konnte nicht von einem Feigling ausgefüllt werden: Israel war immer schon eine kleine Nation gewesen, die zwischen großen Machtblöcken existierte, die das Land jederzeit auslöschen könnten. Stark lächelte sogar zurück – oder stellte sie sich das nur vor? Ihre Verärgerung wuchs. Sie fühlte sich machtlos.

»Wir brauchen diese Angelegenheit nicht sofort zu besiegen«, meinte Stark dann. »Ich bin sicher, daß Sie sich auch noch um andere Regierungsgeschäfte kümmern müssen, Frau Thibodeaux. Vielleicht sind Sie gerade mit dem Unterhaltungsabend des Weißen Hauses beschäftigt. Meine Einladung« – Stark schlug gegen seine Jakettasche – »läßt das sogar vermuten. Wir dürfen doch wohl eine große Talentshow erwarten, nicht wahr? Aber das trifft ja immer zu.« Seine Stimme war leise, sanft und einschmeichelnd. »Darf ich rauchen?«

Er zog eine kleine goldene Schachtel aus seiner Tasche und fischte eine Zigarette daraus hervor. »Ich probiere diese Sorte zum ersten Mal. Philippinische Zigaretten, aus Isabella-Blättern hergestellt. Wirklich noch handgefertigt.«

»Fahren Sie fort«, sagte Nicole dumpf.

»Raucht Herr Kalbfleisch eigentlich?« fragte Stark.

»Nein«, erwiederte Nicole.

»Er mag auch Ihre Musikabende nicht besuchen, nicht wahr? Das ist ein schlechtes Zeichen. Denken Sie an Shakespeares *Julius Caesar*. Dort hieß es ungefähr: ›Ich mißtraue ihm, denn er kennt keine Musik.‹ Erinnern Sie sich? ›Er kennt keine Musik.‹ Umschreibt das den jetzigen Alten? Unglücklicherweise bin ich ihm noch nie persönlich begegnet. Aber es ist auf jeden Fall ein Vergnügen, sich mit Ihnen zu unterhalten, Frau Thibodeaux, glauben Sie mir das.« Emil Starks Augen waren grau und außergewöhnlich hell.

»Danke«, seufzte Nicole und wünschte, er würde gehen. Sie spürte, daß er in diesem Gespräch überlegen war, und das ließ sie rasch ermüden.

»Sie wissen ja«, fuhr Stark fort, »daß es für uns – für uns Isrealis – sehr schwer ist, mit den Deutschen auszukommen. Zweifellos würde ich Schwierigkeiten mit Herrn Kalbfleisch bekommen.« Er paffte an seiner Zigarette, und der Rauch stieg ihr unangenehm in die Nase. »Dieser Alte erinnert mich an den ersten, diesen Herrn Adenauer – wenigstens so, wie ich mich von den Bändern, die man uns in der Schule zeigte, an ihn erinnern kann. Es ist sehr interessant, daß seine Regierungszeit länger war als die des Dritten Reiches, die ja tausend Jahre währen sollte.«

»Ja«, sagte sie bedrückt.

»Und vielleicht werden wir es in die Lage versetzen, tatsächlich tausend Jahre zu bestehen, wenn wir es mit von Lessingers Zeitmaschine unterstützen.« Nun war der Blick seiner Augen unaufrichtig.

»Glauben Sie das wirklich? Und Sie sind trotzdem bereit dazu ...« »Ich glaube«, sagte Emil Stark, »daß das Dritte Reich seinen Sieg um fünf Jahre überleben wird, wenn wir ihm die Waffen geben, die es braucht, vielleicht noch nicht einmal so lange. Es ist schon aus sich selbst heraus zum Untergang verurteilt. Es gibt überhaupt keinen Mechanismus in der Nationalsozialistischen Partei, der einen Nachfolger des Führers hervorbringen kann. Deutschland wird auseinanderbrechen und zu einer Ansammlung kleiner, sich streitender Staaten werden, wie es auch vor Bismarck der Fall war. Meine Regierung ist davon überzeugt, Frau Thibodeaux. Erinnern Sie sich daran, wie Hess den Führer auf einem Parteitag einmal angekündigt hat: ›Hitler ist Deutschland.‹ Er hatte recht. Was sollte nach Hitler kommen? Die Sintflut! Und das wußte auch Hitler. In der Tat gibt es die Möglichkeit, daß Hitler sein Volk *vorsätzlich* in die Niederlage führte. Aber diese psychoanalytische Theorie ist sehr verwickelt. Ich persönlich halte sie für zu barock, als daß sie mir glaubwürdig erscheinen könnte.«

»Wenn Hermann Göring aus seiner in die unsere Zeit gebracht wird«, sagte Nicole nachdenklich, »wollen Sie dann, daß er Ihnen selbst gegenübertritt und an unseren Gesprächen teilnimmt?«

»Ja«, sagte Stark. »In der Tat bestehe ich sogar darauf.«

»Sie ...« Sie starrte ihn an. »Sie bestehen darauf?«

Stark nickte.

»Ich vermute«, sagte Nicole, »Sie wünschen das, weil Sie die Verkörperung des geistigen Weltjudentums darstellen. Auf jeden Fall betrachten Sie sich selbst ja als solch eine mystische Wesenheit.«

»Weil ich ein Beamter des Staates Israel bin«, gab Stark zurück, »der höchste Beamte sogar.« Dann schwieg er.

»Trifft es zu«, fragte Nicole, »daß Ihr Volk eine unbemannte Raumsonde auf dem Mars landen will?«

»Keine Raumsonde«, widersprach Stark, »sondern einen Transporter. In diesen Tagen werden wir auf dem Mars unseren ersten Kibbuz errichten. Der vierte Planet ist sozusagen ein großer Negev. Eines Tages werden dort Orangenbäume blühen.«

»Ein kleines, glückliches Volk«, sagte Nicole gepreßt.

»Bitte?« Stark spitzte die Ohren; er hatte sie nicht verstanden.

»Ihr seid glücklich. Ihr kennt die Sehnsucht. Wir in den USEA ...« Sie überlegte. »Wir kennen nur Normen und Standardwerte. Unser Leben wird von sehr irdischen Begriffen bestimmt. Verdammtd, Stark, Sie machen mich nervös, und ich weiß nicht warum.«

»Sie sollten Israel besuchen«, meinte Stark. »Es würde Sie interessieren. Zum Beispiel ...«

»Zum Beispiel könnte ich mich bekehren lassen«, sagte Nicole. »Meinen Namen in Rebecca umändern. Hören Sie zu, Stark, ich habe jetzt lange genug mit Ihnen gesprochen. Ich mag diese Sache mit dem Wolff-Bericht nicht; ich glaube, in solch hohem Grade mit der Vergangenheit herumzuspielen, ist zu gefährlich, selbst wenn dadurch das Leben von sechs oder acht oder sogar zehn Millionen

unschuldiger Menschen gerettet werden kann. Denken Sie doch daran, was geschah, als wir Attentäter in die Zeit zurückschickten, um Hitler zu Beginn seiner Karriere zu töten. Irgend etwas ging immer schief, und wir haben es siebenmal versucht! Ich weiß – ich bin überzeugt davon –, daß unsere Attentäter anderen Agenten aus der Zukunft zum Opfer fielen, kommen sie nun aus unserer Zeit oder aus einer anderen. Wenn einer mit von Lessingers Apparat herumspielen kann, können es auch andere. Die Bombe in dem Lokal, die Bombe in dem Propellerflugzeug ...«

»Aber *dieser* Versuch«, meinte Stark, »wird die *Zustimmung* der Neonazis erhalten. Sie werden mit uns zusammenarbeiten.«

»Und das soll meine Sorgen erleichtern?« sagte Nicole verbittert. »Gerade Ihr Volk müßte solch ein schlechtes Omen doch erkennen.«

Stark schwieg einen Moment, rauchte seine handgemachte philippinische Zigarre und betrachtete sie düster. Dann zuckte er die Achseln. »Wir werden sehen, Frau Thibodeaux. Daran habe ich auch schon gedacht. Vielleicht haben Sie recht. Ich möchte darüber nachdenken und diesen Punkt mit den Mitgliedern meines Stabes besprechen. Ich werde Sie also bei der heutigen Musikaufführung im Weißen Haus wiedersehen. Werden Stücke von Bach oder Händel gespielt? Diese beiden Komponisten mag ich sehr.«

»Es wird ein Isrealischer Abend stattfinden, nur für Sie«, sagte Nicole. »Mendelssohn, Mahler, Bloch, Copland. In Ordnung?« Sie lächelte, und Emil Stark lächelte zurück.

»Könnte ich eine Kopie von General Wolffs Bericht mitnehmen?« fragte er.

»Nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Dieser Bericht ist streng geheim.«

Stark zog eine Augenbraue hoch, fuhr aber fort zu lächeln.

»Noch nicht einmal Kalbfleisch wird ihn zu Gesicht bekommen«, sagte Nicole.

Sie wollte nicht nachgeben, und Emil Stark begriff dies zweifellos. Schließlich verlangte sein Amt doch eine gewisse Scharfsinnigkeit von ihm. Nicole nahm hinter ihrem Schreibtisch Platz. Darauf wartend, daß er endlich ging, blätterte sie eine Mappe mit Auszügen aus Berichten durch, die ihre Sekretärin Leonore erstellt hatte. Aber sie waren langweilig – oder doch nicht? Sorgfältig las sie den ersten Auszug erneut durch.

Der Bericht besagte, daß Janet Raimer, Talentsucherin des Weißen Hauses, vergeblich versucht hatte, den großen morbid-neurotischen Konzertpianisten Richard Kongrosian für die heutige Show zu verpflichten, da er sein Sommerhaus in Jenner plötzlich verlassen und sich freiwillig in ein Sanatorium begeben hatte, um dort eine Elektroschock-Therapie zu erhalten. Und niemand sollte davon erfahren.

Verflucht, dachte Nicole verbittert. Nun, das bedeutet das Ende des Abends; ich kann genausogut sofort nach dem Dinner zu Bett gehen. Denn Kongrosian war nicht nur der beste Interpret von Brahms und Chopin, sondern auch wegen seines exzentrischen Humors berühmt.

Emil Stark paffte an seiner Zigarette und betrachtete sie neugierig.

»Hat der Name Richard Kongrosian eine Bedeutung für Sie?« fragte Nicole aufschauend.

»Sicher. Für gewisse romantische Komponisten ...«

»Er ist wieder erkrankt. Seelisch. Zum hundertsten Mal.

Oder haben Sie davon noch nichts gehört? Sind die Gerüchte noch nicht bis zu Ihnen vorgedrungen?« Wütend schleuderte sie das Blatt Papier von sich fort; es fiel auf den Fußboden. »Manchmal wünsche ich, er würde endlich Selbstmord verüben oder an einem durchlöcherten Dickdarm sterben, oder woran er auch immer leiden mag. Diese Woche noch.«

»Kongrosian ist ein bedeutender Künstler«, sagte Stark und nickte. »Ich kann Ihre Betroffenheit verstehen. Und in diesen chaotischen Zeiten, wo Elemente wie die Söhne des Hiob in den Straßen randalieren und die vulgäre Mittelmäßigkeit und die Gemeinheit wieder ihr Haupt erhebt ...«

»Diese Kreaturen«, sagte Nicole ruhig, »werden uns nicht mehr lange zur Last fallen. Sorgen Sie sich also um etwas anderes.«

»Sie glauben also die Situation zu verstehen. Und sie unter Kontrolle zu haben.« Stark erlaubte sich ein kurzes, kaltes Grinsen.

»Wenn es einen *Be* gibt, dann Bertold Goltz. Wir machen diesen *Be* fertig. Er ist eine Witzfigur. Ein Clown.«

»Wie Göring vielleicht?«

Nicole antwortete nicht. Aber in ihren Augen flackerte es; Stark erkannte plötzlich aufkommende Zweifel. Unwillkürlich grinste er erneut. Aus Mitbetroffenheit. Nicole erschauderte.

Al Miller hatte in dem kleinen Gebäude hinter dem »Bruchkistenparadies Nummer Drei« die Füße auf den Schreibtisch gelegt, rauchte eine *Upmann*-Zigarre und beobachtete die Passanten, Bürgersteige und Läden von Reno, Nevada. Hinter einer der leuchtenden, bunt angestrichenen Raumschiff-Bruchkiste, die mit im Wind wehenden Flaggen dort abgestellt waren, erkannte er eine weiße Gestalt, die sich hinter dem großen Schild mit der Aufschrift LOONY LUKE verbarg.

Aber er war nicht der einzige, der die Gestalt erblickte. Über einen Nebenweg kamen eine Frau und ein Mann mit einem kleinen Jungen, der vor ihnen einherlief; der Junge stieß einen erstaunten Schrei aus, sprang auf und nieder und winkte aufgereggt mit den Armen. »He, Papa, sieh doch! Weißt du, was das ist? Sieh nur, *ein Papoola!*«

»Gottchen«, meinte der Mann grinsend. »In der Tat! Sieh mal, Marion, da versteckt sich eines dieser marsianischen Geschöpfe hinter dem Schild. Was meinst du, sollen wir hinübergehen und ein kleines Schwätzchen halten?« Er und der Junge gingen in diese Richtung. Die Frau blieb jedoch auf dem Bürgersteig.

»Komm schon, Mama!« drängte der Junge.

In seinem Büro fuhr Al Miller mit leichter Handbewegung über die Kontrollen des Mechanismus, die an seinem Hemd angebracht waren. Der Papoola tauchte hinter dem LOONY-LUKE-Schild auf, und Al ließ ihn auf seinen sechs kurzen Beinen über den Bürgersteig watscheln, während sein komischer runder Hut über eine Antenne schlüpfte

und sich die Augen wild drehten, als sie die Frau erblickten. Zum Vergnügen des Jungen und seines Vaters trottete der Papoola hinter ihr her.

»Sieh nur, Papa, er geht hinter Mama her! Mama, Mama, dreh dich doch mal um!«

Die Frau blickte sich um, sah das flache Wesen mit seinem orangefarbenen, käferähnlichen Körper und mußte lachen. Jeder liebt den Papoola, dachte Al bei sich. Schaut euch den komischen marsianischen Papoola an. Sprich, Papoola, sag ›Guten Tag!‹ zu der netten Dame, die über dich lacht.

Die auf die Frau ausgerichteten Gedanken des Geschöpfes kamen nun bis zu Al durch. Der Papoola grüßte sie, erzählte ihr, wie nett es doch sei, sie kennenzulernen und schmeichelte ihr so lange, bis sie den Bürgersteig verließ und mit ihrem Mann und Sohn auf ihn zukam, so daß nun alle drei zusammenstanden und die mentalen Impulse des marsianischen Geschöpfes aufnahmen, das mit friedlicher Absicht auf die Erde gekommen und nicht in der Lage war, irgend jemandem Schaden zuzufügen. Der Papoola mochte sie genauso, wie sie ihn mochten; das erzählte er ihnen und überzeugte sie von der Zärtlichkeit und der warmen Gastfreundschaft, die auf seinem Heimatplaneten herrschten.

Was muß der Mars doch für ein wunderbarer Ort sein, dachten der Mann und die Frau, als der Papoola ihnen sein Gedächtnis mit all den Empfindungen öffnete. Herrlich, die Gesellschaft auf dem Mars ist nicht kalt und schizoid wie die auf der Erde; man wird nicht von jedem bespitzelt und muß auch keinen dieser endlosen Relpol-Tests ablegen, wie sie tagein, tagaus von den Sicherheitskomitees der

einzelnen Gebäude verlangt werden. »Denkt doch nur«, berichtete der Papoola, als sie wie angewurzelt dort standen und einfach nicht weitergehen konnten, »dort ist jeder sein eigener Herr, kann sein eigenes Stück Land bebauen, dem eigenen Glauben folgen, sein Ich wiederfinden. Und nun schaut euch an, wie ihr hier steht und Angst davor habt, mir zuzuhören, Angst habt ...«

»Wir sollten besser ... gehen«, sagte der Mann mit nervöser Stimme. »Bitte nicht«, bat der Junge. »Ich meine – wie oft kann man schon mit einem Papoola reden? Er muß zu diesem Raumschiffpark gehören.« Der Junge zeigte nach vorn, und Al glaubte für einen Moment, daß der Blick des Mannes auf ihm ruhte.

»Natürlich«, sagte der Mann. »Sie haben ihn hierhergebracht, damit er helfen soll, die Bruchkisten zu verkaufen. Er bearbeitet uns jetzt schon, macht uns richtig weich.« Die Verzückung wich deutlich aus seinem Gesicht. »Dort sitzt auch der Kerl, der den Papoola lenkt.«

»Aber was ich erzähle, stimmt dennoch«, dachte der Papoola. »Auch wenn es ein Verkaufstrick sein soll. Sie selbst könnten zum Mars fliegen, Sie und Ihre Familie, und mit offenen Augen nach der Wahrheit suchen, wenn Sie den Mut haben, sich zu befreien. Schaffen Sie das? Sind Sie ein wirklicher Mann? Kaufen Sie eine Loony-Luke-Bruchkiste, kaufen Sie sie, solange sie noch die Gelegenheit dazu haben, denn Sie wissen genau, daß eines Tages, vielleicht schon sehr bald, die Nationalpolizei dieses Geschäft verbieten wird. Dann gibt es keine Lücke mehr in der Mauer um eine autoritäre Gesellschaft, durch die einige wenige – einige wenige glückliche Menschen – entkommen können.«

Al spielte mit den Kontrollen und stellte sie höher ein. Die Macht der Papoola-Psyche verstärkte sich, fing den Mann ein und bekam ihn langsam unter Kontrolle. »Sie müssen solch ein Raumschiff kaufen«, drängte der Papoola weiter. »Zahlungserleichterungen, Service garantiert, eine große Auswahl von verschiedenen Modellen. Der richtige Zeitpunkt ist gekommen; zögern Sie nicht, greifen Sie nun zu!« Der Mann machte einen zögernden Schritt. »Beeilen Sie sich«, suggerierte der Papoola. »Die Polizei kann jeden Moment auftauchen und unser Geschäft schließen. Dann haben Sie Ihre letzte Gelegenheit verpaßt.«

»So ... so arbeiten sie«, brachte der Mann mühsam heraus. »Dieses Tier fängt die Menschen in seinem Netz. Hypnose! Wir müssen fort von hier.« Aber er konnte nicht mehr fort; es war zu spät – er würde ein Raumschiff kaufen. Al, der noch hinter dem Kontrollpult in seinem kleinen Büro saß, konnte ihn nun um den kleinen Finger wickeln.

Al stand gemächlich auf. Es war an der Zeit hinauszugehen und den Handel abzuschließen. Er schaltete den Papoola aus, öffnete die Bürotür, trat auf den Bauplatz hinaus ...

... und erblickte einen alten Bekannten, der sich seinen Weg zwischen den Raumschiffen hindurch zu ihm bahnte. Sein ehemaliger Gefährte Ian Duncan, den er seit Jahren nicht mehr gesehen hatte. Guter Gott, dachte Al. Was will der denn hier? Und ausgerechnet jetzt!

»Al!« rief Ian Duncan und winkte ihm, »hast du einen Moment Zeit? Du hast doch nicht gerade zu tun, oder?« Schwitzend und bleich kam er näher und schaute sich ängstlich um. Er war merklich gealtert, seit Al ihn zum letzten Mal gesehen hatte.

»Hör mal«, sagte Al ärgerlich. Aber es war schon zu spät; das Ehepaar und der Junge hatten sich von dem Bann gelöst und gingen in raschem Tempo den Bürgersteig hinunter.

»Ich wollte dich nicht ... äh ... stören«, murmelte Ian.

»Du störst auch nicht«, sagte Al, als er die drei potentiellen Käufer fliehen sah. »Nun, was gibt es, Ian? Du siehst gar nicht gut aus. Bist du krank? Komm doch in mein Büro.« Er zeigte ihm den Weg und schloß die Tür hinter sich.

»Ich komme wegen unserer Musik«, sagte Ian. »Erinnerst du dich – wir wollten vom Weißen Haus unter Vertrag genommen werden. Al, wir müssen es doch einmal versuchen. Bei Gott, so kann ich nicht mehr leben. Ich kann kein Versagen bei einer Sache hinnehmen, die wir für die wichtigste in unserem Leben hielten.« Zitternd betupfte er seine Stirn mit einem Taschentuch.

»Ich habe mein Horn überhaupt nicht mehr«, sagte Al schnell.

»Das kann doch nicht möglich sein! Nun, wir könnten die Passagen getrennt auf meinem Horn spielen, das dann auf Band zusammenfügen und diese Aufnahme dem Weißen Haus schicken. Ich weiß nicht, wie ich sonst weiterleben kann. Ich muß einfach wieder spielen. Wenn wir jetzt mit den ›Goldberg-Variationen‹ zu üben begännen, könnten wir in zwei Monaten ...«

»Wohnst du immer noch in diesem riesigen Apartment-Haus, dem Abraham Lincoln?« unterbrach ihn Al.

Ian nickte.

»Und du hast immer noch diesen Job bei diesem bayrischen Kartell? Als Betriebswirt?« Er konnte nicht verstehen, wieso Ian Duncan sich so aufregte. »Mann, wenn es hart auf

hart geht, kannst du immer noch auswandern. Aber jetzt wieder zu spielen – das kommt nicht in Frage. Ich habe seit Jahren nicht mehr gespielt, genauer gesagt, seit ich dich zum letzten Mal gesehen habe. Nicht einmal eine Minute lang!« Er betätigte die Schalter, die den Papoola steuerten; das Geschöpf reagierte sofort und begann, sich zu seinem gewohnten Standort hinter dem Schild zurückzuziehen.

Ian sah es und meinte: »Ich dachte, die wären alle tot.«

»Das sind sie auch«, gab Al zurück.

»Aber der dort draußen bewegt sich und ...«

»Eine Nachbildung«, sagte Al, »ein Simulacrum, wie diese Dinger, die sie auch zur Kolonialisierung benutzen. Ich kontrolliere es.« Er zeigte seinem alten Kameraden das Kontrollpult. »Es lockt die Leute vom Bürgersteig weg. Man sagt sogar, daß Luke ein echtes besitzt, nach dem die Modelle angefertigt werden. Aber das weiß keiner genau, und das Gesetz kann Luke nichts anhaben. Andererseits würde die Nationalpolizei schon dafür sorgen, daß er das echte herausrückt, wenn er eins hätte.« Al setzte sich und steckte seine Pfeife an. »Versage bei deinem Relpol-Test«, sagte er zu Ian. »Sorge dafür, daß man dir dein Apartment abspricht, und bringe mir die Abfindung. Dann sorge ich dafür, daß du eine erstklassige Maschine bekommst, die dich zum Mars bringt. Wie wäre es damit?«

»Ich habe versucht, bei meinem Test durchzufallen, aber sie werden das nicht dulden. Sie haben meine Ergebnisse manipuliert. Sie wollen mich nicht fortlassen.«

»Wer ist ›sie‹?«

»Der Mann im benachbarten Apartment des Abraham Lincoln. Edgar Stone ist sein Name – glaube ich zumindest.«

Er hat es absichtlich gemacht. Ich habe den Ausdruck in seinem Gesicht gesehen. Vielleicht glaubt er, er würde mir damit einen Gefallen erweisen ... Ich weiß es nicht.« Er blickte sich um. »Du hast aber ein schönes kleines Büro. Du schlafst auch hier, nicht wahr? Und wenn alles fortgeschafft wird, ziehst du mit um.«

»Ja«, sagte Al, »wir sind immer zur Flucht bereit.« In der Tat hätte ihn die NP schon einige Male um Haarsbreite geschnappt, obwohl der Verkaufsplatz innerhalb von sechs Minuten in eine Erdumlaufbahn befördert werden konnte. Der Papoola warnte ihn bei einer Annäherung der Nationalpolizei, aber manchmal kam seine Warnung nicht rechtzeitig genug, um eine bequeme Flucht zu ermöglichen; meistens startete er in einer hektischen Atmosphäre und mußte einen Teil seiner Maschinen zurücklassen.

»Du bist ihnen kaum einen Schritt voraus«, meinte Ian. »Und trotzdem scheint dich das nicht zu stören. Das liegt wohl an deiner Veranlagung.«

»Wenn sie mich schnappen«, sagte Al, »wird Luke mich schon herausboxen.« Warum sollte er sich also Sorgen machen? Sein Arbeitgeber war ein mächtiger Mann; der Thibodeaux-Clan beschränkte seine Angriffe gegen ihn auf tiefgründige Artikel in auflagenstarken Magazinen, in denen auf Lukes Vulgarität und die Mängel seiner Maschinen hingewiesen wurde.

»Ich beneide dich«, sagte Ian. »Deine Ausgeglichenheit. Deine Ruhe.«

»Besitzt dein Gebäude keinen Himmelspiloten? Sprich doch einmal mit ihm.«

»Das hat keinen Zweck«, meinte Ian verbittert. »Patrick

Doyle ist im Moment unser Himmelstyp, und er ist genauso schlecht dran wie ich. Und Don Tishman, unseren Vorsitzenden, hat es noch schlimmer erwischt; er ist zu einem wahren Nervenbündel geworden. In der Tat herrscht in unserem ganzen Gebäude heillose Verwirrung. Vielleicht hat das etwas mit Nicoles Sinus-Kopfschmerzen zu tun.«

Al warf ihm einen Blick zu und erkannte, daß Ian es ernst meinte. Das Weiße Haus und alles, wofür es stand, bedeuteten ihm einfach zuviel; es bestimmte immer noch sein Leben, hatte ihn schon vor Jahren beherrscht, als sie Kameraden in der Armee gewesen waren. »Um deinetwil- len«, sagte Al ruhig, »werde ich mein Horn holen und zu üben beginnen. Wir werden es noch einmal versuchen.«

Sprachlos starrte Ian Duncan ihn an.

»Das war kein Scherz«, sagte Al und nickte.

»Gott segne dich, Al«, flüsterte Ian dankbar.

Mit ernstem Gesicht saugte Al Miller an seiner Pfeife.

Vor Chic Strikerock breitete sich die Fabrik, in der er arbeitete, in ihren vollen, aber bescheidenen Ausmaßen aus. Weiter durfte dieses schachtförmige, hellgrüne Gebäude sich nicht ausbreiten. Ein recht modernes Design, wenn man die Ansprüche nicht zu hoch ansetzte. Bald würde er sein Büro bei der Frauenzimmer & Co. betreten, mit der Arbeit und dem alltäglichen Kampf mit den Jalousien beginnen, um die helle, morgendliche Sonnenbestrahlung etwas einzuschränken. Und sich mit Greta Trupe, der älteren Sekretärin, herumstreiten.

Ein tolles Leben, dachte Chic. Aber vielleicht hatte die Firma gestern ihren Besitzer gewechselt; das hätte ihn nicht

überrascht und auch nicht traurig gestimmt, doch es wäre schrecklich für Maury, und trotz ihrer häufigen Auseinandersetzungen mochte er seinen Chef. Schließlich konnte man ihre kleine Firma mit einer kleinen Familie vergleichen. Wenn man sich auch häufig aneinander rieb – jeder auf seine Art, auf den unterschiedlichsten psychologischen Ebenen –, so war das Betriebsklima hier doch sehr viel besser als das unpersönliche Verhältnis zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgeber einer konzerngroßen Organisation.

Er zog eine kleine Firma eindeutig vor, schätzte ihre Abgeschlossenheit. Ihm schien es schrecklich, zu einer unpersönlichen Arbeit in den von der Bürokratie regierten Großraumbüros der mächtigen Kartelle verurteilt zu sein, um dort Geheimaufträge durchführen zu müssen. Es gefiel ihm, daß Maury nur eine kleine Firma besaß. Sie erinnerte ihn ein wenig an die alten Tage und vermittelte den Eindruck, das zwanzigste Jahrhundert sei noch lebendig.

Er parkte manuell in die Parklücke neben Maurys altem Gyrorad ein, stieg aus und ging, die Hände in den Taschen, zu dem ihm so sehr vertrauten Haupteingang.

Das kleine, unordentliche Büro mit seinen Stapeln ungeöffneter, unbeantworteter Post, den Kaffeetassen, den Schreibblöcken, den zerknitterten Rechnungsbögen und den Pin-up-Kalendern roch verstaubt, als ob die Fenster noch nie geöffnet worden wären, um frische Luft und helles Tageslicht hineinzulassen.

Am anderen Ende des Raumes, dessen Fläche damit bis zum letzten genutzt wurde, saßen schweigend vier Simulacra, eine Gruppe: eines in der Gestalt eines erwachsenen Mannes, die anderen als eine Frau und zwei Kinder – das

Prunkstück im Firmenkatalog, »eine Familie immer hilfsbereiter, netter und freundlicher Nachbarn«.

»Guten Morgen, Mr. Strikerock«, grüßte das männliche Simulacrum höflich und erhob sich.

»Ist Maury schon da?« Er blickte sich um.

»Gewissermaßen ja, Sir«, gab das männliche Simulacrum zurück. »Er ist aber gerade im Laden um die Ecke und holt sich seine allmorgendliche Tasse Kaffee und einen Berliner.«

»Tst«, meinte Chic und zog den Mantel aus. »Nun, seid ihr Leutchen bereit, zum Mars zu fliegen?« fragte er die Simulacra und hing den Mantel auf.

»Ja, Herr Strikerock«, sagte das weibliche Modell nickend. »Wir freuen uns schon darauf. Sie können sich auf uns verlassen.« Sie lächelte ihn zuvorkommend wie eine freundliche Nachbarin an. »Für uns bedeutet es eine Erleichterung, die Erde mit ihrer bedrückenden Gesetzgebung zu verlassen. Wir haben gerade die neuesten Nachrichten über die McPhearson-Verordnung im Radio gehört.«

»Wir halten dieses neue Gesetz für schrecklich«, fügte das männliche Modell hinzu.

»Da stimme ich mit euch überein«, sagte Chic. »Aber was kann ein einzelner schon erreichen?« Er suchte die Morgenpost; wie üblich war sie irgendwo in diesem Durcheinander verlorengegangen.

»Man kann auswandern«, schlug das männliche Modell vor.

»Hm«, sagte Chic geistesabwesend. Er hatte einen unerwartet großen Stapel von Rechnungen der Zulieferfirmen entdeckt und sah sie mit plötzlicher Angst und sogar

Schrecken durch. Hatte Maury sie schon gelesen? Wahrscheinlich. Er hatte sie wahrscheinlich in Empfang genommen und sofort außer Reichweite geschoben. Die Frauenzimmer & Co. funktionierte besser, wenn sie nicht an diese harten Tatsachen des Lebens erinnert wurde. Wie ein rückfälliger Neurotiker mußte die Firma gewisse Aspekte der Wirklichkeit einfach beiseite schieben, um überhaupt noch weiterbestehen zu können. Das war ganz gewiß kein idealer Zustand, aber welche echte Alternative gab es? Realistisch zu sein, hieße aufzugeben, zu sterben. Infantile Illusionen waren unumgänglich für das Bestehen des winzigen Unternehmens; zumindest waren er und Maury davon überzeugt. Und ihnen beiden war diese Einstellung in Fleisch und Blut übergegangen. Ihre Simulacra – zumindest die »Erwachsenen« – lehnten sie grundsätzlich ab; ihre kalte, logische Rezeption der Wirklichkeit stand in scharfem Kontrast zu jener von Menschen, und Chic fühlte sich immer ein wenig nackt, ein wenig verlegen, wenn er mit den Simulacra zu tun hatte. Er wußte, daß er ihnen eigentlich ein besseres Vorbild sein sollte.

»Wenn Sie sich eine Bruchkiste kaufen und zum Mars auswandern«, meinte das männliche Modell, »wären wir gern Ihre Familie immer hilfsbereiter, netter und freundlicher Nachbarn.«

»Wenn ich auf den Mars auswandern würde«, sagte Chic, »müßte ich überhaupt keine Nachbarn haben. Ich würde die Menschen meiden.«

»Wir wären aber wirklich gute Nachbarn«, fügte das weibliche Simulacrum hinzu.

»Seht mal«, meinte Chic, »ihr braucht mich nicht auf

eure Tugenden hinzuweisen. Die kenne ich besser als ihr selbst.« Und das aus gutem Grund. Ihre Anmaßung, ihre ernste Aufrichtigkeit, amüsierte und verdroß ihn gleichzeitig. Als direkte Nachbarn würde er diese Simulacra-Gruppe als Plage empfinden, überlegte er. Aber gerade das wollten, ja brauchten die Auswanderer draußen in den kaum bevölkerten Kolonien. Er konnte das auch verstehen, es war sogar sein berufliches Interesse, dies zu begreifen.

Wenn ein Mensch auswanderte, konnte er Nachbarn kaufen, die die An Wesenheit, von Leben, von Lärm, vom Durcheinander menschlicher Aktivität simulierten – oder wenigstens einen mechanischen, aber sehr ähnlichen Ersatz dafür –, um sich in dieser so geschätzten, aber unvertrauten Umgebung zurechtzufinden. Wenn es überhaupt eine vernünftige Umgebung gab. Und außer dieser psychologischen Unterstützung ließ sich aus den Simulacra noch ein sekundärer, ein praktischer Nutzen ziehen: Sie bebauten Land, bepflanzten und bewässerten es, machten es fruchtbar. Und dieses Land gehörte juristisch gesehen den menschlichen Auswanderern, da sie es an die Simulacra nur »verpachtet« hatten. Diese mechanischen Geschöpfe waren eigentlich überhaupt keine Nachbarn, sondern zählten zum Besitz der Auswanderer. Wenn sie wie erwartet funktionierten, erfüllten und bestätigten sie die Hoffnungen und Träume der Siedler. Eine recht nützliche Therapie, obwohl sie vom kulturellen Standpunkt aus etwas steril erschien.

»Hier kommt Herr Frauenzimmer«, sagte das erwachsene männliche Modell respektvoll.

Chic blickte auf und sah die Bürotür langsam aufschwin-

gen. Der sorgfältig eine Tasse Kaffee und den Berliner balancierende Maurice Frauenzimmer erschien.

»Hör mal, mein Freund«, sagte Maury mit heiserer Stimme. Er war klein, rundlich und schwitzte, sah aus wie die Reflektion eines schlechten Spiegels. Seine Beine waren winzig und erweckten den Eindruck, als ob sie ihn kaum tragen könnten; er wankte, als er vorwärtsging. »Tut mir leid«, sagte er, »aber ich fürchte, daß ich dich entlassen muß.«

Chic starre ihn an.

»Ich schaffe es einfach nicht länger«, sagte Maury. Mit seinen plumpen Fingern, die schon viel Arbeit gesehen hatten, tastete er nach einem freien Fleckchen auf dem Schreibtisch, wo er die Kaffeetasse und das Gebäck absetzen konnte.

»Verdammmt«, sagte Chic. Er erkannte seine Stimme kaum wieder.

»Du wußtest, daß es so kommen würde.« Maurys Stimme krächzte heiser. »Wir beide wußten es. Was soll ich denn sonst tun? Seit Wochen haben wir keinen größeren Auftrag mehr bekommen. Das will ich dir natürlich nicht zur Last legen. Aber du mußt das verstehen. Sieh dir doch diese Simulacra-Gruppe an, wie sie hier herumlümmelt. Sie hängen einfach hier herum. Wir hätten sie schon längst verkaufen müssen.« Maury zog sein riesiges Taschentuch aus irischem Leinen hervor und tupfte sich die Stirn ab. »Es tut mir leid, Chic«, meinte er und beäugte seinen Angestellten ängstlich.

»Das ist in der Tat eine bedrückende Entscheidung«, sagte das männliche Simulacrum.

»Das meine ich auch«, fügte das weibliche Modell hinzu.
»Verdammst noch mal, kümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten«, stieß Maury hervor und warf ihnen einen zornigen Blick zu. »Wer hat denn um eure künstliche, vorprogrammierte Meinung gebeten?«

»Laß sie doch in Ruhe«, murmelte Chic. Die Mitteilung hatte ihn völlig überrascht; obwohl er es eigentlich hätte ahnen müssen, wußte er nicht, was er sagen sollte.

»Wenn Herr Strikerock geht«, verkündete das männliche Simulacrum, »gehen wir mit ihm.«

»Ach, zum Teufel«, schrie Maury das Simulacrum zornig an. »Ihr seid doch nur verdammte Nachbildungen. Haltet euch doch heraus, während wir darüber reden. Wir haben schon genug Ärger, ohne uns auch noch um euch kümmern zu müssen.« Er setzte sich hinter den Schreibtisch und schlug die Morgenausgabe des *Chronicle* auf. »Hier, die ganze Welt nähert sich ihrem Ende, nicht nur wir, Chic, nicht allein Frauenzimmer & Co. Hör doch mal: ›Der Leichnam des Installateurs Orley Short wurde heute auf dem Grunde eines zwei Meter hohen Behälters der St.-Louis-Süßwarengesellschaft aufgefunden, der langsam abkühlende Schokolade enthielt.‹« Er hob den Kopf. »Verstehst du, es kommt auf die langsam abkühlende Schokolade an. So leben wir nun mal. Ich lese weiter: ›Short, 53, kam gestern abend nicht von seiner Arbeit nach Hause und ...‹«

»Schon gut«, unterbrach ihn Chic, »ich verstehe, was du sagen willst. Die Zeit ist wieder mal gekommen.«

»Genau. Man kann die Umwelt nicht mehr aus eigener Kraft verändern. Eine Zeit, in der man fatalistisch wird,

sich zurückzieht. Ich fürchte, daß ich die Firma Frauenzimmer & Co. aufgeben muß, verstehst du? Ach ja, noch etwas.« Er beäugte düster die *Simulacra*-Gruppe. »Ich weiß überhaupt nicht, wieso wir euch hergestellt haben. Wir hätten mit der Produktion von Straßenarbeitern beginnen sollen, von Modellen, die genug Leistung bringen, um auch die Bourgeoisie zu interessieren. Hör zu, Chic, wie schrecklich dieser Artikel im *Chronicle* endet. Und auch ihr *Simulacra* solltet besser zuhören, denn ich vermittele euch einen Eindruck, in welche Welt ihr hineingeboren wurdet. ›Die Polizei teilt mit, daß sein Schwager Antonio Costa Nachforschungen in der Süßwarenfabrik angestellt und ihn sechzig Zentimeter unter der abkühlenden Schokolade entdeckt hat.‹ Wütend schlug Maury die Zeitung zu. »Ich meine, wie paßt solch ein Ereignis in deine Weltanschauung? Es ist doch einfach zu schrecklich, macht dich fertig. Und das schlimmste – es ist so schrecklich, daß es fast schon wieder lustig klingt.«

Für einen Moment herrschte Schweigen. Dann versuchte das männliche *Simulacrum*, Maurys Unterbewußtsein anzusprechen und meinte: »Das ist sicher keine Zeit, in der man die McPhearson-Verordnung verabschieden sollte. Wir benötigen psychiatrische Hilfe, egal, wer sie uns auch bieten mag.«

»Psychiatrische Hilfe«, spottete Maury. »Ja, da hast du recht, du Herr Jones oder Smith oder wie auch immer wir dich genannt hätten – du vollkommener Nachbar. Psychiatrische Hilfe hätte Frauenzimmer & Co. retten können, nicht wahr? Zehn Jahre lang ein wenig Psychoanalyse für zweihundert Dollar die Stunde ... so lange braucht man

doch. Quatsch.« Entrüstet drehte er sich um und biß in seinen Berliner.

»Gibst du mir ein Empfehlungsschreiben mit?« fragte Chic plötzlich.

»Natürlich«, erwiderte Maury.

Vielleicht muß ich für Karp & Söhne arbeiten, dachte Chic. Sein Bruder Vince, der dort als *Ge* beschäftigt war, konnte ihn empfehlen; besser als nichts, auf jeden Fall besser, als zu den bemitleidenswerten Arbeitslosen zu zählen, die tiefste Stufe der *Be*-Klasse, Nomaden, die auf der ganzen Erde umherzogen und noch nicht einmal das nötige Geld für die Auswanderung aufbrachten. Vielleicht sollte er auch auswandern, vielleicht war die Zeit dazu schließlich doch noch gekommen. Er sollte den Realitäten ins Auge sehen und all die infantilen Ambitionen aufgeben, denen er so lange gefolgt war.

Aber was würde aus Julie werden? Die Frau seines Bruders komplizierte die Angelegenheit nur noch. War er nun zum Beispiel finanziell für sie verantwortlich? Er würde sich mit Vince aussprechen müssen, von Mann zu Mann. Auf jeden Fall mußte das geschehen, ob er nun eine Stellung bei Karp & Söhne annehmen wollte oder nicht.

Es war schrecklich, unter solchen Umständen an Vince herantreten zu müssen; Julie hatte sich die denkbar schlechteste Zeit ausgesucht.

»Hör mal, Maury«, sagte Chic. »Du kannst mich jetzt nicht hinauswerfen. Ich habe ein Problem. Wie ich schon am Telefon sagte, habe ich ein Mädchen und ...«

»In Ordnung.«

»B-bitte?«

Maury Frauenzimmer seufzte. »Ich sagte *in Ordnung*; Ich werde dich noch etwas behalten. Dann geht Frauenzimmer & Co. eben etwas eher bankrott. Was soll's.« Er zuckte die Achseln. »So spielt das Leben.«

»Ist er nicht ein guter Mensch, Vati?« sagte ein Simulacra-Kind zu dem erwachsenen männlichen Modell.

»Ja, Tommy, das ist er gewiß«, gab das männliche Simulacrum nickend zurück und gab dem Jungen einen Klaps auf die Schulter. Die ganze Familie strahlte.

»Bis nächsten Donnerstag kannst du bleiben«, entschied Maury. »Das ist alles, was ich tun kann; vielleicht hilft es dir ein wenig. Danach – ich weiß nicht, aber ich sehe keine Möglichkeit, obwohl ich die Zukunft ein wenig erahnen kann, wie ich immer schon gesagt habe. Obwohl mir bislang wichtige Hinweise auf die Zukunft offenstanden, ahne ich diesmal nichts, kein verdammtes bißchen. Soweit die Zukunft mich betrifft, erkenne ich nur große Verwirrung.«

»Danke, Maury«, sagte Chic.

Etwas Unverständliches murmelnd, griff Maury Frauenzimmer wieder zu der Zeitung.

»Vielleicht geschieht bis zum nächsten Donnerstag noch etwas«, meinte Chic. »Etwas Unerwartetes. Vielleicht kann ich, der ich ja Verkaufsleiter bin, eine große Bestellung hereinholen ...«

»Ja, das kann schon sein«, sagte Maury. Es klang nicht sehr zuversichtlich.

»Ich werde wirklich alles versuchen«, sagte Chic.

»Sicher«, meinte Maury. »Sicher, Chic, versuche dein Glück.« In seiner leisen Stimme schwang jedoch nur Resignation mit.

Für Richard Kongrosian war die McPhearson-Verordnung eine Katastrophe, denn sie betraf in erster Linie die große Hilfe seines Lebens, Dr. Egon Superb. Nun war er der Gnade seines lebenslangen Krankheitsprozesses ausgeliefert, der gerade in diesem Moment mit übermächtiger Kraft über ihn hereingebrochen war. Deshalb hatte er Jenner auch verlassen und sich freiwillig zum Neuropsychiatrischen Hospital Franklin Aimes in San Francisco begeben, einem Hospital, das er sehr gut kannte; während des letzten Jahrzehnts war er dort oft behandelt worden.

Wahrscheinlich würde er diesmal jedoch nicht in der Lage sein, das Krankenhaus wieder zu verlassen. Dieses Mal hatte seine Krankheit zu heftig zugeschlagen.

Er war, wie er wußte, ein Anankast, eine Person, für die die Realität zu einer zwanghaften Dimension zusammengezschrumpft war. Alle seine Handlungen wurden von Zwängen bestimmt; er hatte keine Möglichkeit zur spontanen, freien Wahl. Und – was alles noch verschlimmerte – er hatte sich mit einer Nitz-Werbemaschine eingelassen, die er momentan in seiner Tasche aufbewahrte.

Kongrosian holte den Theodorus-Nitz-Apparat hervor und lauschte erneut seiner schlechten Botschaft. »In jedem Augenblick kann man andere Menschen abstoßen«, quietschte die Maschine, »zu jeder Tageszeit!« Und in seinem Geist bildete sich eine äußerst realistische Szene: Ein gutaussehender schwarzhaariger Mann beugte sich zu einem blonden, vollbusigen Mädchen in einem Badeanzug herab, um es zu küssen. Aus dem Gesichtsausdruck des

Mädchen schwand plötzlich alle Leidenschaft und sinnliche Hingabe und wurde durch Widerwillen ersetzt. »Er war nicht sicher vor abstoßendem Körpergeruch!« schrillte die Werbemaschine. »Haben Sie es gesehen?«

Das bin ich gewesen, dachte Kongrosian. Ich rieche schlecht. Er hatte der Werbemaschine gehorchen müssen und einen schlechten Körpergeruch angenommen; an dieser Phobie trug der Werbemechanismus Schuld, und es gab keine Möglichkeit für Kongrosian, diesem Körpergeruch zu entrinnen; in den letzten Wochen hatte er Tausende von Wasch- und Baderitualen durchexerziert, aber sie alle hatten keinen Erfolg gezeigt.

Das war der Ärger bei Körpergeruch-Phobien; sobald man sie sich einmal zugezogen hatte, hafteten sie einem an und wurden sogar noch stärker. In diesem Moment wagte er es nicht, sich irgendeinem Menschen zu nähern; er mußte zwei Meter Abstand halten, damit man seinen Geruch nicht wahrnahm. Für ihn gab es keine vollbusigen blonden Mädchen mehr.

Aber gleichzeitig wußte er, daß dieser Körpergeruch nur eine Täuschung und nicht wirklich existent war. Er war nur eine Zwangsvorstellung. Er konnte es dennoch nicht ertragen, sich einem anderen Menschen auf weniger als zwei Meter Distanz zu nähern – egal, ob vollbusig oder nicht.

Zum Beispiel suchte gerade in diesem Moment Janet Rai-
mer, die oberste Talentsucherin des Weißen Hauses, nach ihm. Wenn sie ihn aufspürte, würde sie darauf bestehen, ihn zu treffen und sich sogar bis zu seinem Privatzimmer hier im Franklin-Aimes-Hospital durchzukämpfen – und dann würde die Welt für ihn zusammenbrechen. Er mochte

die etwa fünfunddreißigjährige Janet mit ihrem Sinn für Humor und ihrer ständigen Fröhlichkeit. Wie könnte er es ertragen, daß Janet seinen schrecklichen Körpergeruch wahrnahm, den er sich von der Werbemaschine zugezogen hatte? Es war eine unmögliche Situation, und Kongro-sian saß in der Ecke des Raumes über dem Tisch gebeugt, ballte und entkrampfte seine Hände und überlegte, was er nun tun sollte.

Velleicht könnte er sie telefonisch benachrichtigen. Aber er vermutete, daß sein Körpergeruch auch von den Telefonleitungen übertragen werden konnte; sie würde es herausfinden. Das ging also nicht. Vielleicht ein Telegramm? Nein, der Geruch würde dem Papier anhaften und sich dann auf Janet übertragen.

In der Tat konnte sein phobischer Körpergeruch die ganze Welt verseuchen. Rein theoretisch war das möglich.

Aber er *mußte* irgendeinen Kontakt mit den Mitmenschen halten; zum Beispiel wollte er sehr bald seinen Sohn Plautus in ihrem Heim in Jenner anrufen. Egal, wie sehr man es versuchte, man konnte die zwischenmenschlichen Beziehungen nicht völlig ausschalten, so wünschenswert dies auch sein mochte.

Velleicht kann die Chemie AG mir helfen, dachte er verzweifelt. Sie könnte ein neues, superstarke synthetisches Reinigungsmittel entwickeln, das meinen Körpergeruch zumindest für einige Zeit überdeckt. Kenne ich dort jemanden, den ich anrufen könnte? Er versuchte sich zu erinnern. Ja, von den Direktoren aus Houston kannte er ...

Der Telefonapparat seines Zimmers klingelte.

Sorgfältig hängte Kongrosian ein Handtuch über den Bildschirm. »Verdammt«, sagte er, trat einige Meter zurück und hoffte, daß der Geruch sich dadurch nicht übertragen konnte. Natürlich war das eine schwache Hoffnung, aber er mußte den Versuch machen und durfte die Hoffnung nicht aufgeben.

»Das Weiße Haus in Washington«, sagte eine Stimme aus dem Telefon. »Janet Raimer am Apparat. Sprechen Sie, Frl. Raimer, ich habe Herrn Kongrosian am Apparat.«

»Hallo, Richard«, sagte Janet Raimer. »Was haben Sie über den Bildschirm gehängt?«

Kongrosian drückte sich an die gegenüberliegende Wand, um soviel Raum wie möglich zwischen sich und den Telefonanschluß zu bringen. »Sie hätten besser nicht versucht, mich zu erreichen, Janet«, sagte er. »Sie wissen doch, wie krank ich bin. Mein Verhalten wird von äußerst starken Zwängen bestimmt; so schlecht ging es mir noch nie. Ich zweifle ernsthaft daran, daß ich jemals wieder vor einem Publikum spielen kann. Das wäre ein zu großes Risiko. Ich vermute, daß Sie in der heutigen Zeitung den Artikel über den Arbeiter gelesen haben, der in einer Süßwarenfabrik in einen Behälter mit abkühlender Schokolade fiel. Ich habe das gemacht.«

»Sie? Wie denn?«

»Psionisch. Natürlich völlig unbeabsichtigt. Ich bin auch verantwortlich für all die psychomotorischen Unfälle, die im Moment auf der gesamten Welt stattfinden – deshalb werde ich mich hier in der Klinik einer Elektroschockbehandlung unterziehen. Ich glaube an solch eine Therapie, obwohl sie Ihnen recht altmodisch erscheinen mag. Mir

persönlich helfen keine Drogen. Wenn man so stinkt wie ich, Janet, dann helfen keine Drogen mehr ...«

»Ich glaube nicht, daß Sie wirklich so unangenehm riechen, wie Sie es sich vorstellen, Richard«, unterbrach Janet Raimer. »Ich kenne Sie nun schon seit so vielen Jahren und kann mir nicht vorstellen, daß Sie wirklich solch einen unangenehmen Körpergeruch haben, daß Ihre Karriere dadurch gefährdet sein könnte.«

»Danke für Ihre Loyalität«, sagte Kongrosian düster, »aber Sie verstehen einfach nicht. Das ist kein normaler körperlicher Geruch, sondern die Idee eines Gestanks. Eines Tages werde ich Ihnen eine Abhandlung über dieses Thema zuschicken, vielleicht von Bingswanger oder einem der anderen Existential-Psychologen. Sie haben mich und mein Problem verstanden, obwohl sie schon vor einem Jahrhundert gestorben sind. Augenscheinlich waren es Hellsseher. Die Tragödie liegt darin, daß Minkowski, Kuhn und Bingswanger mich zwar verstanden haben, mir aber nicht helfen können.«

»Die First Lady wünscht Ihnen eine rasche und glückliche Genesung«, sagte Janet.

Die Geistlosigkeit ihrer Bemerkung erzürnte ihn. »Guter Gott, Janet, verstehen Sie denn nicht? Ich unterliege im Moment einer völligen Selbsttäuschung. Ich bin so geisteskrank, wie man nur sein kann. Es ist unglaublich, daß ich mich mit Ihnen noch unterhalten kann. Nur meiner Willenskraft ist es zu verdanken, daß ich noch nicht völlig autistisch bin. Jeder andere in meiner Situation würde es mit Gewißheit sein.« Er verspürte kurzen, aber gerechtfertigten Stolz. »Mit diesem phobischen Körpergeruch sehe ich mich

einer sehr interessanten Situation ausgesetzt. Augenscheinlich ist er die Reaktion auf eine tiefergehende Störung, die meine Auffassung von meiner Umwelt, Mitwelt und Eigenwelt auflösen könnte. Mir ist es gelungen ...«

»Richard«, unterbrach Janet Raimer, »Sie tun mir ja so leid. Ich wünschte, ich könnte Ihnen helfen.« Sie klang, als ob sie zu weinen beginnen wollte; ihre Stimme zitterte.

»Nun«, sagte Kongrosian, »wer braucht schon Umwelt, Mitwelt und Eigenwelt? Nehmen Sie es leicht, Janet. Lassen Sie Ihre Gefühle nicht allzusehr mitspielen. Ich werde schon wieder hier herauskommen, wie bislang auch.« Aber er glaubte nicht wirklich daran. Diesmal war es anders. Und Janet hatte das augenscheinlich erfaßt. »Auf jeden Fall«, fuhr er fort, »sollten Sie bis dahin anderswo nach Talenten für das Weiße Haus suchen. Sie werden mich vergessen müssen und sich in völlig neue Gebiete begeben. Wofür ist eine Talentsucherin sonst da, wenn nicht dafür?«

»Das glaube ich auch«, sagte Janet.

Mein Sohn! dachte Richard Kongrosian. Vielleicht könnte er an meiner Stelle erscheinen.

Was für ein schrecklicher, morbider Gedanke das war; er erschauderte, erschrocken darüber, daß er ihn überhaupt gedacht hatte. Das zeigte, wie krank er wirklich war. Als ob jemand ernsthaft an den unmöglichen Geräuschen interessiert sein könnte, die Plautus von sich gab ... obwohl sie vielleicht im weitesten Sinne als *ethnisch* bezeichnet werden konnten.

»Ihr momentaner Rückzug aus der Welt«, sagte Janet Raimer, »ist eine Tragödie. Aber wie Sie schon sagten, ist es meine Aufgabe, jemanden zu finden, der diese Lücke

ausfüllen kann ... obwohl ich weiß, daß dies unmöglich sein wird. Ich werde es aber versuchen. Danke, Richard. In Ihrer Lage war es sehr nett, daß Sie überhaupt mit mir gesprochen haben. Ich werde jetzt auflegen und Sie nicht weiter belästigen.«

»Ich hoffe nur, daß ich Sie nicht mit meinem phobischen Geruch angesteckt habe«, sagte Kongrosian und schaltete ab.

Meine letzte Verbindung mit der zwischenmenschlichen Welt, dachte er. Ich darf nie wieder über Telefon mit jemandem sprechen. Ich fühle, wie sich meine Welt immer mehr zusammenzieht. Gott, wo wird das enden? Aber die Elektroschocks werden mir helfen. Der Schrumpfprozeß wird aufgehoben oder zumindest gestoppt werden.

Ich frage mich, ob ich versuchen sollte, mich mit Egon Superb in Verbindung zu setzen. Trotz der McPhearson-Verordnung. Aber es war hoffnungslos; Superb existierte nicht mehr, das Gesetz hatte ihn ausgelöscht, wenigstens so weit seine Patienten betroffen waren. Egon Superb mochte noch als Individuum existieren, aber die Berufsbezeichnung »Psychoanalytiker« war verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Aber ich brauche ihn so dringend! Wenn ich ihn nur noch ein einziges Mal aufsuchen könnte! Diese verdammte Chemie AG und ihr unglaubliches Machtfeld, ihr großer Einfluß. Vielleicht kann ich meinen phobischen Körpergeruch auf sie übertragen.

Ja, ich werde dort anrufen, entschied er sich. Sie darum bitten, ein Super-Reinigungsmittel zu entwickeln und sie gleichzeitig anstecken; sie haben es verdient.

Im Telefonbuch suchte er die Nummer des Chemie-AG-

Zweigwerkes im Küstenbezirk und fand sie schließlich. Er wählte psychokinetisch.

Es wird ihnen noch leid tun, daß sie dieses Gesetz erzwungen haben, sagte Kongrosian zu sich selbst, als er lauschte, wie die Verbindung entstand.

»Verbinden Sie mich mit Ihrem Chefchemiker für Psychopharmaka«, befahl er, als sich die Telefonzentrale des Werkes meldete.

Fast sofort meldete sich eine geschäftig klingende männliche Stimme. Das Handtuch über dem Bildschirm machte es Kongrosian unmöglich, den Mann zu sehen, aber er klang jung, kompetent und durch und durch berufserfahren. »Hier Station B, Merrill Judd am Apparat. Wer spricht, und warum haben Sie den Sichtschirm verhängt?« Die Stimme des Psycho-Chemikers klang irritiert.

»Sie kennen mich nicht, Herr Judd«, sagte Kongrosian und dachte: *Nun ist es an der Zeit, sie anzustecken.* Er trat an den Bildschirm und entfernte das Handtuch.

»Richard Kongrosian«, sagte der Psycho-Chemiker und betrachtete ihn überrascht. »Doch, ich kenne Sie, zumindest Ihre Kunstdarbietungen.« Er war noch jung, mit einem kompetenten, ernsten Blick, eine geistig völlig gesunde Person. »Es ist eine Ehre für mich, Sie persönlich kennenzulernen, Sir. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich brauche ein Gegenmittel«, sagte Kongrosian, »für die Auswirkungen einer abscheulichen Theodorus-Nitz-Werbemaschine: Mich hat ein abstoßender Körpergeruch befallen. Sie wissen doch, welche ich meine, nicht wahr? ›In Momenten, da Sie jemandem nahe sind, den Sie sehr lieben, ist die Gefahr, ihn durch abscheulichen Körpergeruch

abzustoßen, besonders groß – und so weiter.« Er haßte es sogar, nur daran zu denken. Sein Körpergeruch schien sich zu verstärken, wenn er an ihn dachte, falls es überhaupt noch möglich war. Plötzlich sehnte er sich nach echtem menschlichen Kontakt; er fühlte sich schrecklich ohnmächtig in seiner Abgeschlossenheit. »Erschrecke ich Sie?« fragte er.

»Nein«, antwortete der Angestellte der Chemie AG und bedachte ihn mit berufsmäßigen, erfahrenen Blicken. »Natürlich habe ich schon etwas von Ihrem endogenen psychosomatischen Leiden vernommen, Herr Kongrosian.«

»Nun«, meinte Kongrosian bedächtig, »es handelt sich um ein exogenes Leiden; die Nitz-Werbemaschine trägt Schuld daran.« Es bedrückte ihn, daß ein Fremder – ja, die ganze Welt – von seiner psychologischen Situation wußte und darüber sprach.

»Es muß eine gewisse Empfänglichkeit bei Ihnen vorhanden sein«, sagte Judd, »wenn eine Nitz-Werbemaschine Sie so beeinflussen kann.«

»Im Gegenteil«, gab Kongrosian zurück. »Die Dinge liegen vielmehr so, daß ich die Nitz-Agentur verklagen werde, und zwar um einen Betrag in Millionenhöhe – ich bin bereit, mich an die Behörden zu wenden. Aber das nur nebenbei. Was können Sie für mich tun, Judd? Sie nehmen den Geruch inzwischen auch wahr, oder? Gestehen Sie es ein – dann können wir über Behandlungsmöglichkeiten nachdenken. Bislang habe ich immer einen Psychoanalytiker konsultiert, Dr. Egon Superb, aber dies ist nun dank Ihrem Konzern unmöglich geworden.«

»Hmm«, machte Judd.

»Ist das alles, was Sie tun können? Hören Sie zu, ich kann dieses Krankenhauszimmer unmöglich verlassen. Die Initiative muß von Ihnen ausgehen. Ich bitte Sie darum, Herr Judd. Meine Lage ist verzweifelt. Wenn sie sich verschlimmert ...«

»Da haben Sie sich ja etwas ausgedacht«, sagte Judd. »Ich muß eine Weile darüber nachdenken, Herr Kongrosian. Wann fand die Ansteckung durch die Nitz-Werbe-maschine statt?«

»Vor etwa einem Monat.«

»Und davor?«

»Kleinere Phobien. Angstzustände, hauptsächlich Depressionen. Mir war klar, worum es sich handelte, aber bislang konnte ich sie unterdrücken. Augenscheinlich kämpfe ich gegen einen heimtückischen schizophrenen Prozeß an, der nach und nach meine Fähigkeiten wegfrisst und in immer größerem Maße zunimmt.« Er fühlte sich verdrießlich.

»Vielleicht komme ich zum Hospital herüber.«

»Ah«, sagte Kongrosian erfreut. So kann ich sicher gehen, daß ich ihn anstecke, dachte er bei sich. Und er wird darüber hinaus diese Krankheit in seine Firma tragen, in jenes durch und durch bösartige Kartell, das für die Schließung von Dr. Superbs Praxis verantwortlich ist. »Bitte tun Sie das«, sagte er laut. »Ich würde mich sehr freuen, persönlich mit Ihnen sprechen zu können. Je schneller, desto besser. Aber ich warne Sie: Ich übernehme keine Verantwortung für mögliche Ansteckungen. Das Risiko müssen Sie allein tragen.«

»Welches Risiko? Das nehme ich schon auf mich. Wie wäre es mit heute nachmittag? Da hätte ich eine Stunde

Zeit für Sie. In welchem neuropsychiatrischen Hospital befinden Sie sich? Wenn es in der Nähe ...« Judd suchte nach einem Kugelschreiber und einem Blatt Papier.

Sie brauchten nicht lange nach Jenner. Am späten Nachmittag setzten sie auf dem Hubschrauber-Landeplatz im Außengebiet der Stadt auf; sie hatten noch viel Zeit, um mit dem Wagen zu Kongrosians von Hügeln umgebenem Haus zu fahren.

»Du meinst«, sagte Molly, »wir sollen hier landen? Dann müssen wir doch ...«

»Wir mieten ein Taxi«, sagte Nat Flieger. »Das weißt du doch.«

»Ja, ich weiß«, entgegnete Molly. »Ich habe schon davon gelesen. Ein örtlicher Bauerntölpel versorgt einen immer mit dem neuesten Klatsch aus dem Dorf, so uninteressant er auch sein mag.« Sie klappte ihr Buch zu und stand auf. »Nun, Nat, vielleicht kannst du von dem Taxifahrer hören, was du wissen willst. Alles über Kongrosians geheime unterirdische Folterkammer.«

»Fräulein Dondoldo«, sagte Jim Planck heiser und zog eine Grimasse. »Ich halte wirklich viel von Leo, aber alles, was recht ist ...«

»Sie können mich nicht ausstehen?« wollte sie wissen und zog die Augenbrauen hoch. »Nun, ich frage mich warum, Herr Planck.«

»Hört auf«, sagte Nat, als er sein Aufnahmegerät aus dem Helikopter hob und es auf den Boden setzte. Die Luft roch nach Regen; sie war schwer und drückend, und er empfand instinktiv Abneigung, denn sie war *ungesund*. »Eine

tolle Gegend für Astmatiker«, sagte er und schaute sich um. Hier würden sie Kongrosian natürlich nicht finden; es war ihre Aufgabe, sich zu seinem Haus – und zu ihm – durchzufragen. Sie konnten sowieso von Glück reden, wenn er sie überhaupt empfangen würde; Nat war sich dessen wohl bewußt.

Molly trat mutig aus dem Hubschrauber (sie trug Sandalen) und sagte: »Es riecht aber komisch hier.« Sie nahm einen tiefen Atemzug, und die Brüste unter ihrer hellen Baumwollbluse hoben sich. »Puh! Wie verfaulende Vegetation.«

»Genau daher kommt der Gestank«, erklärte Nat, während er Jim Planck beim Ausladen seiner Ausrüstung half.

»Danke«, murmelte Planck. »Ich glaube, ich bin ziemlich geschafft, Nat. Wie lange wollen wir hier bleiben?« Er sah aus, als würde er am liebsten sofort wieder in den Hubschrauber steigen und zurückfliegen; Nat erkannte Panik auf dem Gesicht seines Kollegen. »Diese Gegend erinnert mich immer an dieses Phantasieland«, sagte er, »weißt du, jenes mit den Trollen – wovon man den Kindern immer erzählt.«

Molly blickte ihn an und lachte dann scharf.

Ein Taxi rollte heran, aber es wurde nicht von einem Ortsansässigen gefahren, sondern war ein zwanzig Jahre altes, vollautomatisches Modell mit einem stummen Selbstorientierungssystem. Schnell hatten sie ihre Aufnahmegeräte und die persönlichen Ausrüstungsgegenstände eingeladen, und das Taxi rollte von dem Feld und nahm seinen Weg zu Richard Kongrosians Heim, gelenkt von einer Computerkarte, auf der sie die Adresse eingetragen hatten.

»Ich frage mich«, sagte Molly und beobachtete die altdischen Häuser und Läden der Stadt, an denen sie vorbeifuhren, »woraus die Leute hier ihr Vergnügen ziehen.«

»Vielleicht kommen sie zum Hubschrauberlandefeld und beobachten die Fremden, die dann und wann hier landen«, gab Nat zurück. Wie wir, dachte er und bemerkte, daß die Menschen auf den Bürgersteigen hier und da neugierig aufschauten.

Wir sind ihre Unterhaltung, dachte er. Sonst war hier nicht viel los; die Stadt sah aus, wie sie schon vor dem großen Spektakel von 1980 ausgeschaut haben mußte; die Läden wiesen gefärbte Glasscheiben und Plastikfronten auf, die mit der Zeit abgebröckelt und nun über alle Maßen reparaturbedürftig waren. Vor einem großen, veralteten und unzweckmäßigen Supermarkt entdeckte er sogar einen leeren Parkplatz: geschaffen für Erdoberflächenfahrzeuge, die es schon längst nicht mehr gab.

Hier zu leben bedeutet für einen Mann mit solchen Fähigkeiten wie Kongrosian in gewisser Hinsicht Selbstmord, überlegte Nat. Nur ein unterbewußter Selbstzerstörungstrieb konnte den Pianisten dazu veranlaßt haben, das vor Leben und Trubel nur so strotzende Warschau, einen der strahlendsten Mittelpunkte menschlichen Treibens und menschlicher Kommunikation in der Welt, zu verlassen und sich in dieser öden, regenüberfluteten und zerfallenden Stadt niederzulassen. Oder aber eine Art von selbstaufgelegter Buße.

Konnte es das sein? Um sich für weiß Gott was zu bestrafen, vielleicht für seinen mißgebildeten Sohn ... vorausgesetzt, Molly behielt recht mit ihrer Behauptung.

Er dachte an Jim Plancks Witz, jenen über den Psycho-

kinetiker Richard Kongrosian, der in einen Unfall verwickelt wird und dem daraufhin Hände wachsen. Aber Kongrosian *hatte* Hände, er benutzte sie nur nicht, wenn er Klavier spielte. Ohne sie erreichte er eine vollere Klangfarbe, präzisere Rhythmen und Tonsätze. Die gesamte somatische Komponente wurde übergangen; der Geist des Künstlers selbst betätigte die Tasten.

Wissen die Menschen in dieser bedrückenden Straße eigentlich, wer unter ihnen lebt? fragte sich Nat. Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich hält Kongrosian sich abgeschlossen, bleibt bei seiner Familie und ignoriert diese Gemeinde. Wer würde hier auch nicht zum Einsiedler werden? Und wenn sie etwas von Kongrosian wüßten, würden sie mit Argwohn reagieren, da er sowohl ein Künstler als auch ein Mutant war; er hatte eine doppelte Last zu tragen. Ohne Zweifel würde er, wenn er sich unter diesen Menschen befand, etwa Besorgungen erledigte, auf seine psychokinetischen Fähigkeiten verzichten und wie jeder andere seine Hände benutzen. Außer Kongrosian besaß mehr Mut, als Nat ihm zutraute ...

»Wenn ich ein weltberühmter Künstler wäre«, meinte Jim Planck, »würde ich mich zuallererst in solch einem Hinterwäldlerkaff wie diesem niederlassen.« Seine Stimme troff vor Sarkasmus. »Das wäre meine Belohnung.«

»Ja«, meinte Nat, »es muß ein gutes Gefühl sein, sein Geld mit den ureigenen Fähigkeiten zu verdienen.« Er sprach geistesabwesend; vor sich sah er eine Menschenmenge, die seine Aufmerksamkeit beanspruchte. Flaggen und uniformierte Menschen ... ihm wurde klar, daß er Zeuge einer Demonstration politischer Extremisten wurde,

den sogenannten Söhnen des Hiob, Neonazis, die in letzter Zeit überall wie die Pilze aus dem Boden schossen, sogar hier in dieser gottverlassenen Stadt in Kalifornien.

Aber war das nicht genau der richtige Ort, wo die Söhne des Hiob sich zeigen konnten? Diese dekadente Region roch geradezu nach Elend; hier lebten die Versager, jene *Bes*, die keine wirkliche Bedeutung für das System hatten. Die Söhne des Hiob nährten sich wie die Nazis der Vergangenheit von den Enttäuschungen der Besitzlosen. Ja, diese Hinterwäldlerstädte, an denen die Zeit spurlos vorbeizogen war, dürften die ursprünglichen Nährböden dieser Bewegung sein ... Weshalb war er also überrascht, so etwas hier beobachten zu können?

Aber diese Menschen waren keine Deutschen, sondern Amerikaner.

Das war ein ernüchternder Gedanke. Denn er konnte die Söhne des Hiob nicht als bloßes Symptom der unaufhörlichen, unveränderten Zerrüttung der deutschen Mentalität abtun, das wäre zu oberflächlich, zu einfach. Es war sein Volk, das dort marschierte, es waren seine Landsleute. Auch er könnte sich unter ihnen befinden; er brauchte nur seine Arbeit bei der EME zu verlieren oder einen anderen entwürdigenden sozialen Abstieg erleben ...

»Sieh sie dir an«, sagte Molly.

»Ich sehe sie mir an«, gab Nat zurück.

»Und du denkst: ›Ich könnte unter ihnen sein.‹ Nicht wahr? Offen gesagt, ich frage mich, ob du überhaupt den Mut hast, deine Überzeugungen in der Öffentlichkeit zu vertreten. Wenn du überhaupt irgendwelche Überzeugungen hast. Sieh mal, da ist Goltz.«

Sie hatte recht. Bertold Goltz, der Führer, hielt sich heute in Jenner auf. Wie seltsam das Kommen und Gehen dieses Mannes doch war; man konnte unmöglich voraussagen, wann und wo er sich zeigen würde.

Vielleicht benutzte Goltz die von-Lessinger-Apparatur. Die Zeitmaschine.

Das würde Goltz eine gewisse Überlegenheit gegenüber all den charismatischen Führern der Vergangenheit verleihen, überlegte Nat. Durch die Zeitmaschine konnte er mehr oder weniger unsterblich werden. Man konnte ihn nicht töten – zumindest nicht in gewöhnlicher Hinsicht. Das würde auch erklären, warum die Regierung diese Bewegung noch nicht zerschlagen hatte; er hatte sich schon gefragt, wieso Nicole sie tolerierte. Ganz einfach deshalb, weil ihr keine andere Wahl blieb.

Theoretisch konnte man Goltz zwar ermorden, aber dann würde einfach ein früherer Goltz in die Zukunft kommen und ihn ersetzen; Goltz würde weiterleben, ohne zu altern oder sich zu ändern. Die Bewegung würde auf ewig ihren Nutzen aus ihm ziehen, da sie einen Führer besaß, bei dem man darauf zählen konnte, daß er nicht den Weg Adolf Hitlers ging, nicht dem Wahnsinn verfallen würde.

Jim Planck, der den Anblick geradezu in sich aufsaugte, murmelte: »Ein ansehnlicher Kerl, nicht wahr?« Er schien ebenfalls beeindruckt zu sein. Goltz könnte eine Karriere als Film- oder Fernsehstar durchlaufen, überlegte Nat. Als Entertainer vielleicht, wenn auch von anderer Art, als er es jetzt war. Er hatte Stil. Groß, mit sorgenumwölktem Gesicht, aber etwas zu schwer. Goltz schien Mitte vierzig zu sein und hatte die Geschmeidigkeit, die Männlichkeit der Jugend

schon verloren. Er schwitzte etwas, während er marschierte. Was für eine *körperliche* Qualität dieser Mann doch besaß; er verbreitete keine geistige Aura um sich, die den Eindruck der massigen Gestalt hätte abschwächen können.

Die Marschierenden wandten sich um und kamen auf das automatische Taxi zu.

Das Taxi hielt.

»Er besitzt sogar den Gehorsam der Maschinen«, sagte Molly beißend. »Zumindest den der örtlichen.« Sie lachte kurz und grell.

»Wir verschwinden besser«, meinte Jim Planck, »oder sie fallen über uns her wie die marsianischen Kolonnameisen.« Er betätigte die Kontrollschanter des automatischen Taxis. »Verdammst soll diese altmodische Technik sein – es ist völlig tot.«

»Aus Furcht gestorben«, sagte Molly.

Goltz marschierte in der Mitte der ersten Reihe und hielt eine im Wind umherwehende, vielfarbige Stoffflagge empor. Als er sie sah, schrie er etwas, das Nat nicht verstehen konnte.

»Er befiehlt uns, aus dem Weg zu gehen«, sagte Molly. »Vielleicht sollten wir unseren Vorsatz, von Kongrosian eine Aufnahme zu machen, besser vergessen, uns der Bewegung anschließen und mitmarschieren. Was meinst du dazu, Nat? Jetzt hast du deine Chance. Später kannst du dann rechtens behaupten, man hätte dich gezwungen.« Sie stieß die Tür des Taxis auf und sprang lebhaft hinaus. »Ich werde mein Leben doch nicht wegwerfen, weil ein Schaltkreis eines vor zwanzig Jahren schon veralteten Taxis versagt.«

»Heil, mächtiger Führer«, sagte Jim Planck kurz und

sprang ebenfalls zu Molly auf den Bürgersteig hinaus und damit den Marschierenden aus dem Wege, die nun wie ein einziger Körper ärgerlich schrien und gestikulierten.

»Ich bleibe hier«, sagte Nat. Von der Aufnahmeausrüstung umgeben, blieb er, wo er war und legte eine Hand auf seinen kostbaren Ampek F-a2; er hatte nicht vor, seine Zerstörung zu dulden, auch nicht von einem Bertold Goltz.

Goltz kam schnell die Straße entlangmarschiert und grinste. Es war ein sympathisches Grinsen; trotz der Ernsthaftigkeit seiner politischen Ziele hatte Goltz in seinem Herzen Platz für Gefühle gelassen.

»Haben Sie Ärger?« rief Goltz Nat zu. Die erste Reihe der Marschierenden – einschließlich ihres Führers – hatte das alte Taxi mittlerweile erreicht und umflutete es von beiden Seiten. Goltz blieb jedoch stehen. Er zog ein zerknittertes rotes Taschentuch hervor und tupfte Nacken und Stirn damit ab; kleine Schweißtropfen rannen davon herab.

»Tut mir leid, daß ich Ihnen im Wege bin«, sagte Nat.

»Mann«, erwiderte Goltz, »ich habe Sie erwartet.« Er blickte auf, und seine dunklen, intelligenten, leuchtenden Augen waren wachsam. »Nat Flieger, Abteilungsleiter für Künstler und Repertoire bei der Electronic Musical Enterprise in Tijuana. Unterwegs in diesem Land der Farne und Frösche, um Richard Kongrosians Musik aufzunehmen ... *weil Sie nicht wissen können, daß Kongrosian nicht daheim ist.* Er befindet sich im Neuropsychiatrischen Hospital Franklin Aimes in San Francisco.«

»Jesus«, sagte Nat völlig überrascht.

»Warum nehmen Sie statt dessen nicht mich auf?« sagte Goltz liebenswürdig.

»Was soll ich?«

»Nun, ich könnte ein paar historische Zitate für Sie sprechen. Vielleicht eine halbe Stunde lang, so daß genug Material für eine kleine Schallplatte vorhanden ist. Heute oder morgen mag die Platte sich zwar noch nicht gut verkaufen, aber eines schönen Tages ...« Goltz lächelte.

»Nein, danke«, sagte Nat.

»Ist Ihre Kreatur vom Ganymed zu unbefleckt für das, was ich zu sagen habe?« Das Lächeln enthielt nun keine Wärme mehr; Goltz fixierte ihn sehr genau.

»Ich bin Jude, Herr Goltz«, sagte Nat. »Es fällt mir schwer, einer neonazistischen Bewegung mit viel Enthusiasmus zu begegnen.«

Goltz schwieg eine Weile. »Ich bin ebenfalls Jude, Herr Flieger«, sagte er dann. »Oder besser: Israeli. Schlagen Sie das nach. Es steht in allen Aufzeichnungen. Und jedes Zeitungs- oder Fernseharchiv wird Ihnen das bestätigen.«

Nat starrte ihn an.

»Unser Feind«, sagte Goltz, »der Ihre und der meine, ist das System des Alten. Denn dort befinden sich die wirklichen Nachfolger unserer Nazi-Vergangenheit. Denken Sie daran. Dort und in den Konzernen und Kartellen. Chemie AG, die Werke Karp & Söhne ... haben Sie das nicht gewußt? Wo haben Sie Ihre Augen, Flieger? Können Sie noch nicht einmal zuhören?«

»Ich habe zugehört«, sagte Nat nach einer Weile. »Aber das hat mich alles nicht sehr überzeugt.«

»Dann will ich Ihnen etwas sagen«, meinte Goltz. »Unsere Mutter Nicole und ihr Stab wollen von Lessingers Zeitreise-Prinzip benutzen, um damit Kontakt mit dem Dritten

Reich herzustellen, mit Hermann Göring, um genau zu sein. Und sie werden es bald tun. Überrascht Sie das?«

»Ich ... ich habe gewisse Gerüchte gehört.« Nat zuckte die Achseln.

»Sie sind kein *Ge*«, sagte Goltz. »Sie sind wie ich, Flieger, wie ich und meine Leute. Man hat Sie für ewig ausgesperrt. Wir dürften noch nicht einmal Gerüchte wahrnehmen, aber irgendwo hat es eine undichte Stelle gegeben. Doch wir *Bes* werden unsere Meinung nicht kundtun – oder? Hermann Göring aus der Vergangenheit in unsere Zeit zu transportieren ist einfach zuviel, meinen Sie nicht auch?« Goltz studierte Nats Gesicht und wartete auf eine Reaktion.

»Wenn das wahr ist ...«, meinte Nat schließlich.

»Es ist wahr, Flieger.« Goltz nickte bekräftigend.

»Dann erscheint Ihre Bewegung in einem neuen Licht.«

»Kommen Sie zu mir, sobald diese Nachricht an die Öffentlichkeit gelangt. Wir sprechen uns wieder, wenn Sie wissen, daß ich die Wahrheit gesagt habe. Einverstanden?«

Nat sagte nichts. Er wagte den dunklen, intensiven Blick des Mannes nicht zu erwidern.

»Bis dann, Flieger«, sagte Goltz, nahm seine Fahne wieder auf, die er gegen die Wand des automatischen Taxis gelehnt hatte, und ging die Straße hinunter, um wieder zu seinen marschierenden Gefolgsleuten zu stoßen.

Don Tishman und Patrick Doyle saßen zusammen im Geschäftsbüro des Abraham-Lincoln-Gebäudes und beschäftigten sich mit dem Gesuch, das Ian Duncan aus Apartment 304 soeben eingereicht hatte. Duncan ersuchte darum, in der zweimal die Woche stattfindenden Talentshow auftreten zu dürfen – aber zu einer Zeit, da ein Talentsucher des Weißen Hauses anwesend war.

Eine Routineangelegenheit, dachte Tishman. Bis auf die Tatsache, daß Ian Duncan seinen Auftritt zusammen mit einem anderen Individuum geben wollte, *das nicht im Abraham Lincoln wohnte*.

»Das ist ein alter Kamerad aus seiner Militärzeit«, sagte Doyle stirnrunzelnd. »Er hat mir einmal erzählt, daß die beiden diese Darbietung schon vor Jahren eingeübt hatten. Barocke Musik auf zwei Hörnern. Eine Neuigkeit.«

»In welchem Apartmenthaus wohnt sein Partner?« fragte Tishman. Ob er das Gesuch billigen würde, hing davon ab, in welchem Verhältnis das Abraham Lincoln und das andere Gebäude zueinander standen.

»In keinem. Er verkauft Bruchkisten für diesen Loony Luke, diese billigen kleinen Dinger, mit denen man gerade bis zum Mars gelangt. Soweit ich weiß, lebt er auf der Kaufsplattform. Sie ist mobil; er führt also ein Nomadenleben. Sie haben sicher schon davon gehört.«

»Ja«, bestätigte Tishman. »Das kommt überhaupt nicht in Frage. Wir können diese Darbietung nicht auf unserer Bühne stattfinden lassen, nicht, wenn solch ein Mensch daran teilnimmt. Es gibt keinen Grund dafür, daß Ian nicht

sein Horn spielen dürfte; ich würde nicht überrascht sein, wenn er dieses Instrument beherrscht. Aber es widerspricht unserer Tradition, Außenstehende an unseren Aufführungen teilnehmen zu lassen. Unsere Bühne ist exklusiv für unsere Bewohner bestimmt, war es schon immer und wird es auch immer sein. Wir brauchen darüber gar nicht weiter zu reden.« Er beäugte den Himmelstiloten kritisch.

»Das ist wahr«, bestätigte Doyle. »Das Gesetz erlaubt uns aber, einen Verwandten einzuladen, der bei der Talentshow zusehen darf ... wieso also keinen Kameraden aus der Armee? Und wieso darf er *nicht* teilnehmen? Das bedeutet viel für Ian. In letzter Zeit hat er ziemlich oft versagt. Er ist nicht sehr intelligent und sollte eigentlich eine manuelle Arbeit ausführen, denke ich. Aber wenn er eine künstlerische Neigung hat, sollte er ...«

Tishman sah die Dokumente durch und bemerkte, daß die oberste Talentsucherin des Weißen Hauses, Fräulein Janet Raimer, der Show im Abraham Lincoln beiwohnen würde. Natürlich würden an diesem Abend die besten Darbietungen aufgeführt werden ... Also mußten Duncan und Miller mit ihren barocken Hörnern schon sehr viel bieten, wenn ihnen das Privileg zugesprochen werden sollte, an der Veranstaltung teilzunehmen. Tishman war jedoch der Meinung, daß einige andere Darbietungen ihnen bei weitem überlegen waren. Hörner, und noch nicht einmal elektronisch verstärkte ...

»In Ordnung«, meinte er. »Ich stimme zu.«

»Sie zeigen sich ja ganz von Ihrer menschlichen Seite«, sagte Doyle mit einem Ausdruck von Sentimentalität, der Tishman verlegen machte. »Ich glaube schon, daß uns al-

len die Musik von Bach und Vivaldi in der Interpretation von Duncans und Millers einzigartigen Hörnern gefallen wird.«

Tishman fuhr zusammen und nickte.

Es war Joe Purd, der älteste Bewohner des Gebäudes, der Vince Strikerock darüber informierte, daß seine Frau – oder genauer seine Exfrau – Julie im obersten Stockwerk bei Chic wohnte. Schon die ganze Zeit gewohnt hatte.

Unglaublich, sagte Vince zu sich, mein eigener Bruder.

Es war schon später Abend, fast elf Uhr und kurz vor der Ausgangssperre. Dennoch hastete Vince zu einem Fahrstuhl und befand sich Momente später im Dachgeschoß des Abraham Lincoln.

Ich werde ihn umbringen, dachte er. Nein, alle beide.

Und ich werde noch einmal mit heiler Haut davonkommen, vermutete er, wenn eine Jury aus den Hausbewohnern zusammengestellt wird. Schließlich bin ich ja der offizielle Identitätsprüfer; ein jeder kennt und respektiert mich. Darauf kann ich ruhig vertrauen. Und welche Position hat Chic dagegen hier? Außerdem arbeite ich auch noch für einen wirklich bedeutenden Konzern, für Karp & Söhne, während Chic bei einer winzig kleinen, am Rande des finanziellen Zusammenbruchs stehenden Firma beschäftigt ist. Das weiß auch jeder. Solche Fakten sind wichtig. Man muß sie gegenüberstellen und abwägen, ob man es nun mag oder nicht.

Und dazu kam noch die völlig wertfreie Tatsache, daß Vince Strikerock ein *Ge* war und sein Bruder Chic nicht. Er würde freigesprochen werden.

Vor der Tür von Chics Apartment blieb er stehen. Er klopfte nicht, sondern wartete unsicher davor. Das ist schrecklich, dachte er bei sich. Er war wirklich sehr stolz auf seinen älteren Bruder, der ihm bislang schon viel geholfen hatte. Bedeutete Chic ihm wirklich nicht mehr als Julie? Nein. Nichts und niemand bedeutete ihm mehr als Julie.

Er hob die Hand und klopfte.

Die Tür glitt zurück, und Chic stand vor ihm, in seinem blauen Bademantel, ein Magazin in einer Hand.

Er sah ein wenig älter, müder, kahlköpfiger und bedrückter als sonst aus.

»Jetzt versteh ich, wieso du während der letzten Tage nicht vorbeigekommen bist, um mich ein wenig aufzuheitern«, sagte Vince. »Wie hättest du das auch gekonnt, wo doch Julie jetzt hier bei dir wohnt?«

»Komm herein«, sagte Chic. Er öffnete die Tür ganz und führte seinen Bruder müde in das kleine Wohnzimmer. »Ich glaube, daß du mir ordentlich die Leviten lesen willst«, sagte er über die Schulter. »Als ob ich nicht schon genug Ärger hätte. Meine Firma steht vor dem Zusammenbruch ...«

»Wen kümmert das schon?« sagte Vince keuchend. »Das geschieht dir ganz recht!« Er sah sich nach Julie um, konnte sie aber nicht finden – und auch nichts, was auf ihre Anwesenheit hier schließen ließ. Hatte sich der alte Joe Purd vielleicht geirrt? Unmöglich. Purd wußte alles, was im Gebäude vor sich ging; Klatsch war sein ganzes Leben. Man konnte ihm vertrauen.

»Heute abend habe ich etwas Interessantes in den Nachrichten gehört«, sagte Chic, als er sich gegenüber von sei-

nem jüngeren Bruder auf das Sofa setzte. »Die Regierung hat sich entschlossen, eine Ausnahme bei der McPhearson-Verordnung zuzulassen. Ein Psychoanalytiker namens Egon ...«

»Hör auf«, unterbrach ihn Vince. »Wo ist sie?«

»Ich habe genug Ärger, ohne daß ich mich auch noch um deine Probleme kümmern muß.« Chic warf seinem jüngeren Bruder einen raschen Blick zu. »Ich gebe ihr einen Klaps von dir.«

Vince Strikerock schnaubte vor Wut.

»Ein kleiner Scherz«, murmelte Chic hölzern. »Tut mir leid, daß ich das gesagt habe; ich weiß nicht, warum ich es sagte. Sie ist irgendwo draußen und kauft Kleider. Sie ist ziemlich teuer im Unterhalt, nicht wahr? Du hättest mich warnen sollen. Hättest einen Zettel ans Schwarze Brett heften sollen. Aber jetzt im Ernst, ich sage dir, was ich vor habe: Ich will, daß du mir bei den Karp & Söhne-Werken einen Job besorgst. Seit Julie hier aufgetaucht ist, habe ich nur noch daran gedacht. Nenne es einen Handel.«

»Keinen Handel.«

»Dann auch keine Julie.«

»Was für einen Job willst du bei Karp?«

»Jeden. Zum mindest jeden in der Werbeabteilung; nicht den eines Arbeiters oder Ingenieurs. Den gleichen Job, den ich bei Maury Frauenzimmer hatte. Bei dem man seine Hände sauber halten kann.«

»Ich kann dir den eines Versandassistenten besorgen«, sagte Vince mit zitternder Stimme.

Chic lachte scharf. »Ein guter Job. Dafür bekommst du Julies linken Fuß.«

»Jesus.« Vince starrte ihn an und glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. »Gott, was bist du für ein schlechter Mensch.«

»Überhaupt nicht. Ich befinde mich nur in einer sehr schlechten Lage. Alles, was ich dir anbieten kann, ist deine Ex-Frau. Was soll ich denn sonst tun? Soll ich einfach alles so hinnehmen? Den Teufel werde ich tun; ich kämpfe um meine Existenz.« Chic klang kühl und völlig logisch.

»Liebst du sie?« fragte Vince.

Zum ersten Mal schien sein Bruder die Fassung zu verlieren. »Was? Oh, natürlich, ich habe mich Hals über Kopf in sie verliebt, merkst du das nicht? Wie kannst du so etwas nur fragen?« Seine Stimme klang völlig verbittert. »Deshalb will ich mit dir ja auch um einen Job bei Karp feilschen. Hör zu, Vince, sie ist eine kalte, feindselige Egoistin, die nur für sich selbst lebt und sonst für niemanden. Soweit ich es beurteilen kann, kam sie nur zu mir herauf, um dich zu verletzen. Denke darüber nach. Ich sage dir nur: Julie ist unser beider Problem, und sie ruiniert unser Leben. Stimmst du damit überein? Ich glaube, wir sollten uns zu einem Experten begeben. Dieses Problem ist mir über den Kopf gewachsen, ich werde damit nicht mehr fertig.«

»Zu welchem Experten?«

»Zu irgendeinem. Zum Eheberater des Abraham-Lincoln-Gebäudes beispielsweise. Oder zum letzten Psychoanalytiker der USEA, zu diesem Dr. Egon Superb, über den sie im Fernsehen berichtet haben. Wir sollten zu ihm gehen, bevor auch er seine Praxis aufgeben muß. Was sagst du dazu? Ich weiß genau, daß ich recht habe, wir beide, du und ich, kommen da von allein niemals heraus.«

»Du gehst.«

»Gut«, sagte Chic. »Ich werde gehen. Aber du mußt mir versprechen, seinem Rat zu folgen. Einverstanden?«

»Zum Teufel«, sagte Vince. »Dann gehe ich mit dir. Meinst du etwa, ich würde dir glauben, wenn du erzählst, was er geraten hat?«

Die Apartmenttür öffnete sich. Vince fuhr herum. Unter dem Türbalken stand Julie mit einem Päckchen unter dem Arm.

»Komm später wieder«, sagte Chic zu ihr. »Bitte!« Er stand auf und ging zu ihr.

»Wir werden deinetwegen einen Psychiater konsultieren«, sagte Vince zu Julie. »Daran ist nichts mehr zu rütteln. Du und ich, wir werden uns das Honorar teilen«, fuhr er zu seinem Bruder gewandt fort. »Ich will nicht alles selbst bezahlen.«

»Einverstanden«, meinte Chic nickend. Mit Schrecken sah Vince, wie er Julie auf die Wange küßte und ihr einen zärtlichen Klaps auf die Schulter gab. »Ich will diesen Job bei Karp & Söhne immer noch«, sagte er zu Vince, »ganz egal, wie dies endet und wer von uns sie bekommt. Hast du verstanden?«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt«, gab Vince gepreßt und verärgert zurück. Chic verlangte einfach zuviel von ihm. Aber immerhin war er ja sein Bruder. Es gab noch solche Dinge wie Familiengefühl.

»Ich rufe Dr. Superb sofort an«, sagte Chic und griff zum Telefonhörer.

»Mitten in der Nacht?« sagte Julie.

»Dann morgen früh.« Widerstrebend legte Chic den

Telefonhörer wieder auf. »Ich will so schnell wie möglich damit beginnen; der Ärger mit dem Geschäft bedrückt mich, und ich habe andere Probleme, die wichtiger sind.« Er warf Julie einen Blick zu. »Damit wollte ich dich nicht beleidigen.«

»Ich habe nicht zugestimmt, einen Psychiater aufzusuchen oder alles zu befolgen, was er rät«, sagte Julie hartnäckig. »Wenn ich bei dir bleiben sollte ...«

»Wir werden tun, was Superb uns rät«, meinte Chic nachdrücklich. »Und wenn er sagt, daß du wieder zu Vince ziehen sollst, werde ich einen Gerichtsbeschuß erwirken, um dich aus meinem Apartment hinauswerfen zu lassen. Darauf kannst du dich verlassen!«

Vince hatte seinen Bruder noch nie so hart sprechen gehört; er war überrascht. Wahrscheinlich regten ihn die Sorgen um Frauenzimmer & Co. auf. Trotz allem war Chics Job sein ganzes Leben.

»Darauf einen Drink«, sagte Chic und ging zur Haubar in der Küche.

»Wo haben Sie *die* denn aufgetrieben?« sagte Nicole zu ihrer Talentsucherin Janet Raimer und deutete auf die Pop-Musiker, die im Kamelienraum des Weißen Hauses mit ihren elektrischen Gitarren herumschwangen und einen nasalen Gesang intonierten. »Die sind doch schrecklich«, meinte sie, durch und durch unglücklich.

»Aus dem Conapt-Gebäude Oak Farms in Cleveland, Ohio«, gab Janet geschäftsmäßig und unbeteiligt zurück.

»Nun, dann schicken Sie sie wieder dorthin zurück«, sagte Nicole und gab Maxwell Jamison, der massig und aufmerksam auf der anderen Seite des Raumes wartete,

einen Wink. Jamison sprang auf, streckte sich und bahnte sich einen Weg zu den Pop-Sängern und ihrem Mikrophon. Ihre Gesichter zeigten plötzlich Besorgnis, und sie verstummmten mitten in ihrem dröhnen Lied.

»Ich will eure Gefühle nicht verletzen«, sagte Nicole zu ihnen, »aber ich fürchte, ich habe heute abend genug ethnische Musik gehört. Tut mir leid.« Sie schenkte ihnen eines ihrer strahlenden Lächeln; mit fahlen Gesichtern lächelten die Musiker zurück. Sie wußten, daß sie erledigt waren.

Zurück zum Oak-Farm-Conapt, dachte Nicole bei sich. Dorthin gehört ihr auch.

Ein uniformierter Page des Weißen Hauses näherte sich ihrem Stuhl. »Frau Thibodeaux«, flüsterte er, »der Staatsuntersekretär Garth McRae wartet im östlichen Lilienraum auf Sie. Er behauptet, Sie würden ihn erwarten.«

»Oh, ja«, sagte Nicole. »Danke. Er soll einen Kaffee oder Drink zu sich nehmen. Sagen Sie ihm, ich käme sofort.«

Der Page ging wieder.

»Janet«, sagte Nicole, »bitte spielen Sie noch einmal das Band ab, auf dem Ihre Unterhaltung mit Kongrosian aufgezeichnet ist. Ich will selbst sehen, wie krank er wirklich ist. Bei Hypochondern kann man ja nie ganz sicher gehen.«

»Sie wissen ja, daß es keine Bildübertragung gab«, sagte Janet. »Kongrosian hatte ein Handtuch ...«

»Ja, das weiß ich.« Nicole fühlte sich verwirrt. »Aber ich kenne ihn gut genug, um allein anhand seiner Stimme urteilen zu können. Wenn er wirklich in Not ist, wird er schweigsam und introvertiert. Wenn er sich nur selbst leid tut, wird er schwatzhaft.« Sie erhob sich, und sämtliche Gäste im Kamelienraum standen mit ihr von ihren Plätzen

auf. Es waren heute nicht viele; es war schon spät, fast Mitternacht, und an neuen künstlerischen Talenten wurde heute abend nicht viel geboten. Mit Sicherheit war dies keiner von den besseren Abenden.

»Ich will Ihnen etwas sagen«, meinte Janet Raimer ernst. »Wenn es mir nicht gelingt, bessere Leute als diese Moonrakers aufzutreiben« – sie deutete auf die Pop-Sänger, die inzwischen mit düsteren Blicken ihre Instrumente zusammenpackten –, »dann werde ich ein Programm zusammenstellen, das sich aus den besten Werbesendungen von Ted Nitz zusammensetzt.« Sie lächelte und zeigte dabei ihre rostfreien Stahlzähne. Nicole wandte sich ab. Janet hatte manchmal einfach zuviel von einer völlig ihrem Beruf verschriebenen Frau an sich, war einfach zu giftig und pflichtbesessen; man identifizierte sie mit dem gesamten wichtigen Amt. Janet war sich ihrer immer zu sicher, und das ärgerte Nicole. Es gab keinen Weg, um an Janet Raimer heranzukommen. Kein Wunder, daß jede Seite des Lebens für Janet zu einer Art Spiel geworden war.

Auf dem erhöhten Podest hatte eine andere Gruppe die Nachfolge der erfolglosen Pop-Musiker angetreten. Nicole lauschte ihrem Programm. Das Las Vegas Modern String Quartet bot trotz seines Namens ein Stück von Haydn dar. Vielleicht sollte ich jetzt zu Garth hinübergehen, dachte Nicole. Bei all den Problemen, die sie zu lösen hatte, schien Haydn ihr ein wenig zu freundlich. Und auch zu ornamental, nicht substantiell genug.

Wenn Göring hier sein wird, dachte sie, müssen wir eine Blaskapelle anheuern, die bayrische Militärmärsche spielt. Daran muß ich Janet noch erinnern, ermahnte sie sich.

Oder wir könnten etwas von Wagner hören. Standen die Nazis nicht auf Wagner? Doch, sie war sich dessen sicher. Sie hatte die Geschichtsbücher über das Dritte Reich genau studiert; Dr. Goebbels hatte in seinen Tagebüchern die Ehrfurcht erwähnt, die hohe Nazi-Offiziere bei einer Aufführung des *Rings der Nibelungen* befiehl – oder waren es die *Meistersinger* gewesen? Die Blaskapelle könnte auch Melodien aus *Parsifal* darbieten; ja, das war eine gute Idee, entschied sie in einem Anfall leichten Humors. Im Marschrhythmus natürlich, eine einschmeichelnde Version, die den Übermenschen des Dritten Reiches gefallen würde.

Innerhalb von vierundzwanzig Stunden würden von Lessingers Techniker die Zeitschaltung in das Jahr 1944 errichtet haben. Es war ein schrecklicher Gedanke: Morgen um diese Zeit würde vielleicht schon Hermann Göring hier sitzen, von dem schmalen, kleinen, schon etwas älteren Major Tucker Behrans, einem der geschicktesten Unterhändler des Weißen Hauses, in diese Zeit entführt. Dieser Armee-major Behrans war praktisch selbst *ein Alter*, nur daß er wirklich lebte und atmete und nicht nur ein bloßes Simulacrum war. Zumindest ihres Wissens nach nicht. Denn manchmal erschien es ihr so, daß sie in einer Umgebung lebte, die nur von künstlichen Kreaturen des Kartells, der Chemie AG und der Werke Karp & Söhne, bevölkert war. Ihre Auffassung einer Ersatz-Realität ... dieser Gedanke war zuviel für sie. In den Jahren des Kontakts mit dem Kartell hatte sie einen Sinn für reinste Furcht entwickelt.

»Ich habe eine Verabredung«, sagte sie zu Janet. »Entschuldigen Sie mich bitte.« Sie erhob sich und verließ den Kamelienraum; zwei NP-Männer begleiteten sie den ganzen

Weg durch den Gang zum östlichen Lilienraum, wo Garth McRae auf sie wartete.

Neben Garth saß ein anderer Mann, den sie an seiner Uniform als hohen Offizier der Polizeileitung erkannte. Er war ihr nicht persönlich bekannt. Augenscheinlich war er zusammen mit Garth gekommen; die beiden unterhielten sich leise murmelnd, nichts von ihrer Ankunft ahnend.

»Haben Sie Karp & Söhne informiert?« fragte sie Garth.

Sofort sprangen beide Männer respektvoll und aufmerksam auf. »Oh ja, Frau Thibodeaux«, gab Garth zurück. »Zumindest«, fügte er schnell hinzu, »habe ich Anton Karp mitgeteilt, daß das Kalbfleisch-Simulacrum bald ausgeschaltet wird. Ich ... habe ihn noch nicht darüber informiert, daß das nächste Simulacrum von einer anderen Firma hergestellt werden soll.«

»Warum nicht?« fragte Nicole.

Garth warf seinem Begleiter einen raschen Blick zu. »Frau Thibodeaux«, sagte er, »dieser Mann ist Wilder Pembroke, der neue Bevollmächtigte der Nationalpolizei. Er hat mich darüber informiert, daß im Werk Karp & Söhne ein geheimes, streng vertrauliches Treffen stattgefunden hat, bei dem die Geschäftsführer die Möglichkeit diskutiert haben, daß der Vertrag für den nächsten Alten an eine andere Firma vergeben wird. Es ist überflüssig zu sagen«, fuhr Garth fort, »daß die NP natürlich einige ihrer Agenten als Belegschaftsmitglieder bei Karp eingeschleust hat.«

»Was hat Karp vor?« fragte Nicole den Polizeioffizier.

»Das Werk wird die Tatsache publik machen, daß die Alten künstliche Gebilde sind und dieses Amt von einem lebendigen Menschen zuletzt vor fünfzig Jahren besetzt wor-

den war.« Pembroke räusperte sich geräuschvoll; er schien etwas erkältet zu sein. »Damit läge natürlich eine eindeutige Verletzung des Grundgesetzes vor. Diese Tatsachen sind höchst geheim und dürfen auf keinen Fall den *Bes* zugänglich werden. Sowohl Anton Karp als auch sein Vater Felix sind sich dessen voll bewußt; sie haben diesen Aspekt in ihrer Konferenz erörtert. Sie wissen, daß sie und alle anderen Geschäftsführer sofort gerichtlich belangt werden können.«

»Aber sie werden ihren Plan trotzdem durchführen«, sagte Nicole. Bei sich dachte sie: Also hatten wir doch recht; *Karp ist schon zu mächtig*, verfügt über viel zuviel Autonomie. Und er wird nicht klein beigegeben, ohne zu kämpfen.

»Die Kartellbeherrscher sind besonders dickköpfig«, sagte Pembroke. »Vielleicht die letzten wirklichen Preußen. Der Staatsanwalt hat darum gebeten, daß Sie mit ihm sprechen, bevor Sie irgend etwas unternehmen; er ist sehr gerne bereit, einen Prozeß gegen die Werke zu führen und möchte mit Ihnen einige Aspekte des sinnvollsten Vorgehens erörtern. Kurz gesagt, der Staatsanwalt ist bereit, jederzeit loszuschlagen, sobald Sie die Anweisung dafür geben. Trotzdem ...« Pembroke warf ihr einen Blick von der Seite zu. »Ich frage mich, ob wir Erfolg haben werden. Alle Nachforschungen, die ich angestrengt habe, weisen darauf hin, daß das Kartell als Ganzes einfach zu mächtig, zu verwurzelt und zu verzweigt ist, um einfach zu Fall gebracht werden zu können. Ein Kompromiß erscheint mir günstiger als hartes Durchgreifen. Günstiger und ungefährlicher.«

»Aber die Entscheidung darüber habe ich zu treffen«, meinte Nicole.

Sowohl Garth McRae als auch Pembroke nickten.

»Ich werde mit Maxwell Jamison darüber sprechen«, sagte sie schließlich. »Max wird eine verhältnismäßig klare Vorstellung davon haben, wie diese Information über den Alten von den *Bes* aufgenommen werden wird – von der ahnungslosen Öffentlichkeit. Ich habe keine Ahnung, wie sie reagieren wird. Wird es zu einem Aufstand kommen – oder werden sie darüber lachen? Ich persönlich finde diese Tatsache amüsant. Ich bin sicher, daß ich darüber lachen würde, wenn ich ... nun, sagen wir, ein kleiner Angestellter eines Konzerns oder ein unbedeutender Beamter wäre. Sie nicht auch?«

Keiner der beiden lächelte; sie blieben ernst und zurückhaltend.

»Wenn ich meiner Meinung Ausdruck verleihen darf«, sagte Pembroke, »wird die Freigabe dieser Information einen Umsturz der gesamten Struktur unserer Gesellschaft nach sich ziehen.«

»Aber sie *ist* amüsant«, beharrte Nicole. »Oder etwa nicht? Rudi ist ein Dummkopf, das Ersatzgeschöpf eines Kartells, und trotzdem der höchste gewählte Politiker der USEA. Diese Menschen haben ihn und all die Alten vor ihm gewählt – seit fünfzig Jahren schon. Es tut mir leid, aber ich empfinde das als lustig, anders kann man es nicht sehen.« Sie lachte; die Vorstellung, nichts von diesem Staatsgeheimnis zu wissen und es ganz plötzlich zu erfahren, war zuviel für sie. »Ich glaube, ich weiß, was ich zu tun habe«, sagte sie zu Garth. »Ja, ich habe mich entschlossen, morgen früh mit den Karp-Werken zu sprechen, direkt mit Anton und Felix Karp, und ihnen unter anderem mitzuteilen, daß wir sie sofort verhaften werden, wenn sie versuchen sollten,

uns an die *Bes* zu verraten. Ich werde ihnen sagen, daß die NP nur darauf wartet, loszuschlagen.«

»Ja, Frau Thibodeaux«, sagte Garth düster.

»Nehmen Sie es nicht so schwer«, riet Nicole. »Wenn die Karps dieses Geheimnis tatsächlich verraten sollten, werden wir trotzdem überleben. Ich glaube, Sie sehen die Sache falsch; das Wissen darum verändert letztendlich unseren status quo überhaupt nicht.«

»Frau Thibodeaux«, sagte Garth, »egal, wie die *Bes* reagieren werden, wenn Karp diese Information durchsickern läßt – *es kann dann niemals wieder einen Alten geben*. Aus der Sicht eines Juristen betrachtet, nehmen Sie Ihre Macht-position nur ein, weil sie seine Frau sind. Der Gedanke daran scheint abwegig, weil ...« Garth zögerte.

»Sagen Sie schon«, verlangte Nicole.

»... weil jeder weiß, sowohl die *Bes* als auch die *Ges*, daß Sie die ultimative Autorität des Establishments sind. Und es ist lebenswichtig, den Mythos aufrechtzuerhalten, daß Sie zumindest indirekt durch die Wahl der Bevölkerung für dieses Amt legitimiert wurden.«

Nicole schwieg.

»Vielleicht sollte die NP eingreifen, *bevor* Karp sein Weißbuch veröffentlichen kann«, sagte Pembroke schließlich. »So könnten wir verhindern, daß er die Massenmedien für sich benutzt.«

»Selbst unter Arrest würden die Karps einen Weg finden, zumindest ein Massenmedium zu erreichen«, widersprach Nicole. »Damit sollten Sie sich besser abfinden.«

»Aber wenn wir sie verhaftet haben, ist ihre Reputa-tion ...«

»Die einzige Lösung«, sagte Nicole nachdenklich und halb zu sich selbst, »besteht darin, die Geschäftsführer der Werke, die an dem geheimen Treffen teilgenommen haben, zu ermorden. In anderen Worten – all die *Ges* des Kartells, egal, wie viele es auch sein mögen. Selbst, wenn es mehrere hundert sind.« Mit anderen Worten, dachte sie, eine Säuberungsaktion, wie sie bislang nur während einer Revolution erfolgt war.

Sie schauderte.

»*Nacht und Nebel*«, murmelte Pembroke.

»Bitte?« fragte Nicole.

»Der Nazi-Ausdruck für den Einsatz von Agenten der Regierung, die in ihrem Auftrag mordeten.« Er blickte Nicole ruhig an. »Nacht und Nebel. Sogenannte Einsatztruppen. Wahre Monster. Natürlich verfügt unsere NP nicht über solche Kräfte. Es tut mir leid, Sie müßten dem Militär solch eine Aktion befehlen, nicht uns.«

»Nur ein Scherz«, sagte Nicole.

Die beiden Männer betrachteten sie eingehend.

»Es gibt keine Säuberungsaktionen mehr«, sagte Nicole. »Schon seit dem Dritten Weltkrieg nicht mehr. Das wissen Sie genau. Für solche Massaker sind wir nun zu zivilisiert, zu modern.«

Pembroke runzelte die Stirn. Seine Lippen begannen nervös zu zucken. »Gnädige Frau«, sagte er, »wenn die Techniker des von-Lessinger-Instituts Göring in unsere Ära bringen, gelingt es ihnen vielleicht auch, solch eine Einsatzgruppe in unser Zeitalter zu transportieren. Sie könnte den Karps klar machen, was es bedeutet, Verantwortung zu übernehmen, und dann in das Zeitalter des Barbarismus zurückkehren.«

Nicole starrte ihn mit weit offenem Mund an.

»Das meine ich ernst«, sagte Pembroke, leicht stotternd.
»Es würde sicher besser sein – zumindest für uns –, als den Karps zu erlauben, die Informationen zu verbreiten, in deren Besitz sie nun einmal sind. Das wäre die schlimmste Alternative von allen.«

»Das meine ich auch«, sagte Garth McRae.

»Es ist verrückt!« meinte Nicole.

»Wirklich?« fragte McRae. »Mit von Lessingers Maschine können wir Verbindung mit ausgebildeten Meuchelmörtern aufnehmen, die, wie Sie richtig bemerkt haben, in unserer Ära nicht mehr existieren. Ich frage mich, ob wir tatsächlich einige hundert Menschen töten müßten. Ich glaube schon, daß wir uns auf die Direktoren des Werkes beschränken können, auf die ausführenden Vizepräsidenten. Vielleicht brauchen wir nicht mehr als acht Männer zu töten.«

»Und diese acht Männer«, bekräftigte Pembroke eindringlich, »diese Direktoren der Karp-Werke, sind de facto Kriminelle; sie sind zusammengekommen, um über eine Verschwörung gegen die legale Regierung zu beraten. Sie stehen auf der gleichen Stufe mit den Söhnen des Hiob, mit diesem Bertold Goltz, obwohl sie auf Empfängen schwarze Anzüge tragen und erstklassigen Wein trinken und nicht auf den Straßen randalieren.«

»Nun«, meinte Nicole trocken, »wir alle sind de facto Kriminelle. Denn diese Regierung basiert, wie Sie so schön gesagt haben, auf einem Betrug. Auf einem Betrug ersten Ranges.«

»Aber es ist die *legale* Regierung«, wandte Garth ein.

»Betrug hin, Betrug her. Dieses kleine Täuschungsmanöver kommt der Bevölkerung nur zugute. Wir beuten niemanden aus, wie die Kartelle es tun. Wir überfressen uns nicht auf Kosten anderer.«

Zumindest, dachte Nicole, sagen wir uns das immer wieder.

»Nachdem ich erst vor kurzem mit dem Staatsanwalt gesprochen habe«, sagte Pembroke respektvoll, »kann ich genau beurteilen, was er von der wachsenden Macht der Kartelle hält. Epstein ist der Meinung, sie müssen *bekämpft* werden! Das ist lebenswichtig für uns!«

»Vielleicht«, sagte Nicole, »ist Ihr Respekt vor den Kartellen ein wenig zu groß. Meiner nicht. Und vielleicht sollten wir noch einen Tag mit unserer Entscheidung warten, bis Hermann Göring unter uns weilt und wir ihn um seine Meinung bitten können.«

Nun starrten die beiden Männer sie mit offenem Mund an.

»Das habe ich nicht ernst gemeint«, sagte sie. *Oder doch?* Sie wußte es selbst nicht. »Schließlich hat Göring ja die Gestapo gegründet.«

»Das könnte ich niemals gutheißen«, sagte Pembroke widerstrebend.

»Aber Sie machen nicht die Politik«, gab Nicole zurück. »Technisch gesehen macht Rudi sie. Also ich! Ich kann von Ihnen verlangen, meinen Erwartungen entsprechend zu handeln. Und Sie werden mir auch gehorchen. Es sei denn, Sie ziehen es vor, sich den Söhnen des Hiob anzuschließen und singend und Steine werfend die Straßen auf und ab zu ziehen.«

Garth McRae und Pembroke sahen sie unglücklich und vorwurfsvoll an.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Nicole. »Wissen Sie eigentlich, worin die wirkliche Basis aller politischen Macht liegt? Nicht in Gewehren oder Truppen, sondern in der Fähigkeit, andere dazu zu bringen, das zu tun, was man selbst getan haben möchte. Egal, auf welche Weise. Ich weiß, daß die NP das tun wird, was ich will – trotz Ihrer persönlichen Gefühle. Auch Hermann Göring wird tun, was ich von ihm will. Das wird nicht Görings Entscheidung sein, sondern die meine.«

»Ich hoffe nur«, sagte Pembroke eindringlich, »daß Sie recht behalten werden und Göring in den Griff bekommen. Ich gestehe aber ein, daß ich mich auf einer sehr subjektiven Ebene vor all diesen Experimenten mit der Vergangenheit fürchte. Vielleicht setzen Sie sich die Laus selbst in den Pelz. Göring ist kein Narr.«

»Dessen bin ich mir sehr wohl bewußt«, sagte Nicole. »Und maßen Sie sich nicht an, mir Ratschläge zu geben, Herr Pembroke. Das ist nicht Ihre Aufgabe!«

Pembroke errötete, schwieg einen Moment und sagte dann mit leiser Stimme: »Entschuldigung. Wenn der Fall damit abgeschlossen ist, würde ich gern noch eine andere Angelegenheit mit Ihnen besprechen. Es handelt sich um den einzigen in den USEA noch praktizierenden Psychoanalytiker, um Dr. Egon Superb. Als Erklärung der Gründe der NP, ihm zu erlauben, auch weiterhin zu ...«

»Ich will davon nichts hören«, sagte Nicole. »Ich will nur, daß Sie Ihre Arbeit erledigen. Wie Sie wissen, habe ich die McPhearson-Verordnung nie gebilligt. Also können Sie von

mir kaum erwarten, daß ich mich widersetze, wenn sie nicht bis zur letzten Konsequenz durchgeführt wird.«

»Der fragliche Patient ...«

»Bitte«, sagte sie scharf.

Pembroke sank mit unbeteiligtem, ruhigem Gesicht gehorsam in sich zusammen.

8

Als Ian Duncan und Al Miller sich ins Auditorium im ersten Stockwerk des Abraham Lincoln begaben, sah Duncan die kleine, gedungene Gestalt dieses marsianischen Geschöpfes, des Papoolas, hinter Miller einhertrotten.

Duncan blieb auf der Stelle stehen. »Warum nimmst du ihn mit?« fragte er.

»Du verstehst nicht«, gab Al zurück. »Müssen wir nicht gewinnen?«

»Nicht auf diese Art«, sagte Ian nach einer Weile. Er hatte durchaus verstanden; der Papoola würde die Zuhörer beeinflussen, genauso wie er die Passanten manipuliert hatte. Er würde seinen extrasensorischen Einfluß auf sie übertragen und so eine günstige Entscheidung herbeiführen. So steht es also um die Moral eines Bruchkisten-Verkäufers, dachte Ian. Al schien nichts dabei zu finden; wenn sie nicht allein mit ihrem Spiel siegen könnten, würden sie eben mit Hilfe des Papoolas gewinnen.

»He«, meinte Al gestikulierend, »sei doch nicht unser schlimmster Feind. Wir wenden nur eine etwas subtilere Verkaufstechnik an, wie sie schon seit einem Jahrhundert

benutzt wird – die alte, bekannte Methode, die öffentliche Meinung auf seine Seite zu bringen. Überlege doch, wir haben schon seit Jahren nicht mehr zusammen gespielt.« Er betätigte die Kontrollschanter an seiner Hüfte, und der Papoola eilte vorwärts, um auf gleiche Höhe mit den beiden Männern zu kommen. Wieder betätigte Al die Schalter ...

...und in Ians Unterbewußtsein bohrte sich der Gedanke: *Warum eigentlich nicht? So handeln doch alle!*

»Hör auf damit, Al«, brachte er unter äußersten Schwierigkeiten hervor.

Al zuckte die Achseln. Der fremde Gedanke, der sich von außen in Ians Gehirn geschlichen hatte, verschwand. Und dennoch, ein gewisser Zweifel blieb. Er war sich seiner nicht mehr ganz sicher.

»Kein Vergleich zu dem, was Nicoles Manipulationsmaschinerie erreichen kann«, meinte Al, als er Ians Gesichtsausdruck sah. »Hier und dort ein Papoola gegen das weltweite Machtinstrument, zu dem Nicole das Fernsehen gemacht hat – da liegt die wirkliche Gefahr, Ian. Der Papoola arbeitet ungeschliffen; man weiß genau, wann man ihm ausgesetzt ist. Ganz anders, wenn man Nicoles Reden lauscht. Der Druck ist so subtil und umfassend ...«

»Davon weiß ich nichts«, sagte Ian. »Ich weiß nur, daß, wenn wir keinen Erfolg haben und nicht im Weißen Haus spielen können, das Leben, soweit es mich betrifft, nicht mehr lebenswert ist. Doch das hat mir niemand in den Kopf hineinmanipuliert. So fühle ich nun einmal, es ist meine ureigene Idee, verdammt noch mal!« Er hielt die Tür auf, und Al trat ins Auditorium, das Horn am Griff haltend. Ian

folgte ihm, und einen Moment später standen die beiden auf der Bühne und sahen sich den Blicken der Menschen in der fast völlig gefüllten Halle ausgesetzt.

»Hast du sie überhaupt schon einmal gesehen?« fragte Al.

»Ich sehe sie immer.«

»Ich meine wirklich. Persönlich. Sozusagen in Fleisch und Blut.«

»Natürlich nicht«, sagte Ian. Deshalb mußten sie ja gewinnen, um ins Weiße Haus zu kommen. Dann würden sie sie wirklich sehen, nicht nur auf dem Bildschirm; eine Traumphantasie würde wahr werden.

»Ich habe sie einmal gesehen«, sagte Al. »Ich hatte mich mit dem Bruchkistenparadies Nr. III gerade auf einer Hauptgeschäftsstraße in Shreveport, Louisiana, niedergelassen. Es war früher Morgen, etwa acht Uhr. Ein mit Insignien versehener Wagen fuhr heran, und ich dachte natürlich, es handle sich um die Nationalpolizei – also bereitete ich alles für einen raschen Start vor. Aber es war nicht die NP. In dem Wagen saß Nicole, um ein neues Apartmentgebäude einzweihen, das größte bis dahin.«

»Ja«, sagte Ian, »das Paul Bunyan.« Das Football-Team des Abraham Lincoln spielte gelegentlich gegen das Team dieses Gebäudes und verlor permanent. Das Paul Bunyan verfügte über mehr als zehntausend Bewohner, und alle stammten aus höheren Gesellschaftsschichten; es war ein exklusives Apartmentgebäude für Männer und Frauen, die an der Schwelle dazu standen, *Ges* zu werden, und die monatliche Miete für ein Apartment war unglaublich hoch.

»Du hättest sie sehen sollen«, sagte Al nachdenklich, als er der Zuhörerschaft gegenübersaß, das Horn auf seinem

Schoß. »Du weißt ja, man glaubt immer, daß sie im wirklichen Leben vielleicht nicht so ... Nicole, meine ich ... nicht so attraktiv ist wie im Fernsehen. Ich glaube, man kann ihr Aussehen völlig kontrollieren. In mancher Hinsicht wirkt es so gottverdammst synthetisch. Aber ... Ian, sie war noch viel attraktiver. Das Fernsehen kann ihre Vitalität, ihre innere Kraft, die zarte Hautfarbe und ihr leuchtendes Haar nicht vermitteln.« Er schüttelte den Kopf und berührte den Papoola mit dem Fuß; das Marsgeschöpf hockte, für die Zuschauer unsichtbar, hinter dem Stuhl.

»Weißt du, was es mir bedeutet hat, sie leibhaftig zu sehen? Es machte mich unzufrieden. Ich lebte ganz gut, Luke zahlt ein gutes Gehalt. Ich mag es, mit Menschen zusammenzukommen und dieses Geschöpf zu lenken; diese Arbeit verlangt sozusagen eine gewisse künstlerische Begabung. Aber nachdem ich Nicole Thibodeaux gesehen hatte, habe ich mich und mein Leben niemals mehr wieder wirklich akzeptiert.« Er warf Ian einen Blick zu. »Ich glaube, du verspürst dieses Gefühl schon, wenn du sie auf dem Bildschirm siehst.«

Ian nickte. Er war mittlerweile nervös; in ein paar Minuten würden sie vorgestellt werden. Nun war der Zeitpunkt ihrer Bewährung gekommen.

»Nur deshalb«, fuhr Al fort, »habe ich eingewilligt, das Horn wieder zu spielen und es noch einmal zu versuchen.« Als Ian sich straffte und das Horn hob, sagte Al: »Soll ich den Papoola nun benutzen oder nicht? Es hängt nur von dir ab.« Fragend zog er die Augenbrauen hoch, aber sein Gesichtsausdruck zeigte Verständnis.

»Benutze ihn«, sagte Ian.

»Gut«, meinte Al und griff in seinen Mantel. Vorsichtig bediente er die Kontrollen. Mit weitgespreizten Antennen und wild rollenden Augen kam der Papoola hinter dem Stuhl hervor.

Sofort wurde die Zuhörerschaft aufmerksam; die Menschen lehnten sich vor, um das Geschöpf genauer sehen zu können, und manche kicherten vor Vergnügen.

»Seht doch«, sagte ein Mann aufgeregt, »das ist ein Papoola!«

Eine Frau stand auf, um das Geschöpf besser sehen zu können, und Ian dachte bei sich: *Jeder liebt den Papoola!* Wir werden siegen, ganz egal, ob wir nun gut genug spielen oder nicht. Und was dann? Werden wir nicht noch unglücklicher als wir schon sind, wenn wir Nicole leibhaftig treffen? Werden wir nicht hoffnungslos und unzufriedener als je zuvor aus dem Weißen Haus zurückkehren? Ist es nicht das: ein Schmerz, eine Sehnsucht, die in dieser Welt nie befriedigt werden kann?

Jetzt war es zu spät, noch einen Rückzieher zu machen. Die Türen des Auditoriums waren geschlossen worden, und Don Tishman erhob sich von seinem Stuhl, um Ruhe zu schaffen. »Schon gut, Leute«, sagte er in das Mikrophon hinein. »Zu unserer Unterhaltung werden uns einige Künstler zeigen, was sie können. Wie Sie auf den Programmen nachlesen können, kommt zuerst eine sehr gute Gruppe, Duncan & Miller mit ihren Hörnern, die Melodien von Bach und Händel spielen wird, die jedermann von den Stühlen reißen.«

Er grinste Ian und Al an, als ob er sagen wollte: »Na, war das keine gute Einführung?«

Al schenkte ihm keine Aufmerksamkeit; er betätigte seine Kontrollschanter und blickte nachdenklich zur Zuhörerschaft, hob schließlich sein Horn auf, warf Ian einen Blick zu und trat mit dem Fuß den Takt. Die »Kleine Fuge in G-Moll« eröffnete ihr Programm, und Al begann, die lebhafte Melodie zu spielen. »Bum, bum, bum. Bum-bum-bum-bum bum bum de-bum. DE bum, DE bum, de de-de bum ...« Sein Gesicht lief rot an, als er blies.

Der Papoola wanderte über die Bühne und stieg ungeschickt zur ersten Sitzreihe hinab. Er hatte mit der Arbeit begonnen.

Al blinzelte Ian zu.

»Ein Herr Strikerock möchte Sie sprechen, Herr Doktor. Herr Charles Strikerock.«

Amanda Connors spähte in Dr. Superbs Behandlungsraum. Die Unruhen der letzten Tage lasteten schwer auf ihren Schultern, aber sie war zufrieden, ihre Arbeit noch nicht verloren zu haben. Superb wußte das genau. Wie eine Verrückte wandelte Amanda zwischen den Göttern und den Menschen; oder in diesem Fall zwischen dem Psychoanalytiker und den gewöhnlichen Menschen. Kranken, um genau zu sein.

»In Ordnung.« Superb erhob sich, um seinen neuen Patienten zu begrüßen. *Ist er es?* dachte er bei sich. Jener, dem ich es verdanke, meinen Beruf noch ausüben zu können, weil ich ihn behandeln soll, obwohl ich ihn nicht heilen kann?

Das hatte er sich jedesmal gefragt, wenn ein neuer Patient behandelt werden wollte.

Diese sinnlosen Überlegungen ermüdeten ihn. Seit der

Einführung der McPhearson-Verordnung war sein Denken zwanghaft geworden; alle Gedanken drehten sich im Kreise und führten zu nichts.

Ein großer, besorgt aussehender Mann mit Brille betrat langsam das Büro und streckte die Hand aus. Irgendwie kam er Dr. Superb nackt vor. »Ich danke Ihnen, daß Sie mich so schnell angenommen haben, Doktor«, sagte er. Sie wechselten einen Händedruck. »Heutzutage müssen Sie von neuen Patienten ja buchstäblich überlaufen sein.« Chic Strikerock nahm vor dem Schreibtisch Platz.

»Bis zu einem gewissen Grad, ja«, murmelte Superb. Aber wie Pembroke gesagt hatte, durfte er keinen neuen Patienten abweisen; nur wenn er diese Bedingung erfüllte, wurde seine Praxis nicht geschlossen. »Sie sehen genauso aus, wie ich mich fühle«, sagte er zu Chic Strikerock. »Zwischen allen Normen und unentrinnbar gefangen. Ich glaube, daß wir im Leben mit gewissen Schwierigkeiten rechnen müssen, aber es sollte eine Grenze geben.«

»Um offen zu sprechen«, erwiderte Chic, »ich stehe kurz davor, alles zu verlieren, meine Arbeit, meine ... Frau.« Er schwieg, benetzte sich die Lippen. »Um dann diesen gottverdammten Söhnen des Hiob beizutreten.« Er warf Dr. Superb einen ärgerlichen Blick zu. »Genau das ist mein Problem.«

»Hm«, machte Dr. Superb und nickte verstehend. »Aber fühlen Sie sich dazu *gezwungen*? Ist es wirklich eine Frage der Wahl?«

»Nein, ich muß es tun – ich stehe mit dem Rücken an der Wand.«

Chic Strikerock preßte seine zitternden Hände anein-

ander und betrachtete die langen, dünnen Finger. »Mein gesellschaftliches Leben als Mann mit Karriere ...«

Das Telefon auf Superbs Schreibtisch schrillte zweimal, dreimal. Ein dringender Anruf, den Amanda sofort zu ihm durchgestellt hatte.

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Strikerock«, sagte Superb und hob den Hörer ab. Auf dem Bildschirm formte sich ein grotesk verzerrtes Abbild von Richard Kongrosians Gesicht. Der Pianist schnappte nach Luft, als würde er ertrinken. »Sind Sie noch im Franklin-Aimes-Hospital?« fragte Superb sofort.

»Ja.« Kongrosians Stimme erschallte aus dem Kurzwellen-Empfänger hinter seinen Ohren; der Patient, Strikerock, konnte nichts verstehen. Er spielte mit einem Streichholz, sichtlich verstimmt über die Unterbrechung. »Ich habe gerade im Fernsehen erfahren, daß es Sie noch gibt. Doktor, irgend etwas Schreckliches geschieht mit mir. *Ich werde unsichtbar!* Niemand kann mich mehr sehen, nur noch riechen; ich verwandle mich ganz und gar in einen abstoßenden Geruch!«

Jesus Christus, dachte Dr. Superb.

»Können Sie mich sehen?« fragte Kongrosian gespannt.
»Auf Ihrem Bildschirm?«

»Ja, das kann ich«, gab Superb zurück.

»Erstaunlich.« Kongrosian schien erleichtert. »Dann können mich zumindest noch elektronische Systeme wahrnehmen. Vielleicht hilft mir das weiter. Was halten Sie davon? Sind Ihnen solche Fälle in der Vergangenheit schon einmal untergekommen? Ist der Wissenschaft der Psychopathologie dieses Phänomen bekannt? Hat es einen *Namen*?«

»Es hat einen Namen«, sagte Superb. Äußerste Krise im Identitätsbereich. Die Auswirkung einer akuten Psychose; eine Zwangsvorstellung bricht auseinander. »Ich werde heute nachmittag zur Klinik kommen«, sagte er zu Kongrosian.

»Nein, nein!« protestierte der Pianist mit schreckensweit aufgerissenen Augen. »Das kann ich nicht erlauben. Eigentlich sollte ich nicht einmal per Telefon mit Ihnen sprechen, auch das ist schon zu gefährlich. Ich werde Ihnen einen Brief schreiben. Auf Wiedersehen.«

»Warten Sie!« sagte Superb markig.

Kongrosians Gesicht blieb auf dem Schirm. Zumindest für kurze Zeit. Aber er wußte genau, daß Kongrosian bald ausschalten würde. Die Zwangsvorstellung war zu mächtig.

»Ich habe gerade einen Patienten«, sagte Superb. »Im Moment kann ich also wenig tun. Wenn Sie aber ...«

»Sie hassen mich!« unterbrach Kongrosian. »Jeder haßt mich. Guter Gott, ich *muß* einfach unsichtbar werden! Es ist die einzige Möglichkeit, mein Leben zu schützen.«

»Ich glaube, es bringt gewisse Vorteile mit sich, wenn man unsichtbar ist«, meinte Superb, Kongrosians Einwand ignorierend. »Besonders, wenn Sie einer gewissen Person eine lüsterne Haltung entgegenbringen oder ein Verbrechen ausüben wollen ...«

»Was für ein Verbrechen?« Kongrosians Aufmerksamkeit war in andere Bahnen gelenkt worden.

»Darüber werden wir uns persönlich unterhalten. Ich möchte dies *so ge* wie menschenmöglich machen. Diese Situation ist einfach zu tiefgreifend, zu kostbar. Meinen Sie nicht auch?«

»Ich ... habe daran noch gar nicht gedacht.«

»Tun Sie das«, riet Superb.

»Sie beneiden mich, nicht wahr, Doktor?«

»Und wie!« gab Superb zurück. »Als Analytiker bringe ich recht vielen Frauen lüsterne Gefühle entgegen.«

»Interessant ...« Kongrosian schien sich etwas beruhigt zu haben. »Zum Beispiel fällt es mir jetzt auf, daß ich dieses verdammte Hospital verlassen kann, wann immer ich will. Ich kann sogar frei umherstreifen. Nur der Geruch ... Nein, Doktor, Sie haben den Geruch vergessen. Er wird mich immer verraten. Ich schätze Ihre Heilungsversuche sehr, aber Sie berücksichtigen nicht alle Aspekte meiner Krankheit.« Kongrosian gelang ein kurzes, verschwommenes Lächeln. »Ich glaube, es wäre das beste für mich, mich dem Staatsanwalt Buck Epstein zur Verfügung zu stellen oder aber in die Sowjetunion zurückzukehren. Vielleicht gelingt es dem Pawlow-Institut, mir zu helfen. Ja, ich sollte es noch einmal versuchen; wie Sie wissen, hat man mich dort schon einmal behandelt.« Ihm fiel etwas ein. »Aber sie können mich nicht behandeln, wenn sie mich nicht sehen können. Ich stecke wirklich in einer verdammten Klemme, Superb.«

Vielleicht wäre es das beste für Sie, dachte Dr. Superb, wenn Sie Herrn Strikerocks Beispiel folgen würden. Überlegen Sie, ob Sie nicht Bertold Goltz und seinen schändlichen Söhnen des Hiob beitreten wollen.

»Wissen Sie, Doktor«, fuhr Kongrosian fort, »manchmal glaube ich, die tatsächliche Grundlage meines psychologischen Problems besteht darin, daß ich mich unbewußt in Nicole verliebt habe. Was sagen Sie dazu? Dieser Gedanke

ist mir gerade zugeflogen – er macht doch alles klar! Hier liegt ein Inzest-Tabu vor, eine Barriere für die Richtung, die meine Libido eingeschlagen hat, da Nicole natürlich eine Mutterfigur ist. Habe ich recht?«

Dr. Superb seufzte.

Vor ihm beschäftigte sich Chic Strikerock noch eingerückt mit dem Streichholz. Augenscheinlich nahm seine Verlegenheit von Sekunde zu Sekunde zu.

Er mußte das Ferngespräch beenden, und zwar sofort.

Aber selbst wenn es um sein Leben gegangen wäre – Dr. Superb hätte keine Möglichkeit dazu gefunden.

Versage ich nun? fragte er sich. Hat Pembroke, der NP-Mann, der von Lessingers Prinzip benutzte, diese Situation vorausgesehen? Dieser Mann, Charles Strikerock – ich betrüge ihn um seine Therapie; dieses Telefongespräch beraubt ihn direkt vor meinen Augen. Und ich kann gar nichts tun.

»Nicole«, sagte Kongrosian schnell, »ist die letzte echte Frau in unserer Gesellschaft. Ich kenne sie, Doktor; ich habe sie während meiner leuchtenden Karriere unzählige Male getroffen. Ich weiß, worüber ich rede, meinen Sie nicht auch? Und ...«

Dr. Superb legte auf.

»He, Sie haben ja eingehängt«, sagte Chic Strikerock. Er konzentrierte sich und hörte auf, mit dem Streichholz zu spielen. »War das richtig gewesen?« Dann zuckte er die Achseln. »Ich vermute, das ist Ihre Sache, nicht meine.« Er legte das Streichholz beiseite.

»Dieser Mann«, erklärte Superb, »lebt unter dem Eindruck einer überwältigenden Täuschung. Er hält Nicole

Thibodeaux für real. Dabei ist sie doch das synthetischste Objekt, das mir je untergekommen ist.«

Chic Strikerock blickte ihn schockiert an. »Was ... was meinen Sie?« stammelte er, erhob sich halb und fiel dann schwach zurück auf das Polster. »Sie fischen im trüben«, sagte er, »und versuchen, in der kurzen Zeit, die uns noch verbleibt, meinen Verstand auszuloten. Auf jeden Fall habe ich ein konkretes Problem, nicht ein illusionäres wie dieser Mann, wer immer er auch sein mag. Ich lebe mit der Frau meines Bruders zusammen und benutze ihre Anwesenheit bei mir, ihn zu erpressen; ich zwinge ihn, mir eine Arbeit bei den Karp-Werken zu beschaffen. Zumindest sieht so das oberflächliche Problem aus. Aber darunter liegt, viel tiefer, noch etwas anderes. Ich *habe Angst* vor Julie, der Frau – oder Ex-Frau – meines Bruders, oder was immer sie sein mag. Und ich weiß auch warum. Es hat etwas mit Nicole zu tun. Vielleicht bin ich wie dieser Mann am Telefon; nur liebe ich Nicole nicht, sondern fürchte sie. Deshalb habe ich auch Angst vor Julie, und ich glaube, vor allen anderen Frauen. Ergibt das einen Sinn, Doktor?«

»Das Abbild der Bösen Mutter«, sagte Superb. »Überwältigend und allumfassend.«

»Nur durch die Existenz von schwachen Männern wie mir kann Nicole überhaupt erst regieren«, sagte Chic. »Ich bin der Grund für unsere matriarchalische Gesellschaft – ich bin wie ein sechsjähriges Kind.«

»Nicht Sie allein, und das wissen Sie auch. In der Tat liegt hier die Neurose unserer Nation. Der psychologisch erklärbare Fehler unserer Zeit.«

»Wenn ich mich zu Bertold Goltz und den Söhnen des

Hiob gesellen würde«, sagte Chic Strikerock langsam und bedacht sam, »könnte ich ein wirklicher Mann werden.«

»Sie könnten noch etwas anderes tun, wenn Sie sich von der Mutter, von Nicole, freikämpfen wollen. Emigrieren. Zum Mars. Kaufen Sie eines dieser Raumschiffe, dieser Loony-Luke-Bruchkisten, sobald solch ein Bruchkisten-paradies nahe genug landet, daß Sie es erreichen können. Das nächste Mal schon!«

»Mein Gott«, sagte Chic Strikerock zögernd und mit seltsamem Ausdruck, »daran habe ich noch nie im Ernst gedacht. Es erschien mir immer so verrückt, so unvernünftig. Eine von Neurosen und Zwangssituationen herbeigeführte Kurzschlußhandlung.«

»Auf jeden Fall besser, als Goltz und den Söhnen des Hiob zu folgen.«

»Und was ist mit Julie?«

Superb zuckte die Achseln. »Nehmen Sie sie einfach mit; warum auch nicht? Ist sie gut im Bett?«

»Bitte!«

»Entschuldigung.«

»Ich frage mich«, sagte Chic Strikerock, »was Loony Luke wohl für ein Mensch sein mag.«

»Ein richtiger Schweinehund, habe ich gehört.«

»Das ist vielleicht ganz gut. Vielleicht will ich gerade das. Brauche das.«

»Die Zeit für heute läuft aus«, sagte Dr. Superb. »Ich hoffe, ich konnte Ihnen zumindest ein wenig helfen. Das nächste Mal ...«

»Sie haben mir geholfen; Sie haben mich auf eine gute Idee gebracht. Oder besser, Sie haben eine gute Idee in mir

geschärft. Vielleicht werde ich zum Mars auswandern. Zum Teufel, warum soll ich warten, bis Maury Frauenzimmer mich feuert? Ich werde sofort ein Loony-Luke-Bruchkistenparadies aufsuchen. Wenn Julie mit mir kommen will – in Ordnung. Wenn nicht, ist es auch nicht schlimm. Sie ist gut im Bett, Doktor, aber nicht einzigartig, nicht so gut, daß sie nicht ersetzt werden kann. Also ...« Chic Strikerock erhob sich aus seinem Stuhl. »Vielleicht sehe ich Sie nicht mehr wieder, Doktor.« Er streckte seine Rechte aus, und sie wechselten einen Händedruck.

»Schicken Sie mir eine Postkarte, wenn Sie auf dem Mars angekommen sind«, sagte Dr. Superb.

»Das werde ich tun«, sagte Strikerock nickend. »Glauben Sie, daß Ihre Praxis dann noch unter dieser Adresse bestehen wird?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Dr. Superb. Er dachte: Vielleicht waren Sie mein letzter Patient. Je mehr ich darüber nachdenke, desto sicherer werde ich, daß Sie derjenige waren, auf den ich gewartet habe. Aber das konnte nur die Zukunft sagen.

Gemeinsam traten sie in das Empfangszimmer.

»Auf jeden Fall«, sagte Chic Strikerock, »bin ich nicht so schlecht dran wie der Bursche, der mit Ihnen am Telefon gesprochen hat. Wer war das eigentlich? Ich glaube, ich habe ihn schon einmal gesehen, auf einem Bild vielleicht. Nein, im Fernsehen, jetzt erinnere ich mich. Er ist ein Künstler. Wissen Sie, als Sie mit ihm sprachen, fühlte ich mich irgendwie zu ihm hingezogen. Als ob wir beide in tiefen, ernsthaften Schwierigkeiten steckten und zusammen kämpften, versuchten, irgendeinen Ausweg zu finden.«

»Hm«, brummte Dr. Superb, als er die Tür öffnete.

»Es ist Ihnen nicht gestattet, mir zu sagen, wer dieser Mann war. Ich verstehe. Nun, ich wünsche ihm Glück, wer immer er auch sein mag.«

»Das wird er brauchen«, sagte Dr. Superb. »Wer immer er auch sein mag.«

»Was ist das für ein Gefühl, Nat, mit dem großen Mann höchstpersönlich gesprochen zu haben?« fragte Molly Dondolo mit beißendem Spott. »Denn wir stimmen alle über ein: Bertold Goltz ist *der* große Mann unserer Zeit.«

Nat Flieger zuckte die Achseln. Das automatische Taxi hatte Jenner inzwischen verlassen und bewegte sich auf einer langgezogenen Straße landeinwärts, kroch mit anscheinend immer langsamer werdender Geschwindigkeit zwischen den hohen, dampfenden, schier undurchdringlichen Wällen der Regenwälder dahin, die wie Überbleibsel aus dem Jura wirkten. Ein Sumpf für Dinosaurier, dachte Nat, und nicht für Menschen.

»Ich glaube, Goltz hat ihn bekehrt«, sagte Jim Planck, blinzelte Molly zu und grinste Nat an.

Inzwischen fiel geräuschlos ein feiner, leichter Regen; das Verdeck des Taxis fuhr mit einem lauten, schrillen Ton hoch, der unpassend und störend wirkte. Das Taxi verließ die Hauptstraße, die wenigstens asphaltiert war, und rollte auf einen mit roten Ziegeln gepflasterten Seitenweg. Ächzend und stöhnend humpelte es weiter. Nur langsam stellten sich die Servo-Mechanismen des Taxis auf die neuen Verhältnisse ein. Nat hatte kaum das Gefühl, daß es den Anforderungen gewachsen war, sondern befürchtete

vielmehr, es würde jeden Moment den Geist aufgeben und einfach stehenbleiben.

»Wißt ihr, worauf ich hier nur warte?« sagte Molly und blickte hoch zu dem dichten Gebüsch über dem engen, steilen Weg. »Ich warte nur darauf, daß hinter der nächsten Kurve ein Loony-Luke-Bruchkistenparadies erscheint, das extra wegen uns dort gelandet ist.«

»Nur wegen uns?« fragte Jim Planck. »Warum nur wegen uns?«

»Weil wir erledigt sind«, sagte Molly.

Hinter der nächsten Kurve stand ein Gebäude. Nat starrte es an und fragte sich, was es sein könne. Es sah alt, schäbig und verkommen aus ... Plötzlich begriff er, daß er eine *Tankstelle* sah. Ein Überbleibsel aus den alten Tagen der von Verbrennungsmotoren getriebenen Fahrzeuge. Wie vom Blitz getroffen setzte er sich auf.

»Eine Antiquität«, sagte Molly. »Ein Relikt! Wie aufregend. Vielleicht sollten wir anhalten und es uns ansehen. Ein historisches Gebäude, wie ein altes Fort oder eine alte Windmühle. Bitte, Nat, halte dieses verdammte Taxi an.«

Nat drückte einige Knöpfe auf dem Armaturenbrett des Auto-Taxis, das sofort erzitterte, aufstöhnte und aus der Spur auszubrechen schien, dann aber vor der Tankstelle zum Stehen kam.

Vorsichtig öffnete Jim Planck die Tür und stieg aus. Er trug seine japanische Kamera bei sich und ließ sie nun aufschnappen. Das Objektiv stellte sich selbsttätig auf das trübe, neblige Licht ein.

Der milde Regen ließ sein Gesicht glänzend wirken; Wasser tropfte über die Gläser seiner Brille; er nahm sie ab

und steckte sie in eine Manteltasche. »Ich werde ein paar Aufnahmen machen«, sagte er zu Nat und Molly.

»Dort ist jemand«, meinte Molly leise zu Nat. »Beweg dich nicht und sei still. Er beobachtet uns.«

Nat stieg aus dem Taxi und ging über die roten Ziegelsteine zu der Tankstelle. Er erkannte einen Mann darin, der sich erhoben hatte und auf ihn zukam; die Tür des Gebäudes schwang zurück. Ein gekrümmter gehender Mann mit einem großen, mißgebildeten Kinn und ebensolchen Zähnen stand ihm gegenüber; der Mann gestikulierte und begann dann zu reden.

»Was sagt er?« fragte Jim seinen Begleiter und blickte die Gestalt ängstlich an.

»Hig, hig, hig«, murmelte der schon ältere Mann. Jedenfalls glaubte Nat, das verstanden zu haben. Der Mann versuchte, ihm etwas mitzuteilen, war dazu aber nicht in der Lage. Dennoch versuchte er es weiter. Schließlich kam Nat der Gedanke, daß die Gestalt wirklich Worte formte; er spitzte die Ohren, wartete und versuchte etwas zu verstehen, während der alte Mann mit dem großen Kinn weiterhin eifrig murmelte und gestikulierte.

»Er fragt, ob wir ihm seine Post gebracht haben«, sagte Molly zu Nat.

»Hier muß es noch gebräuchlich sein, daß Autos die Straßen entlangkommen und die Post aus der Stadt bringen«, sagte Jim. Dann wandte er sich an den Alten mit dem massiven Kinn und fuhr fort: »Tut mir leid, das wußten wir nicht. Wir haben Ihre Post nicht.«

Der Mann nickte und verstummte resigniert. Also hatte er alles verstanden.

»Wir suchen Richard Kongrosian«, sagte Nat zu ihm.
»Sind wir auf der richtigen Straße?«

Der Mann schaute ihn verschmitzt von der Seite an.
»Ham'se Gemüse dabei?«

»Gemüse?« fragte Nat.

»Gemüse kann ich ganz gut essen.« Der alte Mann winkte ihm zu und streckte hoffnungsvoll die Hand aus.

»Tut mir leid«, sagte Nat verwirrt. Er drehte sich zu Jim und Molly um. »Gemüse«, sagte er. »Konntet ihr ihn verstehen? Das hat er doch gesagt, nicht wahr?«

»Ich kann kein Fleisch essen«, murmelte die seltsame Gestalt. »Wartet.« Er fummelte in seiner Manteltasche herum und zog eine kleine Karte heraus, die er Nat reichte. Sie war alt und verschmutzt; Nat konnte sie gerade noch lesen. Er hielt sie ans Licht und kniff die Augen zusammen, um die Buchstaben besser erkennen zu können.

FÜTTERT MICH, UND ICH WERDE EUCH ALLES SAGEN,
WAS IHR HÖREN WOLLT.

MIT FREUNDLICHER GENEHMIGUNG DER CHUPPER KG.

»Ich bin ein Chupper«, sagte der Mann, riß die Karte mit einem plötzlichen Griff wieder an sich und steckte sie zurück in die Manteltasche.

»Wir sollten besser gehen«, sagte Molly ruhig.

Eine durch die Radioaktivität mutierte Rasse, dachte Nat. Die Chuppers von Nordkalifornien. Und hier lag ihre Enklave. Er fragte sich, wie viele es von ihnen geben mochte. Zehn? Tausend? Und Richard Kongrosian hatte sich entschlossen, an diesem Ort zu wohnen.

Aber vielleicht hatte Kongrosian recht. Trotz ihrer Mißbildungen waren auch diese Wesen Menschen. Sie bekamen Post, hatten vielleicht eine kleine Aushilfsarbeit oder lebten von der Wohlfahrt, wenn sie arbeitsunfähig waren. Sie störten niemanden und waren gewiß völlig harmlos. Seine eigene Reaktion entmutigte ihn – die sofortige, instinktive Ablehnung.

»Wollen Sie eine Münze haben?« fragte Nat den alten Chupper. Er hielt ihm ein Fünf-Dollar-Stück aus Platin vor die Nase.

Nickend akzeptierte der Chupper die Münze.

»Danke.«

»Wohnt Kongrosian an dieser Straße?« fragte Nat erneut. Der Chupper deutete nach vorn.

»Gut«, sagte Jim Planck. »Fahren wir weiter. Wir liegen richtig.« Er warf Nat und Molly einen drängenden Blick zu. »Kommt, es geht weiter.«

Die drei stiegen wieder in das Taxi. Nat startete das Gefährt, und sie fuhren an der alten Tankstelle und dem Chupper vorbei, der regungslos dastand, sie mit einem trägen Blick bedachte und sich dann wie ein Simulacrum, wie eine bloße Maschine, umdrehte.

»Mann«, sagte Molly und atmete hörbar aus. »Was zum Teufel war *das*?«.

»Ich hätte mehr von dir erwartet«, sagte Nat kurzan gebunden.

»Guter Gott«, meinte Molly. »Wenn Kongrosian wirklich hier lebt, muß er in der Tat so verrückt sein, wie die Leute es behaupten. Ich würde um keinen Preis der Welt in diesem Sumpf leben, ich wünschte, ich wäre gar nicht hierher

gekommen. Machen wir von Kongrosian eine Aufnahme im Studio, einverstanden? Ich möchte gerne umkehren.«

Das Taxi kroch weiter, fuhr unter im Wind wehenden Ranken dahер. Plötzlich tauchten die Überreste einer Stadt vor ihnen auf.

Die hölzernen Gebäude waren mehr oder weniger zerfallen, die Fenster eingeschlagen und die Dächer abgedeckt, und dennoch waren sie noch nicht abgerissen worden. Hier und da erblickte Nat unter den naß glänzenden Eingängen Menschen – oder besser Choppers, dachte er. Fünf oder sechs von ihnen blieben auf ihrem Weg stehen; Gott selbst mochte wissen, wohin sie wollten oder wie sie hier lebten. Hier gab es kein Telefon, keine Post ...

Vielleicht, dachte er, findet Kongrosian hier seinen Frieden. Bis auf das leise Geräusch des nebelfein fallenden Regens war alles still. Vielleicht konnte man sich daran gewöhnen – obwohl er nicht glaubte, daß er sich je an solch ein Leben gewöhnen könnte. Hier herrschte der Zerfall mit eiserner Faust; nichts wurde erneuert, nichts blühte oder gedieh. Wenn sie wollen oder nicht anders können, dachte er, dürfen sie ruhig Choppers sein, aber sie sollten stärker gegen den Zerfall ankämpfen, wenigstens versuchen, ihre Siedlung zu reparieren. Das ist ja schrecklich!

Wie Molly wünschte er nun, nicht hierhergekommen zu sein.

»Ich würde sehr lange darüber nachdenken«, sagte er laut, »ob ich in diesem Gebiet leben wollte. Aber wenn man hier leben muß – dann muß man einer der schwierigsten Tatsachen des Lebens ins Auge blicken.«

»Und das wäre?« fragte Jim.

»Die Vorherrschaft der Vergangenheit«, sagte Nat. In diesem Gebiet herrschte einzig und allein die Vergangenheit. Ihre kollektive Vergangenheit: der Krieg und seine Konsequenzen, die zu diesen Verhältnissen geführt hatten. Die wirtschaftlichen Veränderungen im Leben eines jeden. Hier stand ein lebendiges Museum. Gewiß, es gab noch Bewegung, aber sie verlief kreisförmig ... er schloß die Augen. Ich frage mich, dachte er, ob auch neue Chupper geboren werden. Ich weiß, daß diese Veränderungen genetisch bedingt sind. Oder besser, ich fürchte es. Das Leben schwindet ... Und läuft trotzdem fort.

Sie haben überlebt. Und das ist gut für die reale Umgebung, für die Evolution. So verläuft die Entwicklung schon seit Urzeiten. Er fühlte sich krank.

Und dann dachte er: *Ich habe diese Mißgebildeten schon einmal gesehen*, auf Bildern, als Rekonstruktionen. Diese Rekonstruktionen mußten recht gut gewesen sein. Vielleicht waren sie noch besser geworden, seitdem man von Lessingers Prinzip der Zeitreise nutzen konnte. Mächtige Körper, großes Kinn, die Unfähigkeit, Fleisch essen zu können, weil die Schneidezähne fehlen, große Schwierigkeiten beim Sprechen. »Molly«, sagte er laut, »weißt du, was diese Chupper wirklich sind?«

Sie nickte.

»Neandertaler«, sagte Jim Planck. »Keine Opfer der Strahlung, sondern Rückentwicklungen der Evolution.«

Das Auto-Taxi kroch weiter, durchquerte die Stadt der Chupper und suchte mit seinen blinden, mechanischen Sinnen das nahegelegene Haus des weltberühmten Konzertpianisten Richard Kongrosian.

»Fühlen Sie in der Anwesenheit von Fremden, *daß Sie gar nicht wirklich existieren?*«, quietschte die Theodorus-Nitz-Werbemaschine. »Nehmen sie keine Notiz von Ihnen, so, als ob Sie unsichtbar wären? Schauen Sie sich im Bus oder im Raumschiff dann und wann einmal um und müssen bemerken, daß niemand, *aber auch absolut niemand* Sie bemerkt, sich um Sie kümmert und noch nicht einmal ...«

Maury Frauenzimmer nahm mit seinem Kohlenstoff-Dioxyd-Schrotgewehr genau Maß und schoß den Nitz-Werbeträger von der Wand seines unordentlichen Büros. Er war während der Nacht eingedrungen und hatte ihn am Morgen mit seiner winzigen Stimme begrüßt.

Zerschmettert fiel die Werbemaschine auf den Boden. Maury zertrat sie sorgfältig mit der Stiefel spitze und stellte das Gewehr zurück in den Schrank.

»Die Post«, sagte Chic Strikerock »Wo ist die Post von heute?« Seit seiner Ankunft hatte er überall im Büro gesucht.

Maury nippte geräuschvoll an seiner Kaffeetasse. »Sieh mal auf diesem Regal nach«, sagte er. »Unter dem Lappen, mit dem wir die Schreibmaschinentypen reinigen.« Er biß in seinen Berliner mit Zuckerguß, einen von der Sorte, wie er sie jeden Morgen zum Frühstück aß; ihm war aufgefallen, daß Chic sich seltsam benahm und fragte sich, was das zu bedeuten hatte.

»Maury, hier ist ein Brief, den ich dir geschrieben habe«, sagte Chic plötzlich und warf einen Umschlag auf den Schreibtisch.

Maury kannte den Inhalt, ohne den Umschlag erst öffnen zu müssen.

»Ich kündige«, sagte Chic. Er war bleich im Gesicht.

»Bitte nicht«, meinte Maury. »Irgend etwas wird geschehen. Wir werden schon durchkommen.« Er öffnete den Umschlag immer noch nicht, ließ ihn dort liegen, wo Chic ihn hingeworfen hatte. »Was willst du tun, wenn du hier aufhörst?« fragte er.

»Zum Mars auswandern.«

Der Interkom auf dem Schreibtisch summte, und ihre Sekretärin, Greta Trupe, sagte: »Herr Frauenzimmer, ein Herr Garth McRae und einige andere Herren, die ihn begleiten, möchten Sie sprechen.«

Ich frage mich, wer das sein kann, dachte Maury. »Schicken Sie sie noch nicht herein«, befahl er Greta. »Ich unterhalte mich noch mit Herrn Strikerock.«

»Bitte sie herein«, sagte Chic, »und kümmere dich um dein Geschäft. Ich gehe schon. Mein Kündigungsschreiben liegt auf dem Tisch. Wünsch mir Glück.«

»Ich wünsche dir viel Glück.« Maury fühlte sich niedergeschlagen und krank. Er starrte auf den Schreibtisch, bis die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde und Chic verschwunden war. Der Tag fängt ja gut an, dachte Maury. Verdammter Mist. Er nahm den Brief, warf einen Blick darauf und faltete ihn wieder zusammen. Dann drückte er einen Knopf auf dem Schreibtisch-Interkom und sagte: »Fräulein Trupe, Sie können diesen ... McRae, oder wie er noch hieß, jetzt hineinschicken. Und seine Begleiter auch.«

»Ja, Herr Frauenzimmer.«

Die Tür zum äußeren Büro öffnete sich, und Maury drehte sich zu einem Mann um, dessen Gesicht er sofort den Regierungsangestellten ansah. Zwei weitere trugen die graue Uniform der Nationalpolizei, und der Anführer der Gruppe, augenscheinlich McRae, wirkte wie ein hoher Offizier der Exekutive; mit anderen Worten wie ein hochgestellter *Ge.* Maury erhob sich schwerfällig und streckte die Hand aus.

»Meine Herren, was kann ich für Sie tun?« fragte er.

McRae wechselte einen Händedruck mit ihm und sagte: »Sie sind Frauenzimmer?«

»Richtig«, gab Maury zurück. Sein Herz schlug wie verrückt, und er bekam Atemnot. Kamen sie, um ihn einzusperren, wie sie es mit den Psychiatern der Wiener Schule getan hatten? »Habe ich mir etwas zuschulden kommen lassen?« fragte er und hörte, wie seine Stimme vor Aufregung zitterte. Heute schlitterte er aber auch von einem Ärger in den anderen.

»Bislang nicht«, sagte McRae und lächelte. »Wir sind hier, um über einen Vertrag zu sprechen, den wir mit Ihrer Firma unterzeichnen möchten. Das Wissen um den Vertragsinhalt liegt jedoch auf *Ge*-Ebene. Darf ich Ihren Interkom-Anschluß herausreißen?«

»Bitte?« sagte Maury und trat einen Schritt zurück.

McRae nickte den NP-Männern zu und trat zur Seite; die Polizisten machten den Interkom mit gezielten Handgriffen unbrauchbar. Dann untersuchten sie die Wände und das Mobiliar und durchwühlten jeden Quadratzentimeter des Zimmers, bevor sie McRae zunickten, fortzufahren.

»In Ordnung«, sagte McRae. »Frauenzimmer, das sind die Konstruktionspläne für ein Simulacrum, das wir von

Ihnen bauen lassen möchten. Hier.« Er hielt ihm einen versiegelten Umschlag hin. »Lesen Sie es sich in Ruhe durch. Wir warten solange.«

Maury riß den Umschlag auf und betrachtete die Pläne.

»Schaffen Sie das?« fragte McRae schließlich.

Maury hob den Kopf. »Das sind Pläne für einen Alten«, sagte er.

»Richtig«, nickte McRae.

Das ist es also, dachte Maury. Darüber sind die Ges informiert, und jetzt, von einem Augenblick zum anderen, bin ich auch einer. Ich stecke da mittendrin. Zu schade, daß Chic gegangen ist. Er hat sich eine verdammt schlechte Zeit ausgesucht. Wenn er noch fünf Minuten geblieben wäre ...

»Seit fünfzig Jahren schon«, sagte McRae.

Sie zogen ihn in diese Sache hinein, erklärten ihm alles Wissenswerte.

»Guter Gott«, stöhnte Maury. »Darauf wäre ich niemals gekommen, obwohl ich mir alle seine Reden im Fernsehen angeschaut habe. Und jetzt soll ich selbst so ein verdammt Ding bauen.« Er war völlig durcheinander.

»Karp hat gute Arbeit geleistet«, sagte McRae. »Besonders bei dem jetzigen, bei Rudi Kalbfleisch. Wir fragten uns, ob Sie einen Verdacht hatten.«

»Niemals«, sagte Maury, »niemals.« Nicht in einer Million Jahren.

»Schaffen Sie es, einen zu bauen?«

»Natürlich«, nickte Maury.

»Wann können Sie damit beginnen?«

»Sofort.«

»Gut. Sie sehen sicher ein, daß einige Männer der Nationalpolizei hierbleiben müssen, um sich Ihrer völligen Verschwiegenheit zu versichern.«

»In Ordnung«, murmelte Maury. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Entschuldigen Sie mich bitte für einen Moment.« Er schlängelte sich an ihnen vorbei und betrat das Vorzimmer; sie waren so überrascht, daß sie ihn gehen ließen. »Fräulein Trupe«, fragte er, »haben Sie gesehen, wo hin Chic gegangen ist?«

»Er ist gerade losgefahren, Herr Frauenzimmer, in Richtung Autobahn. Ich glaube, er fährt zurück zum Abraham Lincoln, wo er ja wohnt.«

Armer Kerl, dachte Maury und schüttelte den Kopf. Chic Strikerock haftete sein ausgesprochenes Pech also immer noch an. Dennoch fühlte er sich erleichtert. *Dadurch ändert sich alles*, dachte er. Ich bin wieder im Geschäft, bin der Lieferant des Königs – oder besser der des Weißen Hauses. Egal. Ja, dieser Unterschied spielte überhaupt keine Rolle.

Er kehrte in sein Büro zurück, wo McRae und die anderen warteten. »Tut mir leid«, sagte er, »ich suchte meinen Verkaufschef. Ich wollte ihn einweihen. Wir werden in der nächsten Zeit keine neuen Aufträge annehmen, so daß wir uns voll auf dieses Simulacrum konzentrieren können.« Er zögerte und fuhr dann fort: »Und was die Kosten betrifft ...«

»Wir werden einen Vertrag unterzeichnen«, sagte Garth McRae. »Wir werden Ihnen Ihre Kosten plus vierzig Prozent erstatten. Das Rudi-Kalbfleisch-Modell haben wir für eine Milliarde USEA-Dollar netto erworben. Dazu kommen noch die Wartungs- und Reparaturkosten.«

»Ah, ja«, stimmte Maury zu. »Sie wollen natürlich nicht, daß er mitten in einer Rede den Geist aufgibt.« Er versuchte zu kichern, war dazu aber nicht in der Lage.

»Nun, wie gefällt Ihnen das? Etwa eine bis einskomma-zwei Milliarden.«

»Gut«, sagte Maury schwerfällig. Sein Kopf fühlte sich an, als wollte er jeden Moment von den Schultern rollen und auf den Fußboden fallen.

McRae betrachtete ihn genau. »Sie haben nur eine kleine Firma, Herr Frauenzimmer«, meinte er. »Das wissen wir beide genau. Geben Sie sich keinen allzugroßen Hoffnungen hin. Durch diesen Vertrag wird Ihre Firma auch nicht größer, etwa so wie die Werke Karp & Söhne. Dennoch wird er Ihnen eine ungefährdete Existenz garantieren. Und wir sind bereit, Ihre wirtschaftlichen Nöte so lange auf uns zu nehmen, wie es notwendig erscheint. Wir haben Ihre Bücher eingehend überprüft – stört Sie das? – und wissen, daß Sie sich schon seit Monaten in den roten Zahlen bewegen.«

»Das ist wahr«, gestand Maury ein.

»Aber Sie arbeiten gut«, fuhr Garth McRae fort. »Wir haben Ihre Modelle aufmerksam überprüft, sowohl hier als auch auf dem Mond und dem Mars, wo sie einwandfrei funktionieren. Ich glaube, Sie leisten bessere Arbeit als die Karp-Werke, und deshalb sind wir auch zu Ihnen gekommen statt zu Anton und dem alten Felix.«

»Ich habe mich auch schon gefragt ...«, begann Maury. Deshalb also hatte die Regierung sich dazu entschlossen, diesmal ihm den Vertrag zu geben und nicht Karp. Hat Karp bislang *alle* Simulacra der Alten gebaut? dachte er. Eine gute Frage. Sollte es zutreffen, mußte wirklich ein

radikaler Wechsel in der Einkaufspolitik der Regierung stattgefunden haben. Aber er fragte besser nicht danach.

»Eine Zigarre?« sagte Garth McRae und hielt ihm eine Schachtel *Optimo Admirai* hin. »Extra mild. Reiner Tabak aus Florida.«

»Danke.« Mit zitternden Fingern griff Maury dankbar die große, grünliche Zigarre. Garth McRae zündete sich ebenfalls eine an, und die beiden sahen sich in ruhigem, einvernehmlichem Schweigen an.

Die Neuigkeiten über Duncan & Miller, die am Schwarzen Brett des Abraham Lincoln angeschlagen waren, versetzten Edgar Stone in Erstaunen. Der Talentsucher hatte die beiden ausgewählt, eine Vorstellung im Weißen Haus zu geben. Stone las die Ankündigung erneut, suchte vergeblich den Scherz in ihr und fragte sich, wie der kleine, nervöse Mann so etwas geschafft hatte.

Da ist etwas faul, dachte Stone bei sich. Ein Betrug. So wie ich seine Relpol-Tests gefälscht habe ... er hat jemanden gefunden, der für ihn einige Ergebnisse im Talentspiegel fälscht. Stone hatte der Vorstellung selbst beigewohnt, und Duncan & Miller waren mit ihren klassischen Melodien für Hörner einfach nicht gut genug gewesen. Sie waren *gut*, ja aber instinktiv spürte er, daß noch mehr an der Sache war.

Tief in seinem Innern brodelte die Verärgerung darüber, Duncans Testergebnisse gefälscht zu haben. Ich habe ihn auf die Straße des Erfolgs gebracht, dachte Stone, habe ihn gerettet. Und jetzt befindet er sich auf dem Weg zum Weißen Haus und hat uns alle weit hinter sich gelassen.

Keine Frage, weshalb Duncan bei dem Relpol-Test so schlecht abgeschnitten hatte. Anscheinend hatte er mit seinem Horn geübt; Duncan besaß keine Zeit mehr für die gewöhnlichen Realitäten, mit denen der Rest der Menschheit sich befassen mußte. Es muß wunderbar sein, ein Künstler zu sein, dachte Stone bitter. Man braucht sich um alle Regeln und Verantwortungen nicht mehr zu kümmern, kann tun und lassen, was man will.

Er hat einen Narren aus mir gemacht, sagte Stone zu sich.

Schnellen Schrittes durchquerte er die Halle des zweiten Stockwerkes und blieb vor dem Büro des Himmelspiloten des Lincoln stehen; er klingelte; die Tür öffnete sich und enthüllte ihm die Sicht auf den Himmelspiloten, der, tief in Arbeit versunken, hinter seinem Schreibtisch saß, das Gesicht zerfurcht vor Müdigkeit.

»Äh ... Vater«, sagte Stone, »ich würde gerne beichten. Haben Sie ein paar Minuten Zeit für mich? Es ist sehr dringend ... meine Sünden, meine ich.«

Patrick Doyle fuhr sich mit der Hand über die Stirn und nickte. »Tja«, murmelte er. »Entweder kommt keiner, oder sie kommen alle zugleich. Heute waren schon zehn Gläubige hier, die den Konfessionator benutzen wollten. Nun gut.« Müde deutete er auf die Nische in seinem Büro. »Setzen Sie sich und schnallen Sie sich an. Ich werde zuhören und dabei diese 4-10-Formulare aus Berlin ausfüllen.«

Zornig über diese unwürdige Behandlung befestigte Edgar Stone mit zitternden Händen die Elektroden des Konfessionators an den richtigen Stellen seines Kopfes, nahm das Mikrofon auf und begann mit seiner Beichte. Das Tonband der Maschine drehte sich langsam, als er

sprach. »Von falschem Mitleid bewegt«, sagte er, »habe ich gegen eine Regel dieses Gebäudes verstoßen. Doch mich beunruhigt nicht hauptsächlich diese Tat selbst, sondern das dahinterliegende Motiv; die Tat selbst sehe ich eher als Auswuchs einer falschen Zuneigung zu meinen Nachbarn. Es geht um Ian Duncan, der bei seinem letzten Relpol-Test sehr schlecht abschnitt. Ich befürchtete, er müsse aus dem Abraham Lincoln ausziehen und identifizierte mich mit ihm, weil ich mich im Unterbewußtsein selbst als Versager sehe, sowohl als Mann wie auch als Bewohner dieses Gebäudes. Also fälschte ich den Test, so daß Duncan bestand. Eigentlich müßte der, den ich bewertet habe, als ungültig erklärt werden, und Duncan müßte sich einem neuen Test unterziehen.«

Er warf dem Himmelspiloten einen Blick zu, doch dieser zeigte keine erkennbare Reaktion.

Jetzt ist Duncan mit seinen Hörnern erledigt, dachte Stone bei sich.

Mittlerweile hatte der Konfessionator seine Beichte analysiert; er spuckte eine Karte aus, und Doyle erhob sich, um sie zu lesen. Nach einer langen Pause blickte er betrübt auf. »Herr Stone«, sagte er, »der Konfessionator ist der Meinung, daß Ihre Beichte keine wirkliche Beichte ist. Was bekümmert Sie *wirklich*? Lassen Sie Ihre Erinnerungen zurückschweißen, und beginnen Sie noch einmal. Sie sind nicht tief genug eingedrungen, um Ihr wirkliches Problem zu erkennen. Ich schlage vor, Sie beginnen damit zu beichten, daß Sie willentlich nicht alles gebeichtet haben und daß Sie dies bereuen.«

»Nein«, sagte Stone oder versuchte zumindest, es zu sagen; doch seine Stimme versagte vor lauter Bestürzung. »V-

vielleicht könnte ich mit Ihnen einfach so darüber sprechen, Sir. Ich habe Ian Duncans Testergebnis gefälscht, das ist eine Tatsache. Nun, meine Motive für diese Handlung ...«

»Sind Sie vielleicht eifersüchtig auf Duncan?« unterbrach Doyle. »Weil er auf dem Horn so gut spielt, daß er vom Weißen Haus eingeladen wurde?«

Stone schwieg eine Weile. »Das ... könnte sein«, rang er sich schließlich doch ein Geständnis ab. »Aber es ändert nichts an der Tatsache, daß Ian Duncan laut Gesetz hier nicht mehr wohnen dürfte. Ungeachtet meiner Motive sollte man ihn zum Auszug zwingen. Schlagen Sie doch in den Vorschriften für kommunale Apartmentgebäude nach. Ich weiß, daß es dort einen Paragraphen gibt, der sich mit solch einer Situation beschäftigt.«

»Aber ich kann Sie nicht gehen lassen«, beharrte der Himmelsspilot, »ohne daß Sie Ihre Beichte abgelegt haben; Sie müssen sich nach den Ansprüchen des Konfessionators richten. Sie versuchen, die Ausweisung Ihres Nachbarn zu erzwingen, um Ihre eigenen emotionalen, psychischen Bedürfnisse zu befriedigen. Beichten Sie, vielleicht können wir uns danach darüber unterhalten, wie man bei Duncan die Vorschriften anwenden müßte.«

Stone seufzte und befestigte das komplizierte Elektrodensystem erneut an seinem Kopf. »In Ordnung«, willigte er ein. »Ich hasse Ian Duncan, weil er im Gegensatz zu mir künstlerisch begabt ist. Ich bin bereit, mich von einer zwölfköpfigen Jury, die aus meinen Nachbarn zusammengestellt wird, befragen zu lassen, um eine angemessene Strafe für meine Versündigung zu finden, aber ich bestehe darauf, daß sich Duncan einem weiteren Relpol-Test unterziehen

muß! Diesen Anspruch gebe ich nicht auf – er hat kein Recht, auch weiterhin unter uns zu leben. Moralisch und gesetzmäßig ist das *falsch*.«

»Zumindest sind Sie jetzt ehrlich«, sagte Doyle.

»Wirklich«, meinte Stone, »ich mag es, wenn eine Hörner-Gruppe spielt; ich habe die kleine Aufführung gestern abend genossen. Aber ich muß mich so verhalten, wie das öffentliche Interesse es von mir verlangt.«

Stone kam es vor, als schnarrte der Konfessionator befriedigt beim Auswerfen einer zweiten Karte. Doch vielleicht stellte er sich das nur vor.

»Sie arbeiten sich immer tiefer vor«, sagte Doyle, die Karte aufmerksam lesend. »Sehen Sie selbst.« Er reichte sie Stone hinüber. »Ihr Verstand rebelliert geradezu vor verwirrten, ambivalenten Gedanken. *Wann haben Sie zum letzten Mal die Beichte abgelegt?*«

»Ich glaube, im letzten August«, murmelte Stone errörend. »Pape Jones war damals Himmelspilot. Ja, es muß im August gewesen sein.«

Aber in Wirklichkeit war es im Juli gewesen.

»Ich werde mit Ihnen noch eine Menge Arbeit bekommen«, sagte Doyle, zündete ein Zigarillo an und lehnte sich in seinen Stuhl zurück.

Nach heißen Diskussionen, die bald zu einem Streit ausgeartet wären, hatten sie sich dazu entschlossen, als Eröffnungsnummer bei ihrer Vorstellung im Weißen Haus die »Chaconne in D« von Bach zu spielen. Al hatte das Stück schon immer geschätzt, obwohl es viele Schwierigkeiten, unter anderem auch einen Doppelschlag, beinhaltete. Aber

allein der Gedanke daran ließ Ian Duncan nervös werden. Nun, da die Angelegenheit entschieden war, wünschte er, auf der viel einfacheren »Cello-Suite« beharrt zu haben. Aber nun war es zu spät. Al hatte ihr Programm schon dem dafür zuständigen Sekretär des Weißen Hauses, Harold Slezak, zugeschickt.

»Mach dir um Himmels willen keine Sorgen darüber«, sagte Al. »Du spielst in diesem Stück die zweite Stimme. Oder hast du etwas dagegen, mir den Vorzug zu lassen?«

»Nein«, sagte Ian. Er fühlte sich sogar etwas erleichtert; Al hatte den wesentlich schwierigeren Part übernommen.

Draußen, am Rande des Bruchkistenparadieses Nummer Drei, huschte der Papoola in seiner ewigen Suche nach potentiellen Kunden von Bürgersteig zu Bürgersteig. Es war erst zehn Uhr morgens, und noch war niemand vorbeigekommen, den das Geschöpf hätte beeinflussen können. Heute war das Verkaufsgelände im hügeligen Gebiet von Oakland niedergegangen, zwischen den sich sanft dahinziehenden, baumumsäumten Straßen eines besseren Wohnviertels. Aus dem Fenster hatte Al einen guten Blick auf das Joe Louis, ein schönes, aber riesiges Apartmentgebäude mit mehr als tausend Wohneinheiten, das hauptsächlich von gutsituierter Farbigen bewohnt wurde. Ein Wachtposten mit Schlagstock und Gewehr ging vor dem Eingang auf und ab und versagte jedem, der dort nicht wohnte, den Zutritt.

»Slezak muß dem Programm erst noch zustimmen«, erinnerte ihn Al. »Vielleicht will Nicole das Stück gar nicht hören; sie hat einen recht eigenwilligen Geschmack und ändert fast alle Programme ab.«

Vor seinem inneren Auge sah Ian Nicole in ihrem riesi-

gen Bett sitzen, in ihrer rosaroten, mit Rüschen besetzten Robe, das Frühstück auf einem Tablett neben ihr, wie sie die Programme, die für sie vorgesehen waren, aufmerksam durchblätterte. Inzwischen hat sie schon von uns gehört, dachte er. *Sie weiß von unserer Existenz*, Und in diesem Falle existieren wir wirklich. Wie ein Kind, bei dem die Mutter darauf achtet, was es tut, wurden wir, im übertragenen Sinne, von Nicoles Blick ins Leben gerufen.

Und wenn sie ihre Augen von uns abwendet, dachte er – was dann? Was geschieht danach mit uns? Werden wir aufgelöst, sinken wir zurück ins Vergessen? Zurück ins Geratewohl, dachte er. Wir verfallen zu unorganisierten Atomen. Zurück in die Welt, aus der wir kommen, ins Nichtvorhandensein. In die Welt, in der wir bis jetzt unser gesamtes Leben verbracht haben.

»Vielleicht bittet sie uns um eine Zugabe«, sagte Al. »Vielleicht sollen wir eines ihrer Lieblingsstücke spielen. Ich habe Nachforschungen angestellt, und mir ist aufgefallen, daß sie manchmal Schumanns ›Fröhlichen Landmann‹ hören möchte. Hörst du? Wir sollten besser den ›Fröhlichen Landmann‹ üben, nur für den Fall des Falles.« Er blies nachdenklich ein paar Töne auf seinem Horn.

»Ich kann es nicht«, sagte Ian plötzlich. »Ich kann einfach nicht weitermachen. Irgend etwas wird schiefgehen; wir werden ihr nicht gefallen, und sie wird uns fortschicken. Und wir werden niemals vergessen können.«

»Hör mal«, begann Al, »wir haben den Papoola. Und das gibt uns ...« Er brach ab. Ein großer Mann kam mit hängenden Schultern den Seitenweg entlang. Er trug einen kostspieligen Anzug aus grauem Naturstoff. »Mein Gott, das

ist Luke höchstpersönlich«, sagte Al. Er blickte plötzlich verängstigt drein. »Ich habe ihn nur zweimal in meinem ganzen Leben gesehen. Irgend etwas stimmt nicht.«

»Hol den Papoola besser herein«, sagte Ian. Das Geschöpf schlich auf Loony Luke zu.

»Ich kann es nicht«, sagte Al. Verwirrung stand auf seinem Gesicht geschrieben, während er emsig an dem Kontrollapparat herumnestelte. »Er reagiert nicht.«

Der Papoola hatte Loony Luke erreicht. Luke beugte sich nieder, ergriff ihn und kam mit dem Papoola unter dem Arm auf das Gebäude zu.

»Er hat ihn übernommen«, sagte Al und starrte Ian besorgt an.

Die Bürotür wurde aufgestoßen, und Loony Luke kam herein. »Mir wurde berichtet, daß Sie ihn in Ihrer Freizeit für eigene Zwecke mißbraucht haben«, sagte er zu Al mit leiser, aber bedeutungsvoller Stimme. »Wir haben Ihnen das untersagt; der Papoola gehört dem Verkaufspark und nicht dem Bediener.«

»Na, kommen Sie schon, Luke«, sagte Al.

»Ich sollte Sie feuern«, meinte Luke, »aber weil Sie ein guter Verkäufer sind, werde ich Sie behalten. Inzwischen müssen Sie Ihr Soll ohne seine Hilfe erreichen.« Den Papoola festhaltend, wandte er sich wieder zur Tür. »Meine Zeit ist kostbar; ich muß gehen.« Er bemerkte Als Horn. »Das ist kein Musikinstrument«, bemerkte er. »Sie sollten Whisky hineinschütten.«

»Hören Sie, Luke, das ist doch Werbung«, meinte Al. »Wenn ich Nicole vorspiele, wird das Netz der Bruchkistenparadiese an Prestige gewinnen, nicht wahr?«

»Ich will kein Prestige«, sagte Luke, an der Tür stehend. »Ich werde Nicole Thibodeaux nicht mit Raumschiffen versorgen. Sie soll ihre Gesellschaft führen, wie sie will, und ich führe die Verkaufsstationen, wie ich will. Sie geht mich nichts an, und ich gehe sie nichts an, und das ist ganz in Ordnung so. Überschätzen Sie sich nicht. Sagen Sie Slezak, daß Sie nicht kommen können, und vergessen Sie alles; kein erwachsener Mensch, der bei Sinnen ist, würde versuchen, an einer leeren Flasche zu nuckeln.«

»Sie irren sich«, widersprach Al. »Man kann Kunst in den alltäglichsten Bereichen des modernen Lebens finden, sogar in diesen Hörnern.«

»Nun steht Ihnen kein Papoola mehr zur Verfügung, mit dem Sie die Erste Familie weich bekommen können«, sagte Luke und stocherte mit einem silbernen Zahnstocher in seinen Zähnen herum. »Denken Sie daran! Haben Sie je ernsthaft geglaubt, es ohne den Papoola schaffen zu können?« Er grinste.

»Er hat recht«, sagte Al nach einer Weile zu Ian. »Der Papoola hat es für uns vollbracht. Aber ... zum Teufel, wir werden es versuchen.«

»Sie haben Mut«, sagte Luke, »aber keinen Verstand. Dennoch kann ich nicht umhin, Sie zu bewundern. Jetzt begreife ich, weshalb Sie einer der besten Verkäufer unserer Organisation sind – Sie geben nie auf. Nehmen Sie den Papoola an jenem Abend, wenn Sie im Weißen Haus Ihre Vorstellung geben, mit und bringen Sie ihn mir am nächsten Morgen zurück.« Er warf das runde, käferähnliche Geschöpf zu Al hinüber; Al fing es und drückte es wie ein großes Kissen gegen seine Brust. »Vielleicht ist es

doch eine gute Werbung für unsere Organisation«, sagte Luke nachdenklich. »Aber ich weiß genau, daß Nicole uns nicht leiden kann. Zu viele Leute sind ihr dank unserer Existenz durch die Hände geschlüpft; wir stellen ein Leck in Mamas Festung dar, und Mama weiß es auch.« Wieder grinste er und zeigte seine Goldzähne dabei.

»Danke, Luke«, sagte Al.

»Aber ich werde den Papoola lenken«, sagte Luke. »Per Fernsteuerung. Ich bin besser darin als Sie; schließlich habe ich ihn ja *gebaut*.«

»Sicher«, stimmte Al zu. »Ich brauche sowieso beide Hände, wenn ich spiele.«

»Ja«, erwiderte Luke. »Sie brauchen beide Hände für diese Flasche.«

Etwas in Lukes Ton ließ Ian Duncan zweifeln. *Was hat er vor?* fragte er sich. Aber er und sein Freund Al hatten gar keine andere Wahl; sie mußten den Papoola für sich arbeiten lassen. Zweifellos war Luke sehr erfahren darin, ihn zu lenken; er hatte seine Überlegenheit über Al schon unter Beweis gestellt, und wie Luke sagte, würde Al genug damit zu tun haben, sein Instrument zu spielen. Und dennoch ...

»Loony Luke«, sagte Ian, »haben Sie Nicole schon einmal gesehen?« Dieser Gedanke war ihm ganz plötzlich, intuitiv, gekommen.

»Sicher«, sagte Luke breit. »Vor Jahren; ich besaß damals einige Handpuppen. Mein Vater und ich reisten durch die Weltgeschichte und boten in jeder Stadt eine Puppenschau an. Schließlich spielten wir auch im Weißen Haus.«

»Was geschah dort?« fragte Ian.

»Sie ... sie hat sich nicht um uns gekümmert«, erwiderte Luke nach einer Weile. »Sie sagte in etwa, unsere Puppen seien unschicklich.«

Und Sie hassen sie dafür, dachte Ian. Das haben Sie ihr nie vergeben.

»Waren sie es?« fragte er Luke.

»Nein«, erwiderte Luke. »Sicher, ein Teil der Vorstellung bestand aus einem Striptease; wir besaßen gut nachgebaute weibliche Puppen. Aber bislang hatte niemand daran Anstoß genommen. Meinen Vater traf die Bemerkung schwer, aber nicht mich.« Sein Gesicht war regungslos.

»War Nicole damals schon die First Lady?«

»Oh, ja«, sagte Luke. »Sie ist schon seit mehr als dreundsiebzig Jahren im Amt; wußten Sie das nicht?«

»Das ist nicht möglich«, sagten Al und Ian fast gleichzeitig.

»Sicher ist es das«, gab Luke zurück. »Sie ist mittlerweile schon eine alte Frau. Muß es sein. Eine Großmutter. Aber ich glaube, sie sieht noch gut aus. Sie werden es ja sehen, wenn Sie sie treffen.«

»Im Fernsehen ...«, meinte Ian verwirrt.

»Natürlich«, stimmte Luke zu. »Auf dem Bildschirm sieht sie wie zwanzig aus. Aber in den Geschichtsbüchern – natürlich jene, die nur *Ges* zugänglich sind ... Ich meine die wirklichen Geschichtsbücher, nicht die, die man als Übungsbücher für die Relpol-Tests bekommt – da stehen alle Fakten. Dort sind sie, irgendwo, vergraben ...«

Die Fakten bedeuten nichts, dachte Al, wenn man mit eigenen Augen sehen kann, daß sie noch so jung wie eh und je. Und wir sehen das jeden Tag.

Sie lügen, Luke, dachte er. Wir wissen es; wir alle wissen es. Mein Kumpel Al hat sie gesehen, und er würde etwas gesagt haben, wenn sie wirklich so wäre. Sie hassen sie, das ist Ihr Motiv. Zitternd drehte er Luke den Rücken zu; er wollte nichts mehr mit dem Mann zu tun haben. Dreißig Jahre im Amt – dann müßte Nicole jetzt fast neunzig sein. Ihn schauderte bei dieser Vorstellung, und er verdrängte sie. Oder versuchte es zumindest.

»Viel Glück, Jungs«, sagte Luke und kaute auf seinem Zahnstocher.

Solch ein Mist, dachte Al Miller, daß die Regierung die Praxen aller Psychoanalytiker geschlossen hatte. Er warf seinem Freund Ian Duncan einen Blick zu. Dir geht es schlecht, dachte er. Doch es mußte noch einen letzten Psychoanalytiker geben; er hatte im Fernsehen von ihm gehört. Er hieß Dr. Superb oder so ähnlich.

»Ian«, sagte er, »du brauchst Hilfe. So wie du dich jetzt fühlst, wirst du nicht imstande sein, vor Nicole zu spielen.«

»Ich bin schon in Ordnung«, erwiderte Ian kurz angebunden.

»Bist du schon mal bei einem Psychiater gewesen?« fragte Al.

»Manchmal. Ist aber schon lange her.«

»Glaubst du, daß sie besser sind als eine chemische Therapie?«

»Alles ist besser als eine chemische Therapie.«

Wenn er der einzige noch praktizierende Psychoanalytiker in den gesamten USEA ist, dachte Al, dann ist er

zweifellos überlaufen und kann wahrscheinlich keine neuen Patienten mehr annehmen.

Zum Teufel damit! Er schlug die Nummer nach, nahm den Hörer ab und wählte.

»Wen rufst du an?« fragte Ian argwöhnisch.

»Dr. Superb. Den letzten ...«

»Ich weiß. Weshalb? Deinetwegen? Oder wegen mir?«

»Vielleicht wegen uns beiden«, gab Al zurück.

»Aber hauptsächlich wegen mir.«

Al gab keine Antwort. Das Bild eines Mädchens mit schönen, großen hochstehenden Brüsten erschien auf dem Sichtschirm, und in seinem Ohr sagte ihre Stimme: »Dr. Superbs Praxis.«

»Nimmt der Doktor noch neue Patienten an?« fragte Al und verschlang das Mädchen geradezu mit seinen Blicken.

»Ja«, erwiederte sie mit fester, nachdrücklicher Stimme.

»Wunderbar!« meinte Al überrascht und erfreut zugleich.

»Mein Partner und ich würden ihn gerne konsultieren, wann immer es ihm möglich ist. Je schneller, desto besser.« Er gab ihr seinen und Ians Namen durch.

»Wie wäre es mit Freitag um neun Uhr dreißig?« fragte das Mädchen.

»Gemacht«, erwiederte Al. »Vielen Dank, Fräulein ... Frau.« Er warf den Hörer auf die Gabel. »Wir werden es schaffen!« sagte er zu Ian. »Nun können wir unsere Sorgen auf jemandem abladen, dessen Beruf es ist, uns zu helfen. Weißt du, Gespräche über Mutterbilder ... hast du dieses Mädchen gesehen? Dann ...«

»Du kannst ruhig gehen«, sagte Ian, »aber ich komme nicht mit.«

»Wenn du nicht mitkommst«, erwiderte Al ruhig, »werde ich nicht im Weißen Haus spielen. Also kommst du besser mit.«

Ian starrte ihn an.

»Ich meine es ernst«, bekräftigte Al.

»Ich werde mitkommen«, sagte Ian schließlich nach einer langen, schrecklichen Pause. »Aber nur einmal. Nur diesen Freitag.«

»Das hängt von dem Doktor ab.«

»Hör zu«, sagte Ian. »Wenn Nicole Thibodeaux wirklich neunzig Jahre alt ist, kann mir keine Psychotherapie helfen.«

»Bist du gefühlsmäßig so sehr von einer Frau abhängig, die du noch nie in deinem Leben gesehen hast? Das ist doch schizophren. Denn in Wirklichkeit bist du ...« – Al gestikulierte hilflos – »von einer Illusion abhängig. Von etwas Synthetischem, Unwirklichem.«

»Was ist unwirklich, und was ist wirklich? Für mich ist sie wirklicher als alles andere, dich eingeschlossen. Sogar wirklicher als ich selbst, als mein ganzes Leben.«

»Heiliger Bimbam«, sagte Al beeindruckt. »Nun, zumindest hast du etwas, wofür du leben kannst.«

»Richtig«, sagte Ian und nickte.
»Wir werden sehen, was Superb am Freitag sagt«, meinte Al. »Wir werden ihn fragen, wie schizophren – wenn überhaupt – das ist.« Er zuckte zusammen. »Vielleicht liege ich falsch, vielleicht aber auch nicht.« Vielleicht sind Luke und ich die Verrückten, dachte er. Für ihn war Luke – zum Beispiel – viel realer und viel bedeutsamer als Nicole Thibodeaux. Aber schließlich hatte er auch Nicole in Fleisch

und Blut gesehen – und Ian nicht. Das machte den ganzen Unterschied aus, obwohl er nicht wußte, warum dies so war.

Er nahm sein Horn auf und begann wieder zu üben. Nach einer Weile folgte Ian schließlich seinem Beispiel und fiel ein.

10

»Frau Thibodeaux!« sagte der Armeemajor, klein, dünn und strammstehend, »das ist der Reichsmarschall, Herr Hermann Göring.«

Der massig gebaute Mann, der – unglaublich! – eine togaähnliche weiße Robe trug und an einer Lederleine ein Tier hielt, das wie ein junger Löwe aussah, trat vor und sagte in deutscher Sprache: »Ich bin erfreut, Sie kennenzulernen, Frau Thibodeaux.«

»Reichsmarschall«, sagte Nicole, »wissen Sie, wo Sie sich im Moment befinden?«

»Ja«, nickte Göring, beugte sich zu dem kleinen Löwen hinab, sagte »Sei ruhig, Marsi«, streichelte und beruhigte ihn.

Bertold Goltz war Zeuge dieser Szene. Er hatte seine eigene von-Lessinger-Ausrüstung benutzt und war für ein paar Stunden in die Zukunft gesprungen. Er hatte ungeduldig darauf gewartet, daß Nicole den Transfer von Göring vollzog. Hier war er nun; oder besser, hier würde er in sieben Stunden sein.

Es war ihm leichtgefallen, mit Hilfe der von-Lessinger-Ausrüstung von den NP-Wachen unbemerkt ins Weiße Haus einzudringen; Goltz war einfach weit in die Vergangenheit

gesprungen, bevor das Weiße Haus überhaupt existierte, und dann in die nahe Zukunft zurückgekehrt. So hatte er schon einige Male gehandelt und würde es auch wieder tun. Er wußte das, weil er sich selbst in der Zukunft dabei beobachtet hatte. Dieses Zusammentreffen amüsierte ihn: Er konnte nicht nur Nicole ungehindert beobachten, sondern auch seine eigenen Existenzformen in der Vergangenheit und Zukunft – zumindest der *wahrscheinlichen* Zukunft. Diese Möglichkeit bestand eher potentiell als wirklich. Er besaß nur einen Ausblick auf das *Wahrscheinliche, Eventuelle*.

Sie werden einen Handel abschließen, überlegte Goltz, Nicole und Göring; sie wird dem Reichsmarschall, den sie zuerst aus dem Jahr 1941 und dann aus dem Jahr 1944 geholt hatte, das verwüstete Deutschland von 1945 und das Ende der Nazis zeigen. Er wird den Prozeß von Nürnberg und schließlich seinen eigenen Selbstmord sehen – er wird eine Giftkapsel schlucken. Diese Bilder werden ihn zumindest sehr beeinflussen. Ein Handel wird leicht abzuschließen sein; die Nazis waren Experten in Verträgen.

Ein paar Wunderwaffen, die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges auftauchten – und die Ära des Barbarismus wird nicht dreizehn, sondern, wie Hitler geschworen hatte, eintausend Jahre andauern. Todesstrahlen, Laserwaffen, Wasserstoffbomben von über einhundert Megatonnen würden den Heeren des Dritten Reiches beträchtliche Unterstützung zukommen lassen. Und natürlich die A-1 und die A-2; oder die V-1 und die V-2, wie die Alliierten sie genannt hatten. Nun würden die Nazis eine A-3 und A-4 bekommen und so weiter, wenn nötig, eine endlose Zahl an Raketen.

Goltz runzelte die Stirn. Denn weitere trübe und klare

Möglichkeiten zeichneten sich ab, verbreiteten sich parallel zu dieser. Eine fast okkulte Dunkelheit umgab sie. Woraus bestanden diese weniger wahrscheinlichen Zukunftsmöglichkeiten? Sie waren zwar gefährlich, aber dennoch eindeutig besser als jene klare Variante, in der die Nazis die Wunderwaffen bekamen ...

»He, Sie da!« rief eine NP-Wache, die im Weißen Haus Dienst tat und Goltz plötzlich erblickt hatte, wie er halb verborgen in einer Ecke des Orchideenraumes stand. Die Wache zerrte sofort eine Pistole hervor und zielte.

Die Unterhaltung zwischen Thibodeaux, Göring und vier Militärberatern brach abrupt ab. Alle wandten sich Goltz und dem NP-Mann zu.

»Frau Thibodeaux!« sagte Goltz und parodierte Görings Begrüßung. Er trat zuversichtlich vor. Schließlich hatte er diese Situation mit dem von-Lessinger-Apparat vorhergesehen. »Sie wissen, wer ich bin – das Gespenst beim Mahle.« Er kicherte.

Doch das Weiße Haus besaß natürlich ebenfalls eine von-Lessinger-Ausrüstung; Nicole hatte diese Begegnung genau wie er vorhergesehen. Diese Entlarvung trug einen Hauch von Fatalität in sich. Sie konnte nicht vermieden werden, tauchte in allen alternierenden Zweigen der Zukunft auf. Nicht, daß Goltz sie sich gewünscht hätte, aber schon vor langer Zeit hatte er erfahren müssen, daß es für ihn keine Zukunft in der Anonymität geben würde.

»Ein anderes Mal, Goltz«, sagte Nicole mit Abscheu.

»Jetzt«, widersprach Goltz und ging auf sie zu.

Der Nationalpolizist blickte sie an; er wartete auf Befehle, schien hochgradig verwirrt zu sein.

Nicole winkte zornig ab.
»Wer ist das?« fragte der Reichsmarschall und beäugte Goltz neugierig.

»Nur ein armer Jude«, sagte Goltz. »Nicht so mächtig wie Emil Stark, der trotz Ihres Versprechens, Nicole, nicht anwesend ist. Es gibt viele arme Juden, Reichsmarschall, sowohl in Ihrer wie auch in unserer Zeit. Ich besitze keine kulturellen oder wirtschaftlichen Werte, die sie konfiszieren können, keine Kunstwerke und auch kein Geld. Tut mir leid.« Er nahm hinter dem Konferenztisch Platz und goß sich Eiswasser aus einem Krug in ein Glas.

»Wurde Ihr Schoßtier, Marsi, im Zoo geboren?«
»Nein«, sagte Göring und betätschelte das Löwenjunge. Er setzte sich ebenfalls und stellte seine Tasse auf den Tisch. Mit halbgeschlossenen Augen ließ das Tier sich ebenfalls nieder.

»Meine Anwesenheit«, sagte Goltz, »die Anwesenheit eines Juden, ist unerwünscht. Ich frage mich, weshalb Emil Stark nicht hier ist. Warum nicht, Nicole?« Er warf ihr einen Blick zu. »Fürchten Sie, den Reichsmarschall beleidigen zu können? Komisch. Schließlich hat Himmler sich ja auch mit ungarischen Juden abgegeben, durch Eichmanns Vermittlung. Und es gibt einen jüdischen General in der Luftwaffe des Reichsmarschalls, einen gewissen General Milch. Stimmt's, Herr Reichsmarschall?« Er drehte sich zu Göring um. Göring sah verstimmt drein. »Das wußte ich nicht«, sagte er. »Ich kann nicht mehr sagen, als daß Milch ein fähiger Mann ist.«

»Sehen Sie«, sagte Goltz zu Nicole, »Herr Göring ist es gewohnt, sich mit Juden abzugeben. Nicht wahr, Herr

Göring? Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich weiß es auch so.«

Göring warf ihm einen düsteren Blick zu.

»Dieser Handel ...«, begann Goltz.

»Bertold«, unterbrach Nicole ihn ungehalten, »verschwinden Sie hier! Bislang habe ich Ihre Leute ungeschoren durch die Straßen ziehen lassen, aber ich werde sie ausmerzen, wenn Sie Ihre Finger in diese Angelegenheit stecken. Sie kennen mein Ziel, und gerade Sie sollten es zu schätzen wissen.«

»Aber ich weiß es nicht zu schätzen«, sagte Goltz.

»Warum nicht?« schnappte einer der Militärberater.

»Weil die Nazis«, erwiderte Goltz, »*die Juden auf jeden Fall umbringen werden*, sobald sie den Zweiten Weltkrieg mit Ihrer Hilfe erst einmal gewonnen haben. Und nicht nur die in Europa und Weißrußland, sondern auch die in England und den Vereinigten Staaten und Lateinamerika.« Seine Stimme klang ruhig; schließlich hatte er mehrere dieser schrecklichen Alternativzukünfte mit seiner von-Lessinger-Ausrüstung ausgebaut. »Erinnern Sie sich daran – die Auslöschung des Weltjudentums war für die Nazis ein Kernstück des Krieges, nicht nur ein Nebenprodukt.«

Es herrschte Schweigen.

»Jetzt!« sagte Nicole zu dem Nationalpolizisten.

Der NP-Mann zielte und feuerte auf Goltz.

Goltz hatte dies vorausgesehen und schaltete im gleichen Moment, als die Wache auf ihn zielte, den von-Lessinger-Effekt ein, der ihn sofort umhüllte.

Die Szene mit allen Anwesenden verschwamm und lö-

ste sich auf. Er blieb zwar im gleichen Raum, dem Orchideenzimmer, aber die Menschen waren verschwunden. Er war allein und dennoch inmitten der nicht faßbaren Geister der Zukunft, wie sein Plan es verlangte.

Er sah in einer wahnwitzigen Prozession den Psychokineten Richard Kongrosian in schreckliche Situationen verstrickt; zuerst in ein Waschritual und dann gemeinsam mit Wilder Pembroke; der Befehlshaber der Nationalpolizei hatte etwas getan, aber Goltz konnte keine Einzelheiten erkennen. Nun sah er sich selbst; zuerst besaß er gewaltige Autorität, dann war er plötzlich und unfaßbar tot. Auch Nicole zog durch seine Visionen; sie hatte sich auf mannigfaltige Art und Weise verändert, die er nicht begriff. Überall in der Zukunft schien der Tod zu lauern, eine Möglichkeitsform, die anscheinend jeden erwartete. Was bedeutete das? War es eine Halluzination?

Die Auflösung der Gewißheit schien direkt auf Richard Kongrosian zurückzuführen. Sie war ein Effekt seiner psychokinetischen Kräfte, eine Verzerrung des Gefüges der Zukunft, die das parapsychologische Talent dieses Mannes hervorrief.

Wenn Kongrosian nur davon wüßte ... dachte Goltz. Diese Macht blieb ihrem Inhaber verborgen. Kongrosian, verloren im Labyrinth seiner Geisteskrankheit, lebensunfähig und doch überaus beeindruckend, bestimmte die Struktur des Morgens, der Tage, die noch vor uns liegen. Wenn ich *hier* nur vordringen könnte, überlegte Goltz, zu diesem Mann, der das Kardinalrätsel für uns alle ist ... sein wird ... dann würde ich es schaffen. Die Zukunft würde dann nicht mehr länger aus unfertigen Schatten bestehen, zu Konfigu-

rationen verschmolzen, die ein normaler Verstand – zumindest der meinige – niemals entwirren kann.

»Jetzt bin ich völlig unsichtbar«, erklärte Richard Kongrosian laut in seinem Zimmer im Neuropsychiatrischen Hospital Franklin Aimes. Er hielt seine Hand hoch und blickte durch sie hindurch. »Es ist soweit«, fügte er hinzu. Und er hörte noch nicht einmal seine eigene Stimme; auch die war nicht mehr wahrnehmbar. »Was soll ich jetzt tun?« fragte er die vier Wände seines Zimmers.

Kongrosian vernahm keine Antwort; er war völlig allein, hatte jeden Kontakt zum anderen Leben verloren.

Ich muß hier heraus, überlegte er, und Hilfe suchen. Hier werde ich keine bekommen; die Ärzte sind unfähig, den Krankheitsprozeß einzudämmen.

Ich werde nach Jenner zurückkehren. Meinen Sohn wiedersehen.

Es hatte keinen Zweck mehr, Dr. Superb oder irgendeinen anderen Arzt aufzusuchen, arbeitete er nun mit chemischen Medikamenten oder nicht. Die Zeit, während der er nach einer Heilung suchte, war vorüber, eine andere war gekommen. Doch woraus bestand sie? Er wußte es noch nicht. Bald würde er jedoch mehr wissen. Wenn er so lange überlebte. Doch wie konnte er das, wenn er allem Anschein nach jetzt schon tot war?

»Das ist es«, murmelte er. »Ich bin tot. Und lebe dennoch weiter.«

Vielleicht sollte ich eine Wiedergeburt anstreben, dachte er. Mühelos – schließlich konnte ihn ja niemand sehen – verließ er sein Zimmer, ging den Gang zur Treppe entlang,

die Stufen hinab und aus dem Seiteneingang des Franklin-Aimes-Hospitals hinaus. Er schlenderte über den Bürgersteig einer unbekannten Straße, die irgendwo in einem hügeligen Bezirk von San Francisco verlaufen mußte und von ungeheuer großen Apartmentgebäuden umsäumt war, die teilweise noch aus der Zeit vor dem Dritten Weltkrieg stammten.

Indem er es verhinderte, auch nur auf einen Riß im Zement des Gehsteiges zu treten, unterdrückte er, zumindest für einige Zeit, seinen verräterischen Gestank, der sonst eine deutliche Spur hinterlassen hätte.

Mir muß es schon besser gehen, dachte er. Ich habe ein zumindest zeitweiliges Ritual gefunden, mit dem ich mich von meinem phobischen Körpergeruch reinigen kann. Und bis auf die Tatsache, daß ich immer noch unsichtbar bin ...

Wie kann ich so je wieder Klavier spielen? fragte er sich. Das bedeutet augenscheinlich das Ende meiner Karriere.

Und dann erinnerte er sich plötzlich wieder an Merril Judd, den Chemiker bei der Chemie AG ... Er rief sich in Erinnerung zurück, daß Judd ihm helfen wollte. In der Aufregung darüber, völlig unsichtbar zu werden, hatte er es vergessen.

Ich kann mit einem Auto-Taxi zur Chemie AG fahren.

Er wollte ein vorbeibrausendes Taxi anhalten, aber es sah ihn nicht. Enttäuscht sah er zu, wie es weiterfuhr. Ich dachte, rein elektronische Wahrnehmungssinne könnten mich noch sehen, dachte er. Doch dies traf anscheinend nicht mehr zu.

Kann ich mich zu Fuß zu einer Chemie-AG-Zweigstelle

begeben? fragte er sich. Ich glaube, mir bleibt keine andere Wahl. Denn ich kann natürlich kein öffentliches Verkehrsmittel betreten; das wäre den anderen gegenüber nicht fair.

Da sieht sich Judd ja einer gewaltigen Aufgabe gegenüber, dachte er. Er muß nicht nur meinen phobischen Körpergeruch beseitigen, sondern mich auch wieder sichtbar machen. Mutlosigkeit überfiel ihn. Das kann er nicht schaffen, dachte Kongrosian, es ist zuviel verlangt. Hoffnungslos. Ich werde eben versuchen müssen, zu einer Wiedergeburt zu kommen. Wenn ich Judd treffe, frage ich ihn, was die Chemie AG in dieser Hinsicht für mich tun kann. Schließlich stellt sie nach Karp den mächtigsten Wirtschaftskonzern in den USEA dar. Ich müßte in die UdSSR zurückkehren, um eine Gesellschaft von größerem wirtschaftlichem Stellenwert zu finden.

Die Chemie AG ist so stolz auf ihre chemischen Heilungsmethoden; mal sehen, ob sie mir eine Droge verschaffen kann, die mir die Wiedergeburt ermöglicht.

Er ging völlig allein auf dem Bürgersteig, hing diesen Gedanken nach und vermied es sorgfältig, auf Risse im Zement zu treten, als ihm plötzlich bewußt wurde, daß ihm etwas den Weg versperrte. Ein Tier, flach, käferähnlich, gelb, mit schwarzen Tupfern und wehenden Antennen. Im gleichen Augenblick formte sich ein Gedanke in seinem Unterbewußtsein.

»Wiedergeburt ... ja, ein neues Leben. Beginnen Sie von vorn, auf einer anderen Welt.«

Der Mars!

Kongrosian blieb stehen. »Du hast recht«, sagte er. Auf dem Bürgersteig vor ihm wartete ein Papoola. Er schaute

sich um und sah in nicht weiter Entfernung ein Bruchkistenparadies; die Bruchkisten glitzerten hell im Sonnenlicht. In der Mitte des Parks befand sich ein kleines Bürogebäude, in dem der Verkäufer saß, und Kongrosian näherte sich ihm Schritt um Schritt. Der Papoola folgte, und während er folgte, kommunizierte er mit ihm.

»Vergessen Sie die Chemie AG ... dort kann man nichts für Sie tun.«

Das stimmt, dachte Kongrosian. Es ist schon zu spät dafür. Wenn Judd sofort gekommen wäre, wäre es etwas anderes gewesen. Aber jetzt ...

Und noch etwas fiel ihm auf. *Der Papoola konnte ihn sehen.* Oder ihn zumindest mit irgendeinem Organ so oder anders wahrnehmen. Und ... er hatte nichts gegen seinen Geruch.

»Überhaupt nichts«, bestätigte der Papoola. »Ich empfinde Ihren Körpergeruch als einfach wunderbar. Ich kann mich darüber überhaupt nicht beschweren.«

»Würde es auf dem Mars genauso sein?« fragte Kongrosian und blieb stehen. »Könnte man mich dort sehen – oder zumindest wahrnehmen –, und würde mein Körpergeruch niemanden beleidigen?«

»Es gibt keine Theodorus-Nitz-Werbemaschinen auf dem Mars«, kamen die Gedanken des Papoola klar in sein Gehirn. »In dieser reinen, jungfräulichen Umgebung werden Sie Ihre Verunreinigung völlig abwerfen. Gehen Sie ins Büro hinein und fragen Sie Herrn Miller, unseren Verkäufer. Er freut sich darauf, Sie zu bedienen. Er existiert nur, um Sie zu bedienen.«

»Ja«, sagte Kongrosian und öffnete die Bürotür.

Vor ihm wartete schon ein anderer Kunde; der Verkäufer füllte gerade einen Vertrag aus. Der Kunde war groß und schlank und sah krank und ruhelos aus; er warf Kongrosian einen Blick zu und trat einen Schritt zur Seite.

Der Geruch hatte ihn abgestoßen.

»Vergeben Sie mir«, murmelte Kongrosian entschuldigend.

»Nun, Herr Strikerock«, sagte der Verkäufer zu dem Mann, »wenn Sie hier unterschreiben ...« Er drehte den Vertrag herum und hielt einen Kugelschreiber hoch.

Die Muskeln des Kunden verkrampften sich. Er unterschrieb und trat zurück, sichtlich vor innerer Anspannung zitternd.

»Das ist ein großer Moment«, sagte er zu Kongrosian, »wenn Sie sich zu diesem Schritt entschlossen haben. Ich hätte niemals den Mut gehabt, es zu tun, aber mein Psychiater hat es mir vorgeschlagen. Er meinte, es sei die beste Alternative für mich.«

»Wer ist Ihr Psychiater?« fragte Kongrosian aus natürlichem Interesse heraus.

»Der einzige heutzutage, Dr. Egon Superb.«

»Das ist auch der meinige!« rief Kongrosian. »Ein verdammt guter Mann; ich habe gerade noch mit ihm gesprochen.«

Der Kunde betrachtete Kongrosians Gesicht nun genauer. »Sie sind der Mann am Telefon«, sagte er dann, sehr langsam und schmerzerfüllt. »Sie haben Dr. Superb angerufen; ich befand mich gerade in seiner Praxis.«

»Herr Strikerock«, sagte der Verkäufer, »wenn Sie bitte mit mir hinauskommen wollen, damit ich Ihnen die Bedienungsanleitungen geben kann, nur zur Sicherheit. Und Sie

können sich die Bruchkiste aussuchen, die Sie gerne haben möchten.« Zu Kongrosian gewandt, fuhr er fort:

»Einen Moment noch, dann kann ich auch Ihnen helfen. Bitte haben Sie noch etwas Geduld.«

»S-Sie können mich sehen?« stammelte Kongrosian.

»Ich kann jeden sehen«, meinte der Verkäufer, »wenn man mir genug Zeit läßt.« Dann verließ er zusammen mit Strikerock das Büro.

»Beruhigen Sie sich«, sagte der Papoola in Kongrosians Verstand; er war im Büro geblieben, um ihm Gesellschaft zu leisten. »Es ist alles in Ordnung. Herr Miller wird sich um Sie kümmern, schon seeehr baallld.« Er zog die Silben in die Länge und lullte Kongrosian buchstäblich ein. »Allees ist in Ordnuung«, wisperte er.

Plötzlich betrat der Kunde, Herr Strikerock, wieder das Büro. »Jetzt ist mir wieder eingefallen, wer Sie sind!« sagte er zu Kongrosian. »Sie sind der berühmte Konzertpianist, der Nicole immer im Weißen Haus vorspielt. Sie sind Richard Kongrosian.«

»Ja«, gestand Kongrosian ein, erfreut, daß er erkannt worden war. Nur um sicher zu gehen, trat er jedoch einen Schritt zurück, um Strikerock nicht mit seinem Körpergeruch abzustoßen. »Ich bin erstaunt«, meinte er, »daß Sie mich sehen können; ich bin vor kurzem unsichtbar geworden ... genau darüber habe ich mit Egon Superb gesprochen. Momentan suche ich nach einer Wiedergeburt. Deshalb will ich auswandern; auf der Erde gibt es anscheinend keine Hoffnung mehr für mich.«

»Ich weiß, wie Sie sich fühlen«, sagte Strikerock und nickte. »Ich habe gerade gekündigt; mich hält nichts mehr

hier, weder mein Bruder noch ...« Er hielt inne, sein Gesicht verdüsterte sich. »Noch irgendein anderer Mensch. Ich lebe allein, habe keinen Menschen ...«

»Hören Sie«, sagte Kongrosian impulsiv, »warum wandern wir nicht gemeinsam aus? Oder ... oder stößt mein phobischer Körpergeruch Sie zu sehr ab?«

Strikerock schien nicht zu wissen, wovon er sprach. »Gemeinsam auswandern? Sie meinen, als Partner gemeinsam ein Stück Land bewirtschaften?«

»Ich habe genug Geld«, erklärte Kongrosian. »Aus meinen Konzertveranstaltungen. Ich kann uns beide mit Leichtigkeit finanzieren.« Um Geld brauchte er sich mit Sicherheit die wenigsten Sorgen zu machen. Und vielleicht konnte er so diesem Strikerock helfen, der allem Anschein nach gerade seine Arbeit verloren hatte.

»Vielleicht könnten wir irgend etwas ausarbeiten«, meinte Strikerock nachdenklich. »Auf dem Mars wird es verteufelt einsam sein; wir werden keine Nachbarn haben, bis auf Simulacra vielleicht. Und davon habe ich schon so viele gesehen, daß es mir für mein Leben reicht.«

Der Verkäufer, Herr Miller, kehrte verwirrt in das Büro zurück.

»Wir brauchen nur eine Bruchkiste für uns beide«, erklärte Strikerock. »Kongrosian und ich wandern gemeinsam aus, als Partner.«

Geduldig die Achseln zuckend, sagte Herr Miller: »Dann werde ich Ihnen ein etwas größeres Modell zeigen, eine Familien-Bruchkiste sozusagen.« Er hielt die Tür des Büros auf, und Kongrosian und Strikerock traten hinaus auf den Verkaufsplatz. »Kennen Sie sich?« fragte Miller.

»Wir sind uns gerade zum ersten Mal begegnet«, erklärte Strikerock, »aber wir haben beide das gleiche Problem. Sozusagen sind wir beide auf der Erde unsichtbar.«

»Das stimmt«, warf Kongrosian ein. »Ich wurde für das menschliche Auge völlig unsichtbar. Anscheinend ist es an der Zeit auszuwandern.«

»Ja, in diesem Punkt stimme ich Ihnen zu«, meinte Miller ruhig, aber bedächtig.

»Mein Name ist Merrill Judd von der Chemie AG«, sagte der Mann am Telefon. »Es tut mir leid, Sie zu belästigen, aber ...«

»Das macht nichts«, erwiderte Janet Raimer und setzte sich hinter ihren kleinen, schönen, mit besonderem Geschmack ausstaffierten Schreibtisch. Sie nickte ihrem Sekretär zu, der sofort die Bürotür schloß; der im Weißen Haus herrschende Lärm brach für sie ab. »Sie haben gesagt, daß dieser Anruf etwas mit Richard Kongrosian zu tun hat.«

»Das ist richtig.« Auf dem Bildschirm nickte Merrill Judds verkleinertes Gesicht zustimmend. »Und aus diesem Grunde habe ich Sie angerufen, denn mir ist die Verbindung zwischen Kongrosian und dem Weißen Haus bekannt. Ich könnte mir denken, daß Sie an meinen Informationen interessiert sind. Vor einer halben Stunde habe ich versucht, Kongrosian im Neuropsychiatrischen Hospital Franklin Aimes aufzusuchen, aber er war verschwunden. Man konnte ihn nicht finden.«

»Ich verstehe«, sagte Janet Raimer.

»Augenscheinlich ist er schwer krank. Aus dem, was er mir sagte ...«

»Ja«, bestätigte Janet, »er ist ziemlich krank. Haben Sie noch weitere Informationen für uns? Wenn nicht, möchte ich der Sache gern selbst auf den Grund gehen.«

Der Chemie-AG-Psycho-Chemiker wußte nichts mehr von Bedeutung. Er legte auf, und Janet Raimer wählte sofort eine andere Nummer, versuchte es an mehreren Stellen des Weißen Hauses, bis sie schließlich Harald Slezak, ihren direkten Vorgesetzten, aufgestöbert hatte.

»Kongrosian hat das Hospital verlassen und ist verschwunden. Gott allein mag wissen, wohin er gegangen sein kann, vielleicht zurück nach Jenner – wir sollten das natürlich sofort nachprüfen. Offen gesagt bin ich der Meinung, daß wir die NP informieren müssen. Kongrosian ist ein wichtiger Mann.«

»Wichtig«, echte Slezak und verzog das Gesicht. »Nun, sagen wir lieber, daß wir ihn ganz gut leiden mögen. Wir ziehen es vor, ihn dabeizuhaben. Nicole hat mir die Erlaubnis gegeben, die Polizei ins Spiel zu bringen. Ich glaube, Sie liegen richtig mit Ihrer Einschätzung der Lage.« Ohne weitere Förmlichkeiten hängte Slezak ein. Janet legte den Hörer auf.

Sie hatte alles getan, was sie konnte; nun lag die Angelegenheit in anderen Händen.

Im nächsten Moment stürmte ein NP-Mann in ihr Büro, ein Notizbuch in der Hand. Wilder Pembroke – sie war ihm einige Male begegnet, als sie noch niedrigere Positionen bekleidete – nahm ihr gegenüber Platz und begann, sich Notizen zu machen.

»Ich habe im Franklin-Aimes-Hospital schon nachgefragt«, meinte der Befehlshaber der Nationalpolizei und betrachtete sie nachdenklich. »Anscheinend hat Kongrosian

diesen Dr. Egon Superb angerufen – Sie wissen schon, wer das ist: der letzte noch praktizierende Psychoanalytiker. Danach wissen wir nicht mehr viel. Hat Kongrosian Ihres Wissens Superb konsultiert?«

»Ja, natürlich«, meinte Janet. »Einige Male.«

»Was glauben Sie, wohin er gegangen ist?«

»Bis auf Jenner ...«

»Dort ist er nicht. Wir haben einen unserer Leute dorthin geschickt.«

»Dann weiß ich es nicht. Fragen Sie Superb.«

»Das tun wir gerade«, sagte Pembroke.

Sie lachte. »Vielleicht hat er sich zu Bertold Goltz gesellt.«

»Das überprüfen wir natürlich auch«, sagte der Befehls-
haber der NP mit ernstem Gesicht; er fand diese Idee gar
nicht komisch. »Und es gibt immer noch die Möglichkeit,
daß er einen dieser Loony-Luke-Verkaufsparks aufgesucht
hat, wo man diese Bruchkisten von Raumschiffen erwer-
ben kann. Sie scheinen sich immer zur passenden Zeit am
passenden Ort zu zeigen. Gott mag wissen, wie sie das fer-
tigbringen, aber irgendwie schaffen sie es. Von all diesen
Möglichkeiten ...« Pembroke sprach halb zu sich selbst; er
schien ziemlich erregt zu sein. »Soweit ich betroffen bin,
scheint die letzte auch die schlimmste zu sein.«

»Kongrosian würde niemals zum Mars fliegen«, sagte
Janet. »Dort existiert kein Markt für seine Fähigkeiten;
dort braucht man keinen Konzertpianisten. Und Richard
ist unter seiner exzentrischen, künstlerischen Oberfläche
äußerst gerissen. Er weiß das ganz genau.«

»Vielleicht hört er auf, Konzerte zu geben«, meinte Pem-
broke, »und hat etwas Besseres gefunden.«

»Ich frage mich, was für einen Bauer ein Psychokinet abgeben würde.«

»Vielleicht fragt sich Kongrosian in diesem Moment genau das gleiche«, sagte Pembroke.

»Ich ... ich glaube, er würde seine Frau und seinen Sohn mitnehmen wollen.«

»Vielleicht auch nicht. Vielleicht liegt da der Kern der Sache. Haben Sie den Jungen einmal gesehen? Diesen Abkömmling? Kennen Sie sich im Gebiet um Jenner aus, und wissen Sie, was dort geschehen ist?«

»Ja«, erwiderte sie leise.

»Dann werden Sie mich auch verstehen.«

Sie schwiegen beide.

Ian Duncan machte es sich gerade in dem lederbezogenen Sessel gegenüber von Dr. Egon Superb bequem, als der Trupp der Nationalpolizisten hereinstürmte.

»Sie müssen Ihre Behandlung leider ein wenig aufschieben«, meinte der junge, mit spitzem Kinn versehene Führer des NP-Trupps, während er Dr. Superb seinen Ausweis zeigte. »Richard Kongrosian ist aus dem Franklin-Aimes-Hospital geflohen, und wir versuchen, ihn aufzuspüren. Hat er Kontakt mit Ihnen aufgenommen?«

»Nicht, seitdem er das Hospital verlassen hat«, gab Dr. Superb zurück. »Er hat mich vor kurzem angerufen, aber da war er noch ...«

»Das wissen wir.« Der Nationalpolizist warf Superb einen Blick zu. »Wie hoch stehen die Chancen, daß Kongrosian den Söhnen des Hiob beigetreten ist?«

»Sehr niedrig«, sagte Superb sofort.

»In Ordnung.« Der NP-Mann machte einige Notizen.

»Besteht Ihrer Meinung nach die Möglichkeit, daß er zu einem Verkaufspark von Loony Luke gegangen ist? Daß er mit solch einer Bruchkiste auswandert oder zumindest vorgibt, auswandern zu wollen?«

»Ich glaube, die Wahrscheinlichkeit dafür ist sehr groß«, meinte Dr. Superb, nachdem er lange überlegt hatte. »Er braucht – und sucht – Abgeschiedenheit.«

Der NP-Offizier schloß das Notizbuch, drehte sich zu seinen Leuten um und sagte: »Das wäre alles. Wir müssen die Bruchkistenparadiese schließen.« Er schaltete den Handinterkom ein. »Dr. Superb ist nicht der Meinung, Kongrian sei den Söhnen des Hiob beigetreten«, sagte er, »sondern glaubt vielmehr, er habe ein Bruchkistenparadies aufgesucht. Ich denke, wir sollten seiner Meinung vertrauen, der Doktor scheint sich sehr sicher zu sein. Überprüfen Sie sofort das Gebiet um San Francisco, forschen Sie nach, ob dort ein Bruchkistenparadies niedergegangen ist. Danke.« Er beendete das Gespräch. »Wir schätzen Ihre Hilfe sehr«, fuhr er, zu Dr. Superb gewandt, fort. »Benachrichtigen Sie uns, wenn er mit Ihnen Kontakt aufnimmt.« Er legte seine Karte auf Dr. Superbs Schreibtisch.

»Fassen Sie ihn nicht zu hart an«, sagte Dr. Superb. »Wenn Sie ihn finden, sollten Sie daran denken, daß er krank ist. Sehr, sehr krank.«

Der NP-Offizier warf ihm einen Blick zu, lächelte verhalten und führte seine Leute aus dem Büro. Hinter ihnen fiel die Tür ins Schloß. Ian Duncan und Dr. Superb waren wieder allein.

»Ich muß Sie ein anderes Mal aufsuchen«, sagte Ian Duncan mit heiserer Stimme. Er erhob sich mit unsicheren Bewegungen. »Auf Wiedersehen.«

»Was ist mit Ihnen?« fragte Dr. Superb und stand ebenfalls auf.

»Ich muß gehen.« Ian Duncan stolperte zur Tür, riß sie auf und verschwand. Die Tür schlug zu.

Komisch, dachte Dr. Superb. Dieser Mann – Duncan, so hieß er doch? – hatte noch nicht einmal eine Gelegenheit gehabt, mit mir über sein Problem zu sprechen. Warum hat das Erscheinen der NP ihn so aufgeregt?

Grübelnd, aber auf keine Antwort stoßend, setzte Dr. Superb sich wieder und wies Amanda Conners an, den nächsten Patienten hereinzuschicken; das Wartezimmer war brechend voll, und die Männer (und auch viele Frauen) beobachteten verstohlen Amanda und jede ihrer Bewegungen.

»Ja, Doktor«, sagte Amanda mit ihrer zärtlichen Stimme, die Dr. Superb mehr als nur ein wenig aufheiterte.

Sobald Ian Duncan die Praxis des Doktors verlassen hatte, suchte er wie rasend nach einem automatischen Taxi. Al war hier in San Francisco; das wußte er genau. Al hatte ihm einen Einsatzplan des Bruchkistenparadieses Nummer Drei gegeben. Sie würden ihn schnappen. Das war das Ende von Duncan & Miller, Klassische Hörner.

»Kann ich da helfen, Kumpel?« rief ihm ein schnittiges, modernes Taxi zu.

»Ja«, keuchte Duncan und stürzte sich in den Verkehr, um zu ihm zu gelangen.

Das läßt mir eine Chance, sagte er sich, während das Taxi auf sein Ziel zufuhr. Doch sie werden zuerst dort sein. Oder doch nicht? Die Polizei mußte die gesamte Stadt

Block um Block durchkämmen, während er den genauen Ort kannte, wo das Bruchkistenparadies niedergegangen war. Vielleicht hatte er noch eine Chance, wenn auch eine sehr geringe.

Wenn sie dich schnappen, Al, sagte er sich, bedeutet das auch mein Ende. Allein werde ich es niemals schaffen. Ich werde mich auf die Seite von Goltz schlagen oder sterben; irgend etwas Schreckliches wird mit mir geschehen, was, ist ganz egal.

Das Taxi brauste auf seinem Weg zum Loony-Luke-Bruchkistenparadies Nummer Drei durch die Stadt.

11

Müßig fragte sich Nat Flieger, ob die Chupper eine Art von ethnischer Musik besäßen. EME war – in ihrer unparteiischen Art – immer interessiert. Aber es war nicht ihre Aufgabe, danach zu forschen; vor ihnen lag das Haus von Richard Kongrosian, ein hellgrünes Holzgebäude mit drei Stockwerken und – unglaublich! – einer alten, braunen, unbeschnittenen Palme im Vordergarten.

Aber Goltz hatte gesagt ...

»Wir sind da«, murmelte Molly.

Das alte Taxi wurde langsamer, knirschte unentschlossen und schaltete sich dann selbsttätig ab. Es rollte langsam aus. Die Umgebung war ruhig; Nat lauschte dem Wind, der durch die Bäume raschelte, und dem leisen, klopfenden Rhythmus des nebelähnlichen Regens, der überall niederging, auf dem Taxi und dem Erdboden, dem alten

Holzhaus mit der mit Teerpappe bedeckten Veranda und den vielen kleinen, rechteckigen Fenstern, von denen mehrere beschädigt waren.

»Kein Lebenszeichen«, meinte Jim Planck und steckte sich eine *Corina Corona* an.

Er hatte recht. Also hatte Goltz die Wahrheit gesagt.

»Ich glaube«, sagte Molly plötzlich, »wir jagen einem Phantom nach.«

Sie öffnete die Tür des Taxis, sprang lebhaft hinaus, sank knöcheltief in dem nassen Lehm ein und verzog ihr Gesicht zu einer Maske des Abscheus.

»Die Chupper!« sagte Nat. »Wir können immer noch die Musik der Chupper aufnehmen. Wenn sie eine besitzen.« Er stieg ebenfalls aus dem Taxi und blieb neben Molly stehen; aufmerksam und schweigend betrachteten die beiden das große, alte Haus.

Zweifellos wirkte die Szene melancholisch. Mit den Händen in den Taschen ging Nat auf das Haus zu und stieg einen mit Kies bedeckten Pfad hoch, der zwischen alten Fuchsien und Kameliensträuchern verlief. Molly folgte ihm auf dem Fuße, während Jim Planck im Taxi blieb.

»Gehen wir hinüber«, sagte sie, »und verschwinden dann von hier.« Sie zitterte, fror sichtlich in der hellen Baumwollbluse und den Shorts.

Nat legte einen Arm um sie.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte sie.

»Nichts. Ich hatte dich nur plötzlich gern. Wie ich alles gern haben sollte, das nicht feucht und schlüpfrig ist.« Er drückte sie fest an sich. »Fühlst du dich jetzt nicht etwas besser?«

»Nein«, sagte Molly. »Oder vielleicht doch; ich weiß nicht.« Ihre Stimme klang verwirrt. »Um Himmels willen, geh schon weiter und klopft an die Tür.« Sie entzog sich ihm und stieß ihn vorwärts.

Nat stieg die ächzenden hölzernen Stufen zur Veranda hoch und betätigte die Klingel.

»Ich fühle mich krank«, sagte Molly. »Warum nur?«

»Die Feuchtigkeit.« Auf Nat wirkte sie überwältigend, niederdrückend; er konnte kaum atmen. Er fragte sich, wie sich die Lebensform vom Ganymed, die sein Aufnahmegerät darstellte, angesichts solch eines Wetters fühlen mochte; sie liebte Feuchtigkeit und würde hier vielleicht aufblühen. Vielleicht könnte der Ampek F-a2 hier allein leben, selbständig in den Regenwäldern existieren. Diese Umgebung, so dachte er, ist uns fremder als der Mars. Der Gedanke, daß der Mars und Tijuana ökologisch gesehen enger zusammenstanden als Jenner und Tijuana, war ernüchternd.

Die Tür öffnete sich. Eine Frau in einem blaßgelben Arbeitskittel stand ihm im Eingang gegenüber. Mit nüchternen, aber seltsam müden Augen betrachtete sie ihn ruhig.

»Frau Kongrosian?« fragte er. Beth Kongrosian sah nicht schlecht aus. Ihr Haar, von einem Band zurückgehalten, war hellbraun und lang; sie mochte Ende Zwanzig oder Anfang Dreißig sein. Auf jeden Fall war sie schlank und hatte eine gute Figur. Er ertappte sich dabei, daß er sie mit Respekt und Interesse betrachtete.

»Sie kommen von der Musikgesellschaft?« Ihre leise Stimme besaß eine tonlose Qualität, einen besonderen Mangel an Heuchelei. »Herr Dondoldo hat angerufen und mir mitgeteilt, daß Sie auf dem Weg zu uns seien. Was für

ein Pech. Sie können hereinkommen, wenn Sie wollen, aber Richard ist nicht hier.« Sie schob die Tür weit zurück. »Er ist im Krankenhaus, unten in San Francisco.«

Mein Gott, dachte er, was für ein lausiges, elendes Pech. Er drehte sich zu Molly um und blickte sie schweigend an.

»Bitte treten Sie näher«, sagte Beth Kongrosian. »Ich werde Ihnen einen Kaffee oder etwas zu essen zubereiten, bevor Sie umkehren und zurückfahren; der Weg ist so furchtbar lang.«

»Geh zurück und sag Jim Bescheid«, wies er Molly an. »Ich möchte Frau Kongrosian beim Wort nehmen; eine Tasse Kaffee könnte ich schon vertragen.«

Molly nickte und stieg die Stufen hinab.

»Sie sehen müde aus«, sagte Beth Kongrosian. »Sind Sie Nat Flieger? Ich habe mir den Namen aufgeschrieben. Herr Dondoldo hat ihn mir gegeben. Ich bin sicher, Richard hätte gern eine Aufnahme für Sie gemacht, wenn er hier wäre; deshalb tut es mir auch so leid.« Sie führte ihn ins Wohnzimmer. Dort war es dunkel und kühl. Das Mobiliar bestand aus Korbsesseln; doch zumindest war es hier trocken. »Einen Drink?« sagte sie. »Wie wäre es mit Gin-Tonic? Ich habe auch Scotch. Wie wäre es mit Scotch on the Rocks?«

»Nur Kaffee«, sagte Nat. »Danke.« Ihm fiel ein Foto an der Wand auf; es zeigte einen Mann, der ein kleines Kind auf einer metallenen Wippe nach oben schwang. »Ist das Ihr Sohn?« fragte er, doch die Frau war schon gegangen.

Er sah näher hin. Das Kind auf dem Bild hatte das typische Chupper-Kinn.

Hinter ihm erschienen Molly und Jim Planck. Er winkte sie herbei, und beide betrachteten das Bild.

»Musik«, sagte Nat. »Ich frage mich, ob sie eine Musik besitzen.«

»Sie können nicht singen«, meinte Molly. »Wie könnten sie singen, wenn sie noch nicht einmal sprechen können?« Sie trat von dem Bild zurück und blickte, die Hände gefaltet, durch das Wohnzimmerfenster auf die Palme hinaus. »Was für ein häßlicher Baum.« Sie drehte sich zu Nat um. »Meinst du nicht auch?«

»Ich glaube«, sagte er, »in der Welt gibt es genug Platz für jede Form des Lebens.«

»Das meine ich auch«, stimmte Jim Planck leise zu.

Beth Kongrosian kam ins Wohnzimmer zurück. »Was kann ich Ihnen anbieten?« fragte sie Jim Planck und Molly. »Kaffee? Einen Drink? Etwas zu essen?«

Sie willigten ein.

In seinem Büro im Verwaltungsgebäude des Detroiter Zweigwerkes von Karp & Söhne nahm Vince Strikerock einen Anruf von Julie, seiner Frau – oder besser seiner Ex-Frau –, entgegen. Nun lautete ihr Name wieder Julie Applequist, wie sie geheißen hatte, als sie beide sich zum ersten Mal begegneten.

Julie sah hübsch, aber besorgt und recht verstört aus. »Vince«, sagte sie, »dein gottverdammter Bruder – *er ist verschwunden!*« Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihn besorgt an. »Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Wie ... verschwunden, Julie?« sagte er mit leiser, beruhigender Stimme.

»Ich glaube ...« Die Worte kamen ihr kaum über die Lippen. »Vince, er hat mich verlassen, um auszuwandern. Wir haben darüber gesprochen, ich wollte nicht emigrieren, und jetzt ist er allein gegangen. Er hatte es fest geplant, das weiß ich jetzt. Ich habe ihn einfach nicht ernst genommen!« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Hinter Vince erschien sein Vorgesetzter. »Herr Anton Karp möchte Sie in Suite Nr. 4 sprechen. So schnell wie möglich.« Er blickte zum Sichtschirm und erkannte, daß Vince ein Privatgespräch führte.

»Julie«, sagte Vince unbeholfen, »ich muß auflegen.«

»In Ordnung«, meinte sie nickend. »Aber hilf mir! Finde Chic! Wirst du das tun? Bitte! Ich werde dich niemals wieder um einen Gefallen bitten, das verspreche ich dir. Ich will nur Chic zurückhaben.«

Ich wußte, daß es mit euch beiden nicht klappen wird, dachte Vince bei sich. Er verspürte grimmige Befriedigung. Zu schlimm, Liebling, dachte er. Das ist hart! Ich kenne Chic, und ich weiß, daß Frauen wie du ihn versteinern. Du hast ihm zum Fortlaufen getrieben, und er wird niemals stehenbleiben oder sich umschauen, nun, da er erst einmal zu fliehen begonnen hat. Denn er kann nicht anders, er befindet sich nun auf einer Einbahnstraße.

»Ich werde tun, was ich tun kann«, sagte er.

»Danke, Vince«, schluchzte sie tränenüberströmt. »Auch wenn ich dich nicht mehr liebe, werde ich dir ...«

»Wiedersehen«, sagte er und legte auf.

Einen Moment später trug ihn der Fahrstuhl zur Suite Nr. 4.

Kaum hatte Anton Karp ihn erblickt, als er schon sagte: »Herr Strikerock, ich habe gehört, Ihr Bruder sei bei einer

elendig kleinen Firma namens Frauenzimmer & Co. beschäftigt. Ist das richtig?« Karps schweres, dunkles Gesicht war vor Spannung verzerrt.

»Ja«, sagte Vince langsam und mit großer Vorsicht. »Aber ...« Er zögerte. Wenn Chic ausgewandert war, hatte er auch seinen Job aufgegeben; er konnte ihn kaum mit zum Mars nehmen. *Was wollte Karp eigentlich?* Er ging besser auf Nummer Sicher und sagte nur das, was er unbedingt sagen mußte. »Aber ... äh ...«

»Kann er Sie dort hineinschleusen?« fragte Karp.

»Sie meinen in das Werksgelände?« fragte Vince und kniff die Augen zusammen. »Als Besucher? Oder meinen Sie« Er konnte die Besorgnis in sich emporsteigen fühlen, als sich die kalten blauen Augen des sich im mittleren Alter befindlichen deutschen Industriellen in ihn hineinzubohren schienen. »Ich verstehe nicht ganz, Herr Karp«, murmelte er.

»Heute«, erklärte Karp mit kurzer, abgehackter Stimme, »hat die Regierung einen Simulacrum-Vertrag mit Frauenzimmer unterzeichnet. Wir haben die Situation genau geprüft, und unsere Reaktion darauf wird von den Umständen selbst bestimmt. Wegen dieser Bestellung wird Frauenzimmer expandieren; er wird neue Angestellte einstellen. Ich wünsche, daß Sie, durch Vermittlung Ihres Bruders, für ihn arbeiten, und zwar so bald, wie Sie es arrangieren können. Wenn es geht, noch heute.«

Vince starrte ihn an.

»Was ist los?« fragte Karp.

»Ich bin ... überrascht«, gelang es Vince hervorzubringen.

»Informieren Sie mich, sobald Frauenzimmer Sie eingestellt hat; sprechen Sie mit niemand anderem darüber, nur mit mir.« Karp blickte durch den großen, holzgetäfelten Raum und rümpfte die Nase. »Wir werden Ihnen sagen, was Sie danach zu tun haben. Das ist alles für heute, Herr Strikerock.«

»Ist es egal, was ich dort tue?« fragte Vince schwach. »Ich meine, ist es wichtig, eine bestimmte Arbeit zu bekommen?«

»Nein«, gab Karp zurück.

Vince verließ die Suite; die Tür glitt hinter ihm sofort zu. Er stand allein im Flur und versuchte, seine zerschmetterte, durcheinandergeratene Verfassung wiederzugewinnen. Mein Gott, dachte er. Sie wollen, daß ich Frauenzimmers Produktion sabotiere; ich weiß es. Sabotage oder Werksespionage, das eine oder das andere; irgend etwas Illegales, etwas, das die NP auf meine Spur setzen wird – auf meine, nicht auf die von Karp.

Und auch auf die meines eigenen Bruders, dachte er.

Er fühlte sich völlig machtlos. Sie konnten ihn handeln lassen, wie immer sie auch wollten; das einzige, was die Karps zu tun hatten, war, ihren kleinen Finger zu heben.

Und ich gebe nach, erkannte er.

Er kehrte in sein Büro zurück, schloß die Tür und setzte sich zitternd; schweigend hockte er hinter dem Schreibtisch, rauchte eine Zigarre aus Ersatztabak und grübelte vor sich hin. Ihm fiel auf, daß seine Hände taub waren.

Ich muß irgendwie hier herauskommen, sagte er sich. Ich werde Karp kein kleiner, minderwertiger, unbedeutender Spitzel sein – das würde mich umbringen. Er drückte seine

Ersatz-Zigarre aus. Wohin kann ich gehen? fragte er sich. *Wohin?* Ich brauche Hilfe. Aber wer wird mir schon helfen?

Da war dieser Arzt, den er und Chic aufsuchen wollten. Er hob den Hörer ab. Karps Telefonzentrale meldete sich. »Verbinden Sie mich mit Dr. Egon Superb«, befahl er der Telefonistin, »dem einzigen Psychoanalytiker, der noch übriggeblieben ist.«

Mit dem Hörer am Ohr hockte er wie ein Häufchen Elend hinter dem Schreibtisch und wartete.

Ich habe zu viel zu tun, dachte Nicole Thibodeaux. Man erwartet von mir, komplizierte Verhandlungen mit Hermann Göring zu führen, ich habe Garth McRae befohlen, den Vertrag für den neuen Alten mit einer kleinen Firma und nicht mit Karp zu unterzeichnen, ich muß entscheiden, was ich tun soll, wenn es uns je gelingt, Richard Kongrosian aufzuspüren; dann ist da noch die McPhearson-Verordnung und dieser letzte Analytiker, Dr. Superb – und nun auch noch das! Die Nationalpolizei hat den vorschnellen Entschluß gefaßt, Loony Lukes Bruchkistenparadiese zu schließen, ohne bei mir rückzufragen oder mich auch nur zu benachrichtigen.

Mit unglücklicher Miene betrachtete sie den NP-Befehl, der an jede NP-Wache in den gesamten USEA gegangen war. *Das liegt nicht in unserem Interesse*, überlegte sie. Ich kann es mir nicht leisten, zum Angriff gegen Luke zu blasen, weil wir ihn einfach nicht fassen können. Wir werden nur eine dumme Figur dabei abgeben.

Und – wir werden uns wie eine totalitäre Gesellschaft geben, deren Existenz nur durch ein enormes Militär- und Polizeiaufgebot gesichert ist.

»Haben Sie das Bruchkistenparadies schon gefunden?« fragte Nicole und blickte schnell zu Wilder Pembroke hoch. »Jenes in San Francisco, von dem Sie annehmen – *vage vermuten* –, dort sei Richard Kongrosian?«

»Nein, wir haben ihn noch nicht gefunden.« Pembroke wischte sich mit einer fahriegen Geste über die Stirn; er stand einwandfrei unter höchstem Stress. »Wenn genug Zeit gewesen wäre, hätte ich Sie natürlich konsultiert. Aber sobald er zum Mars gestartet ist ...«

»Es wäre besser, ihn zu verlieren, als Luke voreilig anzugreifen!« Sie besaß recht großen Respekt vor Luke; sie kannte ihn und sein Vorgehen schon seit einer geraumen Weile. Sie wußte, mit welcher Leichtigkeit er der Stadtpolizei auswich.

»Mir liegt ein interessanter Bericht über die Karp-Werke vor.« Offenbar versuchte Pembroke nun verzweifelt, das Thema zu wechseln. »Sie haben sich dazu entschlossen, Frauenzimmer zu unterwandern, um ...«

»Später.« Nicole warf ihm einen finsternen Blick zu. »Sie wissen jetzt, daß Sie einen Fehler begangen haben. Wirklich, im geheimen mag ich diese Bruchkistenparadiese; sie sind amüsant. Das können Sie einfach nicht begreifen, Sie mit Ihrem Polizistenverstand. Benachrichtigen Sie Ihre Einheit in San Francisco; sie sollen das Bruchkistenparadies freigeben, wenn sie es gefunden haben. Und wenn nicht, sollen sie die Suche einstellen. Holen Sie sie zurück und vergessen Sie die Angelegenheit; *ich* werde Ihnen schon sagen, wann die Zeit gekommen ist, gegen Luke vorzugehen.«

»Harold Slezak hat zugestimmt ...«

»Slezak macht keine Politik. Ich bin überrascht, daß Sie

nicht Rudi Kalbfleischs Billigung zu dieser Aktion eingeholt haben. Das hätte ich von euch Nationalpolizisten eher erwartet. Ich mag euch wirklich nicht – ich finde euch widerwärtig.« Sie blickte ihn an, bis er zurückschreckte. »Nun?« fragte sie. »Sagen Sie doch etwas.«

»Sie haben das Bruchkistenparadies noch nicht gefunden«, meinte Pembroke würdevoll, »also ist noch kein Schaden entstanden.« Er schaltete seinen Handinterkom ein. »Geben Sie es auf, nach den Bruchkistenparadiesen zu suchen«, sagte er. In diesem Moment sah er nicht sehr imposant aus; er schwitzte immer noch fürchterlich. »Vergessen Sie die ganze Angelegenheit. Ja, Sie haben richtig verstanden.« Er schaltete das Gerät aus, hob die Hand und blickte Nicole an.

»Ich sollte Sie entlassen«, sagte Nicole.

»Noch etwas, Frau Thibodeaux?« Pembroke's Stimme war hölzern.

»Nein. Verschwinden Sie.«

Angemessenen, steifen Schrittes zog Pembroke sich zurück.

Nicole blickte auf ihre Armbanduhr. Es war schon acht. Was hatte sie für diesen Abend vorgesehen? Bald würde sie auf allen Fernsehbildschirmen zu einem neuen »Besuch im Weißen Haus« erscheinen, dem fünfundseitigsten in diesem Jahr. Hatte Janet ein Programm erstellt, und wenn ja, war es Slezak gelungen, einen angemessenen Zeitplan aufzustellen?

Wahrscheinlich nicht.

Sie begab sich durch die Gänge des Weißen Hauses zu Janet Raimers aufgeräumtem Büro. »Liegts heute abend irgend etwas Besonderes vor?« fragte sie.

Janet sah ihre Unterlagen durch und runzelte die Stirn. »Eine Darbietung würde ich wirklich erstaunlich nennen«, meinte sie dann, »zwei klassische Hörner, Duncan & Miller. Ich habe ihnen im Abraham Lincoln zugesehen, und sie sind wirklich gut.« Sie lächelte hoffnungsvoll.

Nicole seufzte.

»Sie sind wirklich sehr gut.« Janets Stimme war nun fest und fast befehlend. »Sie wirken entspannend; geben Sie ihnen doch eine Chance. Sie kommen entweder heute oder morgen, ich weiß nicht genau, wie Slezak sie eingeplant hat.«

»Hörner«, sagte Nicole. »Von Richard Kongrosian zu Hörnern. Ich beginne fast schon zu glauben, wir sollten Bertold Goltz die Macht übernehmen lassen. Und daran denken, daß in den Tagen des Barbarismus Kirsten Flagstad als ausgezeichnete Unterhalterin galt.«

»Vielleicht wird es anders, wenn der nächste Alte das Amt übernimmt«, sagte Janet.

Nicole betrachtete sie scharf. »Woher wissen Sie das?« fragte sie.

»Jeder im Weißen Haus spricht darüber. Außerdem«, meinte sie widerborstig, »bin ich eine *Ge*.«

»Wie schön für Sie«, erwiderte Nicole sarkastisch. »Dann müssen Sie ja ein wirklich schönes Leben führen.«

»Darf ich fragen, wie der nächste Alte aussehen wird?«

»Alt«, sagte Nicole. Alt und müde, dachte sie bei sich. Eine ausgebrannte Bohnenstange, steif und formell, voll von moralisierenden Reden; ein wirklicher Führer-Typ, der Gehorsam in die Reihen der *Bes* schlagen kann. Der das System für ein paar weitere Jahre am Leben erhält. Laut

den von-Lessinger-Technikern *wird er der letzte Alte sein.* Höchstwahrscheinlich jedenfalls. Und sie sind sich noch nicht sicher, wieso das so sein sollte. Wir scheinen noch eine Chance zu haben, aber sie ist winzig klein. Die Zeit und die dialektischen Kräfte der Geschichte stehen auf der Seite der – schrecklichsten Kreatur, die man sich vorstellen konnte. Auf der Seite von Bertold Goltz, diesem vulgären Krawallmacher.

Jedoch stand die Zukunft nicht eindeutig fest, und es gab immer Platz für das Unerwartete, das Unwahrscheinliche; jeder, der von Lessingers Ausrüstung einmal angewandt hatte, begriff, daß die Zeitreise keine harte Wissenschaft, sondern eher Kunst war.

»Wir werden ihn Dieter Hogben nennen«, sagte Nicole. Janet kicherte. »Oh, nein, das darf noch nicht wahr sein! ›Dieter Hogben! Meinen Sie nicht ›Hogbein‹? Was in aller Welt wollen Sie damit erreichen?«

»Er wird sehr würdevoll sein«, meinte Nicole steif. Plötzlich vernahm sie ein Geräusch hinter sich; sie fuhr herum und stand Wilder Pembroke, dem NP-Befehlshaber, gegenüber. Pembroke sah bewegt, aber erfreut aus. »Frau Thibodeaux«, sagte er, »wir haben Richard Kongrian gefaßt. Wie Dr. Superb es vorausgesagt hat, befand er sich in einem Bruchkistenparadies und bereitete sich auf den Start zum Mars vor. Sollen wir ihn ins Weiße Haus bringen? Die San-Francisco-Abteilung wartet auf Instruktionen; sie befindet sich noch im Verkaufspark.«

»Ich werde selbst dorthin fliegen«, entschloß sich Nicole impulsiv. Und ihn selbst darum bitten, dachte sie, die Idee auszuwandern, doch aufzugeben. Freiwillig. Ich weiß, daß

ich ihn überreden kann – wir werden keine brutale Gewalt anwenden müssen.

»Er behauptet, er sei unsichtbar«, sagte Pembroke, während er und Nicole durch die Gänge des Weißen Hauses zum Lande- und Startplatz auf dem Dach eilten. »Die Jungs behaupten aber, er sei sichtbar, zumindest für sie.«

»Eine seiner Illusionen«, erklärte Nicole. »Wir sollten in der Lage sein, das sofort zu klären; ich werde ihm sagen, daß er sichtbar ist, und damit ist der Fall erledigt.«

»Und sein Geruch ...«

»Oh, zum Teufel damit!« meinte Nicole. »Ich will nichts mehr von seinen Leiden hören. Ich bin es leid, daß er sich in seine hypochondrischen Besessenheiten entwickelt. Ich werde ihm die gesamte majestätische Macht und Autorität des Staates an den Kopf werfen und ihm klipp und klar beibringen, daß er seine imaginären Krankheiten aufgeben *muß!*«

»Ich frage mich, was das ausrichten wird«, amüsierte sich Pembroke.

»Er wird sich natürlich fügen«, sagte Nicole. »Er wird keine Wahl haben. Das ist des Pudels Kern – ich werde ihn nicht darum bitten, ich werde es ihm *befehlen*.«

Pembroke warf ihr einen Blick zu und zuckte zusammen.

»Wir haben zu lange damit herumgespielt«, fuhr Nicole fort. »Geruch oder nicht, unsichtbar oder nicht, Kongrosian ist ein Angestellter des Weißen Hauses; er muß planmäßig erscheinen und seine Auftritte geben, sonst ... Er kann nicht einfach zum Mars fliehen oder zur Franklin-Aimes-Klinik oder nach Jenner oder wohin auch immer sonst.«

»Ja, gnädige Frau«, gab Pembroke hohl zurück; er war mit seinen eigenen verzweigten Gedankengängen beschäftigt.

Als Ian Duncan das Bruchkistenparadies Nummer Drei in der Innenstadt von San Francisco erreichte, erkannte er, daß er zu spät kam, um Al zu warnen. Denn die Nationalpolizei befand sich bereits dort; er sah Polizeiwagen und grauuniformierte Nationalpolizisten auf dem Gelände des Parks.

»Ich möchte hier aussteigen«, befahl er seinem automatischen Taxi. Er befand sich einen Häuserblock vom Bruchkistenpark entfernt; das war nahe genug.

Er bezahlte das Taxi und ging dann müden Schrittes zu Fuß weiter. Eine Reihe von Passanten, die sonst nichts zu tun hatten, sahen der Polizeiaktion zu, und Ian Duncan gesellte sich zu ihnen, sich über das Kinn fahrend und vorgebend, nicht zu wissen, wieso die Nationalpolizisten hier seien.

»Was ist los?« fragte der Mann, der neben Ian stand. »Ich dachte, man wollte diese Bruchkistenparadiese noch nicht schließen. Ich ...«

»Muß ein Wechsel in der Regpol sein«, sagte die Frau zu Ians Linker.

»Regpol«, echte der Mann verwirrt.

»Ein Ge-Ausdruck«, erklärte die Frau hochmütig. »Regierungspolitik.«

»Ah«, meinte der Mann und nickte schwach.

»Jetzt kennen Sie einen Ge-Ausdruck«, sagte Ian zu ihm.

»Ja.« Der Mann blickte auf. »In der Tat.«

»Ich kenne auch einen *Ge-Ausdruck*«, sagte Ian. In diesem Moment erblickte er Al, der in seinem Büro zwischen zwei Nationalpolizisten saß. Und noch ein Mann befand sich dort, nein, zwei waren es. Den einen erkannte Ian als Richard Kongrosian. Der andere – ja, er kannte ihn auch, es war ein Mitbewohner des Abraham-Lincoln-Apartment-Gebäudes, Chic Strikerock aus dem obersten Stockwerk. Ian hatte schon einige Male während ihrer Treffen und in der Cafeteria ein paar Worte mit ihm gewechselt. Sein Bruder Vince war im Moment der Identifikationsüberwacher des Lincoln.

»Der Ausdruck, den ich kenne«, murmelte er, »lautet *allaus*.«

»Was bedeutet ›allaus‹?« fragte der Mann neben ihm.
»Alles aus«, erklärte Ian.

Dieser Ausdruck erschien jetzt angebracht. Offensichtlich befand sich Al unter Arrest; genau wie Strikerock und Kongrosian, aber um sie gab Ian nichts – er dachte nur an Duncan & Miller, klassische Hörner; an die Zukunft, die sich in Aussicht stellte, als Al eingewilligt hatte, noch einmal zu spielen, die Zukunft, die ihnen nun verschlossen bleiben würde. Ich hätte so etwas erwarten müssen, sagte Ian sich. Daß die Nationalpolizei eingreift, kurz bevor wir ins Weiße Haus gelangen, daß sie Al verhaftet und allem ein Ende setzt. Dieses Pech hat mich schon mein ganzes Leben lang verfolgt. Kein Grund, weshalb es nun von mir weichen sollte.

Wenn sie Al festnehmen, überlegte er, können sie mich genausogut verhaften.

Ian drückte sich durch die Masse der Zuschauer, trat auf das Gelände des Bruchkistenparadieses und ging auf einen Nationalpolizisten zu.

»Weitergehen!« befahl der graukeidete NP-Mann regungslos.

»Verhaften Sie mich«, sagte Ian. »Ich befindet mich in einem Bruchkistenparadies.«

Der Nationalpolizist blickte ihn an. »Weitergehen, habe ich gesagt.«

Ian Duncan trat dem NP-Mann in die Leistengegend.

Fluchend griff der Nationalpolizist unter seinen Mantel und zerrte eine Pistole hervor. »Verdammt, Sie sind verhaftet!« Das Gesicht des Mannes war grünlich angelaufen.

»Was geht hier vor?« fragte ein anderer, ranghöherer Nationalpolizist und kam herbeigelaufen.

»Dieser Idiot hat mich gerade zwischen die Beine getreten«, erklärte der erste Polizist und hielt seine Waffe auf Ian Duncan gerichtet, dabei bemüht, den Schmerz zu unterdrücken.

»Sie sind verhaftet«, bellte der ranghöhere NP-Mann.

»Ich weiß«, erwiderte Ian nickend. »Das will ich ja gerade. Aber vielleicht wird diese Tyrannie gestürzt werden.«

»Was für eine Tyrannie, Sie Spinner?« fragte der ranghöhere Nationalpolizist. »Sie sind ja ganz schön durcheinander. Im Gefängnis werden wir Ihnen Ihr Mütchen kühlen.«

Aus dem Büro in der Mitte des Bruchkistenparadieses erschien Al; mit düsterer Miene kam er herüber. »Was tust du denn hier?« fragte er Ian. Offenbar war er nicht allzu glücklich, ihn hier zu sehen.

»Ich komme mit dir und Kongrosian und Chic Strike-rock«, sagte Ian. »Ich will nicht als einziger übrigbleiben. Für mich gibt es hier nichts mehr zu tun.«

Al öffnete den Mund und wollte etwas sagen. Aber da

erschien über ihren Köpfen ein Regierungsfahrzeug, ein Gleiter aus glänzendem Silber und Gelb, und landete unter enormer Geräuschentwicklung, aber mit äußerster Vorsicht. Die Nationalpolizisten trieben sofort alle Menschen zurück; Ian wurde zusammen mit Al zu einer Ecke des Bruchkistenparadieses gedrängt. Immer noch ruhte der aufmerksame Blick des ersten NP-Mannes auf ihnen, jener, dem er zwischen die Beine getreten und der es nun auf ihn abgesehen hatte.

Der Gleiter setzte auf, und eine junge Frau trat heraus. Es war Nicole Thibodeaux. Und sie war schön – schlank und schön. Luke hatte sich geirrt oder gelogen. Ian konnte den Blick nicht von ihr lösen, und neben ihm stöhnte Al überrascht auf und flüsterte atemlos: »Was ist denn das? Ich will verdammt sein – was hat sie denn hier zu suchen?«

Von einem Nationalpolizisten unermeßlichen Ranges begleitet, kam sie auf das Büro zu, eilte die Stufen hinauf und ging auf Richard Kongrosian zu.

»Er ist es, den sie will«, meinte Al mit einem Seitenblick auf Ian Duncan. »Den Pianisten. Deshalb ist sie hier.« Er zog eine algerische Bruyèrepfeife hervor und stopfte sie mit Tabak. »Darf ich rauchen?« fragte er den NP-Wachtposten.

»Nein«, gab der Nationalpolizist zurück.

»Stell dir vor, sie kommt zum Bruchkistenparadies Nummer Drei«, sagte Al, die Pfeife und den Tabak wieder wegsteckend. »Damit hätte ich nie gerechnet.« Plötzlich packte er Ian an der Schulter und drückte ihn eng an sich. »Ich werde zu ihr gehen und mich vorstellen.« Bevor der NP-Wachtposten nur einen Ton sagen konnte, lief Al los; er

tauchte zwischen den abgestellten Bruchkisten unter und war im nächsten Augenblick verschwunden. Der Nationalpolizist fluchte machtlos und stieß Ian mit seiner Waffe zurück.

Einen Moment später tauchte Al im Eingang des kleinen Gebäudes, in dem Nicole mit Richard Kongrosian sprach, wieder auf. Al öffnete die Tür und sprang hinein.

»Ich kann nicht für Sie spielen«, sagte Richard Kongrosian, als Al die Bürotür öffnete, »ich rieche zu schlecht. Sie sind mir viel zu nahe – bitte, Nicole, Liebes, treten Sie um Himmels willen ein paar Schritte zurück!« Kongrosian entzog sich Nicole, blickte auf und sah Al. »Weshalb haben Sie so lange dafür gebraucht, uns diese Bruchkiste vorzuführen?« sagte er vorwurfsvoll. »Warum hätten wir nicht einfach starten können?«

»Tut mir leid«, meinte Al. Zu Nicole gewandt, fuhr er fort: »Ich bin Al Miller. Ich bin der Verkäufer in diesem Bruchkistenparadies.« Er hielt ihr die Hand hin. Sie ignorierte sie, warf ihm aber einen Blick zu. »Frau Thibodeaux«, sagte Al, »lassen Sie diesen Burschen gehen. Halten Sie ihn nicht auf. Er hat das Recht, auszuwandern, wenn er will. Machen Sie aus Menschen keine hölzernen Sklaven.« Das war alles, was ihm einfiel; er warf es ihr an den Kopf und schwieg dann. Sein Herz krampfte sich zusammen. Wie sehr hatte Luke sich doch geirrt! Sie war so schön, wie er es sich kaum vorstellen konnte; wie sie so vor ihm stand, bekräftigte ihr Eindruck jenen, den er gehabt hatte, als er sie einmal aus weiter Ferne erblickt hatte.

»Das geht Sie nichts an«, sagte Nicole.

»Doch«, widersprach Al. »Im buchstäblichsten Sinne des Wortes. Dieser Mann ist mein Kunde.«

Nun fand Chic Strikerock seine Stimme wieder. »Frau Thibodeaux, es ist mir eine Ehre, eine unglaubliche Ehre, Sie ...« Seine Stimme erzitterte; er schluckte Luft und verstummte, konnte nicht fortfahren. Er trat von ihr zurück, verfiel in gefrorenes Schweigen, als hätte man ihn einfach abgestellt. Al verspürte Ekel.

»Ich bin ein kranker Mann«, murmelte Kongrosian.

»Nehmen Sie Richard mit«, befahl Nicole dem ranghohen NP-Offizier, der neben ihr stand. »Wir kehren ins Weiße Haus zurück.« Zu Al sagte sie: »Ihr kleines Bruchkistenparadies kann geöffnet bleiben; wir sind an Ihnen überhaupt nicht interessiert. Vielleicht ein anderes Mal ...« Sie warf ihm einen Blick ohne Groll, und – dem Tonfall ihrer Stimme entsprechend – ohne Interesse zu.

»Gehen Sie aus dem Weg!« wurde Al von dem grauuniformierten NP-Offizier befohlen. »Wir gehen.« Er schob sich an Al vorbei und führte Kongrosian mit einem harten, berufsmäßigen Griff am Arm. Nicole folgte den beiden, die Hände in den Taschen ihres langen Leopardenfellmantels. Sie erschien nun nachdenklich, war still geworden, hing ihren trüben Gedanken nach.

»Ich bin ein kranker Mann«, murmelte Kongrosian erneut.

»Kann ich ein Autogramm von Ihnen haben?« sagte Al zu Nicole. Die Frage kam impulsiv; ein Aufpeitschen des Unterbewußtseins. Sinnlos und unnütz.

»Was?« Verwirrt blickte sie ihn an. Und dann begann sie zu lachen, daß sich ihre ebenmäßigen weißen Zähne

zeigten. »Mein Gott«, sagte sie und folgte dem hochrangigen NP-Offizier und Richard Kongrosian aus dem Büro.

Er blieb neben Chic Strikerock stehen, der immer noch nach Worten suchte, mit denen er sich richtig ausdrücken konnte.

»Ich glaube, ich habe ihr Autogramm nicht bekommen«, sagte Al zu Strikerock.

»Wa... was halten Sie von ihr?« stammelte Strikerock.

»Sie ist schön«, meinte Al.

»Ja«, stimmte Strikerock bei. »Es ist unglaublich; ich habe niemals erwartet, sie wirklich einmal zu sehen, Sie wissen schon, im wirklichen Leben. Ein Wunder, meinen Sie nicht auch?« Er ging zum Fenster, um Nicole nachzublicken, wie sie, Kongrosian und der NP-Offizier zu ihrem Gleiter gingen.

»Verdammtd«, sagte Al, »es fällt nicht schwer, sich Hals über Kopf in diese Frau zu verlieben.« Er beobachtete ebenfalls, wie sie in den Gleiter stieg, wie jeder andere, die Nationalpolizisten eingeschlossen. Viel zu leicht, dachte er. Und er und Ian würden sie bald schon wiedersehen und in ihrer Anwesenheit die Hörner spielen. Hatte sich daran etwas geändert? Nein, Nicole hatte ausdrücklich betont, daß keiner von ihnen verhaftet war; sie hatte den Befehl der Nationalpolizei aufgehoben. Ihm stand es frei, das Bruchkistenparadies geöffnet zu halten. Die NP würde sich zurückziehen.

Al zündete seine Pfeife an.

Ian Duncan trat neben ihn. »Nun«, sagte er, »das hat dich den Verkauf einer Bruchkiste gekostet, Al.«

Aufgrund von Nicoles Befehl hatte die NP ihn gehenlassen; auch er war wieder frei.

»Herr Strikerock wird das Raumschiff immer noch kaufen wollen«, meinte Al. »Nicht wahr, Herr Strikerock?«

»Nein«, erwiderte Chic Strikerock nach einer Weile. »Ich habe meine Meinung geändert.«

»Die Macht dieser Frau ...«, sagte Al. Er fluchte laut und eindrucksvoll.

»Auf jeden Fall vielen Dank«, meinte Chic Strikerock. »Vielleicht komme ich später einmal wieder. Denken Sie daran.«

»Sie sind ein Narr«, sagte Al, »zu dulden, daß diese Frau Sie so verschreckt, daß Sie nicht mehr auswandern wollen.«

»Vielleicht«, stimmte Chic nickend zu.

Offenbar war es sinnlos, sich vernünftig mit ihm unterhalten zu wollen. Al erkannte es, und auch Ian. Nicole hatte einen neuen Anhänger gewonnen und befand sich noch nicht einmal hier, um diesen Triumph zu genießen; er interessierte sie nicht einmal. »Nehmen Sie Ihren Beruf wieder auf?« erkundigte sich Al.

»Ja«, nickte Strikerock. »Zurück zur Verkaufsroutine.«

»Sie werden nie wieder zu einem Bruchkistenparadies gehen«, sagte Al. »Das ist zweifellos die letzte Chance, die Sie haben, Ihr gesamtes Leben grundlegend zu verändern.«

»Vielleicht«, sagte Chic Strikerock und nickte mürrisch. Doch er bewegte sich nicht von der Stelle.

»Viel Glück«, sagte Al mit beißendem Spott und wechselte einen Händedruck mit ihm.

»Danke«, sagte Chic Strikerock, ohne daß die Spur eines Lächelns auf seinen Lippen erschienen wäre.

»Warum?« fragte Al ihn. »Können Sie mir erklären, weshalb sie Sie so beeindruckt hat?«

»Nein, das kann ich nicht«, meinte Strikerock. »Ich fühle es nur, denke nicht darüber nach. Diese Situation kann ich nicht mit reiner Logik einschätzen.«

»Und du fühlst es auch«, sagte Ian Duncan zu Al. »Ich habe dich beobachtet und den Ausdruck auf deinem Gesicht gesehen.«

»Na schön!« meinte Al irritiert. »Na und?« Er ging von ihnen fort und blieb allein vor dem Fenster stehen, paffte an der Pfeife und blickte auf die draußen abgestellten Bruchkisten hinaus.

Ich frage mich, dachte Chic Strikerock, ob Maury mich wieder einstellen wird. Vielleicht ist es zu spät dafür, vielleicht habe ich alle Brücken hinter mir zu gründlich einstürzen lassen. Von einer öffentlichen Telefonzelle aus rief er Maury Frauenzimmer in seinem Büro an. Er atmete tief ein und stand zitternd da, den Telefonhörer wartend an das Ohr gedrückt.

»Chic!« schrie Maury Frauenzimmer, als sein Bild erschien. Er strahlte Chic, nun gelöster und jünger aussehend als je zuvor, mit heller, triumphierender Freude an, die Chic noch nie an ihm beobachtet hatte. »Junge, bin ich froh, daß du endlich anrufst! Um Himmels willen, komm sofort zurück und ...«

»Was ist geschehen, Maury?« fragte Chic. »Was ist los?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Wir haben einen großen Auftrag bekommen, das ist das einzige, was ich am Telefon sagen kann. Ich stelle laufend neue Leute ein. Ich brauche dich, Chic! Ich brauche alle! Chic, worauf wir all diese

verdammten Jahre gewartet haben, ist endlich eingetrofen!« Maury schien fast am Rande der Tränen zu stehen. »Wie schnell kannst du hier sein?«

»Ziemlich schnell, glaube ich«, gab Chic verwirrt zurück.

»Dein Bruder Vince hat auch schon angerufen«, sagte Maury. »Versuchte, dich aufzustöbern. Er will einen Job. Karp hat ihn gefeuert, oder er hat gekündigt oder irgend so was – auf jeden Fall sucht er überall nach dir. Er will bei uns anfangen, mit dir zusammenarbeiten. Und ich habe ihm gesagt, wenn du ihn empfehlen kannst ...«

»Ja, sicher«, meinte Chic geistesabwesend. »Vince ist ein erstklassiger Wartungstechniker. Hör mal, Maury, was für einen Auftrag hast du bekommen?«

Ein geheimnisvoller Ausdruck legte sich langsam über Maury's breites Gesicht. »Das werde ich dir sagen, sobald du hier bist; verstehst du nicht? Beeil dich also!«

»Ich wollte auswandern«, sagte Chic.

»Auswandern, einwandern ... Jetzt hast du es nicht mehr nötig. Nimm mein Wort, mit diesem Auftrag haben wir für unser Leben ausgesorgt, du, ich, dein Bruder, wir alle. Bis gleich!« Maury unterbrach die Verbindung abrupt; der Bildschirm wurde dunkel.

Es muß ein Regierungsvertrag sein, sagte Chic sich. Und was immer er auch zum Inhalt hat, Karp hat ihn verloren. Deshalb sucht Vince einen neuen Job. Und deshalb will er unbedingt für Maury arbeiten – *er weiß Bescheid*.

Wir gehören nun zu den *Ges*, dachte Chic aufgeregt. Schließlich, zum guten Ende, haben wir es doch noch geschafft.

Gott sei Dank, dachte er, daß ich nicht ausgewandert

bin. Im letzten Moment habe ich meine Meinung geändert, gerade noch rechtzeitig.

Endlich ist das Glück auf meiner Seite, überlegte er.

Heute war der beste – und wichtigste – Tag seines Lebens. Ein Tag, den er nie in seinem Leben vergessen würde – in der Tat. Wie sein Chef Maury Frauenzimmer war er plötzlich durch und durch glücklich.

Später sollte er auf diesen Tag zurückschauen ...

Aber das wußte er jetzt noch nicht.

Schließlich besaß er auch keine von-Lessinger-Ausrüstung.

12

Chic Strikerock lehnte sich in seinem Sitz zurück. »Ich weiß einfach nicht, Vince«, sagte er gedehnt. »Vielleicht kann ich dir einen Job bei Maury verschaffen, vielleicht auch nicht.« Er genoß die Situation durch und durch.

Er und Vince fuhren zusammen mit dem Wagen zu Frauenzimmer & Co. Ihr zentral gelenktes, aber privates Fahrzeug legte, auf das sorgfältigste gelenkt, Meile um Meile zurück. Sie brauchten sich um nichts zu kümmern und hatten Zeit für ihre überaus wichtige Unterredung.

»Aber du stellst doch alle möglichen Leute ein«, sagte Vince.

»Trotzdem bin ich nicht der Chef«, stellte Chic klar.

»Tu, was du kannst«, sagte Vince. »Ja? Ich würde es wirklich sehr schätzen. Schließlich wird Karp jetzt methodisch ruiniert werden. Das ist doch klar.« Sein Gesicht trug eine

besonders elende, bemitleidenswerte Miene, die Chic noch nie zuvor an ihm gesehen hatte. »Natürlich akzeptiere ich auch eine Ablehnung«, murmelte er. »Ich will dich nicht in Schwierigkeiten bringen.«

Chic überdachte die Angelegenheit. »Ich glaube, wir sollten auch die Affäre mit Julie ein für allemal erledigen. Das können wir jetzt genausogut wie später.«

Der Kopf seines Bruders schob sich vor. Mit zuckendem Gesicht starrte Vince ihn an. »Was meinst du damit?«

»Nenne es einen einmaligen Handel«, sagte Chic.

»Ich verstehe«, meinte Vince nach einer Weile hölzern.

»Aber« – Vince erschauderte –, »ich meine, du hast selbst gesagt ...«

»Das einzige, was ich je gesagt habe, ist, daß sie mich nervös macht. Doch ich fühle mich psychisch jetzt viel sicherer. Schließlich sollte ich damals ja gefeuert werden. Das hat sich alles geändert, ich gehöre nun einer expandierenden, wachsenden Firma an. Und das wissen wir beide. Ich bin mitten drin, und das heißt schon einiges. Ich glaube, daß ich mit Julie jetzt fertig werden kann. In der Tat *sollte* ich sogar eine Frau haben. Wegen meinem Status.«

»Du meinst, du willst eine formale Ehe mit ihr eingehen?«

Chic nickte.

»In Ordnung«, sagte Vince schließlich. »Behalte sie. Eigentlich gebe ich auch überhaupt nichts um sie. Das ist deine Sache; zumindest solange wie du mir einen Job bei Maury Frauenzimmer besorgst. Das ist alles, was mich interessiert.«

Komisch, dachte Chic. Er hätte nie gedacht, daß sein

Bruder seine Karriere über alles andere stellen könnte. Er beschloß, dies im Gedächtnis zu behalten; vielleicht hatte es etwas zu bedeuten.

»Ich kann Frauenzimmer eine Menge anbieten«, sagte Vince. »Zum Beispiel weiß ich zufällig den Namen des neuen Alten. Ich habe ihn in irgendeinem Papierkorb bei Karp gefunden, kurz bevor ich gegangen bin* Willst du ihn wissen?«

»Was?« fragte Chic. »Der neue ... was?«

»Der neue Alte. Oder weißt du etwa nicht, welchen Inhalt der Vertrag hat, den dein Chef Karp weggeschnappt hat?«

»Sicher weiß ich das«, sagte Chic achselzuckend. »Ich war nur ein wenig durcheinander.« Der Schock ließ seine Ohren rot anlaufen. »Hör zu«, gelang es ihm hervorzu bringen, »mir ist es völlig egal, auch wenn er Adolf Hitler oder van Beethoven genannt wird.« Also war der Alte ein Simulacrum. Er fühlte sich richtig gut, nun, da er das wußte. Schließlich war diese Welt, die Erde, ein Ort, wo man gut leben konnte, und er wollte das Beste daraus machen. Nun, da er wirklich ein *Ge* war.

»Sein Name wird Dieter Hogben lauten«, sagte Vince.

»Ich bin sicher, daß Maury das weiß«, sagte er beiläufig, aber in seinem Innern war er immer noch zutiefst durcheinander.

Sein Bruder beugte sich vor und schaltete das Radio ein. »Man gibt schon diesbezügliche Nachrichten durch.«

»Ich glaube nicht, daß es so schnell geht«, meinte Chic.

»Ruhig!« Sein Bruder drehte die Lautstärke auf. Er hatte eine Nachrichtensendung eingefangen. Jeder Mensch in

den gesamten USEA würde zuhören. Chic fühlte sich ein wenig enttäuscht.

»... ein leichter Herzanfall, der sich nach Angaben der Ärzte heute nacht gegen drei Uhr zugetragen hat, gibt Anlaß zu der traurigen Vermutung, daß Herr Kalbfleisch uns noch vor dem Ende seiner Amtsperiode nicht mehr zur Verfügung stehen wird. Der Zustand von Herz und Kreislauf des Alten ist Spekulationen ausgesetzt, und dieser unerwartete Herzanfall kommt zu einem Zeitpunkt, da ...« Der Nachrichtensprecher fuhr fort. Vince und Chic blickten sich an und brachen plötzlich in ein wissendes Gelächter aus.

»Es wird nicht mehr lange dauern«, sagte Chic. Der Alte hatte ausgedient; diese Meldung war nur die erste in einer Reihe von öffentlichen Nachrichten, die noch folgen würden. Zuerst ein leichter Herzanfall, der aus heiterem Himmel kam, als bloße Andeutung gedacht, die jeden gleichermaßen schockierte und vorbereitete, mit der Idee vertraut machte; so war die Tradition, und sie funktionierte reibungslos mit durchschlagendem Erfolg. Wie schon immer.

Es ist alles beschlossen, dachte Chic bei sich. Die Beseitigung des Alten, wer Julie bekommt, für welche Firma mein Bruder und ich arbeiten ... es gibt keine losen Fäden, die Ärger verursachen könnten oder unverbunden sind. Und doch ...

Nur einmal angenommen, er wäre ausgewandert. Wo würde er nun sein? Woraus würde sein Leben bestehen? Er und Richard Kongrosian ... Kolonisten in einem fernen Land. Aber es hatte keinen Zweck, daran zu denken, denn

er hatte diese Möglichkeit ausgeschlagen. Er war *nicht* ausgewandert, und nun war der Moment der Wahl verstrichen. Er schob den Gedanken beiseite und wandte sich wieder dem ursprünglichen Problem zu.

»Du wirst dich ziemlich umgewöhnen müssen«, sagte er zu seinem Bruder, »wenn du nun für eine kleine Firma und nicht für ein Kartell arbeitest. Diese Anonymität, diese unpersönliche Bürokratie ...«

»Still!« unterbrach Vince. »Eine zweite Nachricht.« Erneut stellte er das Radio des Wagens lauter. »... Pflichten sind wegen seiner Krankheit vom Vizepräsidenten übernommen worden. Uns wurde bekanntgegeben, daß eine Zwischenwahl in Kürze erfolgen soll. Währenddessen bleibt der Zustand von Dr. Rudi Kalbfleisch unver...«

»Sie geben uns nicht viel Zeit«, sagte Vince, runzelte nervös die Stirn und kaute auf seiner Unterlippe.

»Wir schaffen es«, sagte Chic. Er machte sich keine Sorgen. Maury würde schon eine Möglichkeit finden; nun, da sein Chef eine Chance besaß, würde er sie auch nutzen.

Ein Versagen war nun, da der große Durchbruch erzielt worden war, einfach unmöglich. Für jeden von ihnen.

Mein Gott, weshalb machte er sich also Sorgen?

In dem großen blauen Ohrensessel sitzend, überdachte der Reichsmarschall Nicoles Vorschlag. Nicole nippte an ihrem Eistee und wartete schweigend in ihrem authentischen Direktionssessel am anderen Ende des Lotuszimmers.

»Was Sie von mir verlangen«, sagte Göring schließlich, »ist gleichbedeutend mit dem Bruch meines Eides gegenüber Adolf Hitler. Begreifen Sie das Führerprinzip vielleicht

nicht? Ich kann es Ihnen erklären: Stellen Sie sich zum Beispiel ein Schiff vor, auf dem ...«

»Ich will keine Vorlesung«, stieß Nicole hervor, »sondern eine Entscheidung. Oder sind Sie dazu nicht in der Lage? Haben Sie diese Fähigkeit verloren?«

»Aber wenn ich einwillige«, sagte Göring, »bin ich nicht besser als die Juli-Verschwörer. In der Tat könnten wir sofort eine Bombe schärfen, so wie sie es getan haben oder tun werden, je nachdem, wie man es ausdrücken will.« Er fuhr sich müde über die Stirn. »Gerade dieser Punkt ist besonders schwierig. Weshalb drängen Sie so?«

»Weil ich ihn geklärt haben will«, gab Nicole zurück.

Göring seufzte. »Wie Sie wissen, war es unser größter Fehler im Dritten Reich, die Fähigkeiten der Frauen nicht richtig eingeschätzt zu haben. Wir haben sie in die Küche und ins Schlafzimmer verwiesen. Sie wurden nicht wirklich für den Krieg eingespannt, bei der Rüstung oder Verwaltung oder im Parteiapparat. Wenn ich Sie so vor mir sehe, verstehe ich, was für einen schrecklichen Fehler wir gemacht haben.«

»Wenn Sie sich während der nächsten sechs Stunden nicht entschieden haben«, sagte Nicole, »werde ich den von-Lessinger-Technikern befehlen, Sie ins Zeitalter des Barbarismus zurückzuversetzen. Jeder Handel, den wir ausmachen könnten, wäre ...« Sie schnitt mit der Hand scharf durch die Luft. Göring betrachtete die Geste mit ernster Besorgnis. »... vorbei!«

»Ich habe einfach nicht die Befugnisse«, begann Göring.

»Hören Sie zu.« Sie beugte sich zu ihm vor. »Sie verschaffen sie sich besser. Was haben Sie gedacht, welche

Gedanken zogen durch Ihren Verstand, als Sie Ihren großen, aufgedunstenen Körper in der Gefängniszelle in Nürnberg liegen sahen? Sie haben die Wahl: entweder *das*, oder Sie übertreten Ihre Befugnisse und verhandeln mit mir.« Sie setzte sich zurück und nippte wieder an ihrem Eistee.

»Ich ... ich werde darüber nachdenken«, sagte Göring heiser. »Während der nächsten Stunden. Ich danke Ihnen, daß Sie meine Bedenkzeit verlängert haben. Ich persönlich habe nichts gegen Juden. Ich wäre sogar bereit, sie ...«

»Dann tun Sie es.« Nicole erhob sich. Der Reichsmarschall saß gekrümmt und grübelnd in seinem Sessel; ihm war gar nicht aufgefallen, daß sie aufgestanden war. Sie ging aus dem Zimmer und ließ ihn allein. Was für ein düsterer, verachtenswerter Mensch, dachte sie. Durch die Machtarrangements des Dritten Reiches verweichlicht, unfähig, eine Entscheidung als Einzelindividuum zu treffen – kein Wunder, daß sie den Krieg verloren haben. Wenn sie daran dachte, daß er im Ersten Weltkrieg ein tapferes Fliegeras gewesen war, ein Mitglied von Richthofens Fliegendem Zirkus, der eines dieser winzigen, wenig Vertrauen erweckenden Flugzeuge aus Holz und Draht flog ... Kaum zu glauben, daß dies der gleiche Mensch sein sollte.

Durch ein Fenster erblickte sie eine Menschenmenge vor den Toren des Weißen Hauses. Die Neugierigen, die sich wegen Rudis ›Krankheit‹ hier eingefunden hatten. Nicole lächelte kurz. Die Wächter am Tor ... Sie hielten die Nachtwache. Von nun an würden sie Tag und Nacht hier stehen, als ob sie hier eine Karte für die Weltmeisterschaftsspiele ergattern könnten, bis Kalbfleisch ›gestorben‹ war. Und dann würden sie schweigend von dannen ziehen.

Der Himmel mochte wissen, weshalb sie kamen. Hatten sie sonst nichts zu tun? Sie hatte sich das schon bei vielen anderen Gelegenheiten gefragt. Waren es immer die gleichen Menschen, die dort warteten? Eine interessante Spekulation.

Sie ging um eine Ecke – und fand sich Bertold Goltz gegenüber.

»Ich bin sofort gekommen, als ich es hörte«, sagte Goltz müde. »Also neigt sich die Amtsperiode des alten Mannes nun ihrem Ende zu. Sehr lange hat sie diesmal ja nicht gedauert. Und Herr Hogben wird ihn ersetzen, eine in gewissem Sinne mystische, aber nicht existente Konstruktion mit dieser treffenden Bezeichnung. Ich bin schon in den Frauenzimmer-Werken gewesen; dort fahren sie ja wirklich schwere Geschütze auf.«

»Was wollen Sie hier?« fragte Nicole.

Goltz zuckte die Achseln. »Vielleicht ein wenig Konversation? Nein, ich bin aus einem bestimmten Grund gekommen: Ich will Sie warnen. Die Karp-Werke haben schon einen Spitzel in Frauenzimmers Werk eingeschleust.« »Das weiß ich bereits«, sagte Nicole. »Und bezeichnen Sie die Firma Frauenzimmer nicht als ‚Werk‘. Sie ist zu klein, um mit einem Konzern oder Kartell verglichen zu werden.«

»Ein Kartell kann auch über eine nur geringe Größe verfügen. Egal, ob sie ein Monopol halten – es gibt keinen Vergleich mehr, Frauenzimmer hat den Auftrag bekommen. Nicole, Sie hören mir jetzt besser gut zu; lassen Sie Ihre von-Lessinger-Techniker die Frauenzimmer-Angestellten überwachen. Zumindest für die nächsten zwei Monate. Ich glaube, es wird Sie überraschen, aber Karp wird nicht so einfach aufgeben; Sie hätten daran denken sollen.«

»Wir halten die Situation unter ...«

»Das tut ihr nicht«, widersprach Goltz. »Ihr habt *gar nichts* unter Kontrolle. Schauen Sie in die Zukunft, und Sie werden es sehen. Sie werden selbstzufrieden – wie eine dicke, fette Katze.« Er sah, wie sie den Alarmknopf an ihrer Kehle betätigte, und lächelte breit. »Der Alarm, Nicky? Meinetwegen? Nun, ich denke, ich mache mich jetzt wieder auf den Weg. Ach ja, meinen Glückwunsch, daß Sie Kongrosian aufgehalten haben, bevor er auswandern konnte. Das war ein genialer Schachzug. Auf jeden Fall ... Sie wissen es noch nicht, aber daß Sie Kongrosian gefaßt haben, gibt Ihnen ein paar Chancen mehr, als Sie sich jetzt vorstellen können. Bitte benutzen Sie Ihre von-Lessinger-Ausrüstung; in solchen Situationen besitzt sie einen einzigartigen Wert.«

Zwei graugekleidete NP-Wachtposten erschienen am Ende des Ganges; Nicole gab ihnen ein Zeichen, und sie zogen ihre Waffen.

Gähnend verschwand Goltz.

»Er ist weg«, sagte Nicole anklagend zu den Nationalpolizisten. Natürlich war er verschwunden; sie hatte es nicht anders erwartet. Aber zumindest hatte das Kommen der Nationalpolizisten das Gespräch beendet; sie war seiner Anwesenheit enthoben.

Wir müssen in der Zeit zurückgehen, dachte Nicole, bis zu Goltz' Kindheit, und ihn dort vernichten. Aber Goltz war ihnen zuvorgekommen. Er befand sich schon lange dort, in der Zeit seiner Geburt und seiner Kindheit. Er bewachte sich selbst, bildete sich aus und summte sein kindliches Selbst in den Schlaf; durch das von-Lessinger-Prinzip war

Bertold Goltz de facto sein eigener Vater geworden. Er war sein eigener ständiger Aufpasser, sein eigener Aristoteles; während der ersten fünfzehn Jahre seines Lebens konnte Goltz nicht überrascht werden.

Überraschung – dieses Element hatte von Lessinger fast völlig aus der Politik verbannt. Nun bestand sie nur noch aus Ursache und Wirkung. Zumaldest hoffte sie das.

»Frau Thibodeaux«, sagte einer der NP-Männer in sehr respektvollem Ton, »hier ist ein Mann von der Chemie AG, der Sie gerne sprechen möchte. Ein Herr Merril Judd. Wir haben ihn mitgebracht.«

»Ah, ja«, meinte Nicole nickend. Sie hatte eine Verabredung mit ihm vereinbart; Judd sprach von einigen neuen Möglichkeiten, mit denen man Richard Kongrosian heilen konnte. Der Psycho-Chemiker hatte sich sofort, als er erfuhr, daß Kongrosian aufgestöbert worden war, an das Weiße Haus gewandt. »Danke«, fügte sie hinzu und begab sich zum Kalifornischen Mohnzimmer, wo Judd auf sie wartete.

Diese verdammten Karps, dachte sie, als sie die mit dikken Teppichen belegten Gänge durchschritt. Die beiden Nationalpolizisten folgten ihr auf den Fersen. Man stelle sich nur einmal vor, sie versuchen, das Dieter-Hogben-Projekt zu sabotieren – vielleicht hat Goltz doch recht, *vielleicht sollten wir gegen sie vorgehen!* Aber sie sind so reich an Hilfsquellen. Die Karps, sowohl Vater als auch Sohn, waren ausgekochte Hasen in diesem Geschäft, vielleicht bessere Profis als sie selbst.

Ich frage mich, was Goltz genau gemeint hat, dachte sie. Daß wir einen größeren Stein ins Rollen gebracht haben, als

wir uns vorstellen können, indem wir Richard Kongrosian festgenommen haben? Hat es etwas mit Loony Luke zu tun? Es mußte noch jemanden geben, der genauso schlimm war wie die Karps oder Goltz, ein anderer Pirat und Nihilist, der seine Ziele auf Kosten des Staates anstrebt. Wie kompliziert doch alles geworden war; auch die bislang ergebnislosen Verhandlungen mit Göring hingen wie ein Damoklesschwert über ihrem Haupt. Der Reichsmarschall konnte oder wollte sich einfach nicht entscheiden, würde niemals zu einem Entschluß gelangen, und seine Unentschlossenheit streute Sand in ihr Getriebe, verlangte ihre Aufmerksamkeit voll und ganz. Der Aufwand war einfach zu groß. Wenn Göring sich nicht bis heute abend entschieden hatte ...

Dann würde er, so hatte sie ihm versichert, um acht Uhr wieder in seiner eigenen Zeit sein, verstrickt in einen aussichtslosen Krieg, der ihn mit tödlicher Sicherheit – wie er genau wußte – um sein verfressenes Leben bringen würde.

Ich werde dafür sorgen, daß Göring genau das bekommt, was ihm zusteht, sagte sie zornig zu sich selbst. Und Goltz und auch die Karps. Sie alle, Loony Luke eingeschlossen. Aber es muß vorsichtig geschehen, eins nach dem anderen. Im Moment stand sie einem schwererwiegenden Problem gegenüber – Richard Kongrosian.

Leise betrat sie das Kalifornische Mohnzimmer und begrüßte den Psycho-Chemiker der Chemie AG, Merrill Judd.

Ian Duncan schlief und träumte einen schrecklichen Traum. Eine gräßliche alte Frau mit grünlichen, runzligen Klauen scharrete nach ihm, winselte ihn an, irgend etwas zu tun – er

verstand nicht, was es war, denn ihre Stimme, ihre Worte, verschwammen zur völligen Undeutlichkeit, verloren sich in den Speichelfäden, die ihr Kinn hinabrannen, kaum daß sie den Mund mit den verfaulten, abgebrochenen Zähnen verlassen hatten. Er kämpfte, um sich zu befreien, aus seinem Nickerchen aufzuwachen, ihr zu entkommen ...

»Um Himmels willen«, drang Als verdrießliche Stimme durch die Schichten seines Unterbewußtseins. »Wach auf! Wir müssen das Bruchkistenparadies starten; in weniger als drei Stunden erwartet man uns im Weißen Haus.«

Nicole, überlegte Ian, während er sich zerschlagen aufsetzte. Sie war es, von der ich geträumt habe, alt und verwelkt, mit altem, eingefallenem, fast totem Fleisch – aber es war immer noch sie. »Schon gut«, murmelte er und kam schwankend auf die Füße. »Ich wollte wirklich nicht einschlafen. Und ich habe teuer für mein Nickerchen bezahlt; ich träumte auf schreckliche Art von Nicole. Al, glaubst du, daß sie wirklich so alt ist, obwohl wir sie gesehen haben? Stell dir vor, es ist ein Trick, eine projizierte Illusion. Ich meine ...«

»Wir geben unsere Vorstellung«, sagte Al, »und spielen unsere Hörner.«

»Aber ich könnte es nicht durchstehen«, sagte Ian Duncan. »Ich bin noch zu unsicher, kann mich nicht anpassen. Alles verwandelt sich in einen Alptraum; Luke kontrolliert den Papoola, und Nicole ist vielleicht alt – was hat das alles zu bedeuten? Warum können wir nicht umkehren, sie einfach auf dem Fernsehschirm sehen? Damit wäre ich schon zufrieden. Ich will diese Projektion sehen, verstehst du?«

»Nein«, meinte Al verbissen. »Wir müssen dies durchstehen. Denk daran, du kannst immer noch zum Mars auswandern, die Mittel dazu haben wir an der Hand.«

Das Bruchkistenparadies war inzwischen in die Luft gestiegen und bewegte sich auf die Ostküste und Washington zu.

Nach der Landung begrüßte sie Harold Slezak, ein rundlicher, kleinwüchsiger Mann, auf das herzlichste; er wechselte einen Händedruck mit ihnen und geleitete sie zwanglos zum Dienstboteneingang des Weißen Hauses. »Ihr Programm ist sehr ambitioniert«, plauderte er, »aber Sie können den Ansprüchen genügen und mich und uns – ich meine natürlich die Erste Familie – und besonders die First Lady zufriedenstellen, die allen Arten origineller Kunst sehr wohlwollend gegenübersteht. Laut Ihren biographischen Daten haben Sie ein sorgfältiges Studium primitiver Schallplattenaufnahmen betrieben, die aus den Anfängen des zwanzigsten Jahrhunderts stammen, sogar aus so früher Zeit wie 1920, von Blaskapellen, die den Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten überlebt haben. Sie sind also Experten auf diesem Gebiet – bis auf die Ausnahme, daß Sie klassische Musik spielen und keine Volksmusik.«

»Jawohl, Sir«, entgegnete Al.

»Könnten Sie dennoch *einen* Folksong spielen?« fragte Slezak, als sie die Wachposten der Nationalpolizei am Dienstboteneingang passierten und das Weiße Haus betraten. Sie kamen in einen langen Gang, der in regelmäßigen Abständen von künstlichen Kerzen erleuchtet wurde. »Wir schlagen zum Beispiel ›Rockaby My Sara Jane‹ vor. Sie haben dieses Stück doch in Ihrem Repertoire, oder?«

»Ja«, meinte Al kurzangebunden. Eine Spur von Wider-

willen erschien kurz auf seinem Gesicht und war sofort wieder verschwunden.

»Fein«, sagte Slezak und deutete mit dem Kopf die Richtung an. »Darf ich nun fragen, was für ein seltsames Geschöpf Sie mit sich führen?« Mit einem fast enthusiastischen Blick beäugte er den Papoola. »*Lebt es?*«

»Das ist unser Totem-Tier«, entgegnete Al.

»Sie meinen – eine abergläubische Anhänglichkeit? Ein Maskottchen?«

»Genau«, sagte Al. »Damit überwinden wir unsere Furcht.« Er tätschelte den Kopf des Papoolas. »Es gehört zu unserer Vorstellung; es tanzt zu unserem Spiel. Wie ein Affe, wissen Sie ...«

»Nun, ich will verdammt sein«, sagte Slezak. Sein Enthusiasmus war zurückgekehrt. »Jetzt versteh ich. Nicole wird erfreut sein; sie mag warme, pelzige Tierchen.« Er hielt den beiden eine Tür auf.

Und dort saß sie.

Wie konnte Luke sich nur so irren, dachte Ian Duncan. Sie sah schöner aus als bei ihrem Auftritt im Bruchkistenparadies, und im Vergleich mit den Fernsehaufnahmen wirkte sie wesentlich würdevoller. Hier lag der bedeutende Unterschied, die fabelhafte Authentizität ihrer Erscheinung, die Wirklichkeit, die von den Sinnen wahrgenommen wurde. Die Sinne kannten den Unterschied. Hier saß sie, in verbliebenen Blue Jeans, Mokassins an ihren kleinen Füßen, in einem sorglos zugeknöpften weißen Hemd, durch das er ihre helle, weiche Haut sehen konnte – oder zu sehen glaubte. Wie zwanglos sie dasaß, dachte Ian. Weder anmaßend noch unnahbar. Ihr kurzgeschnittenes Haar enthüllte

ihren wunderschön geformten Nacken und die Ohren, die ihn faszinierten, seine gesamte Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nahmen. Und, so dachte er, sie ist so verdammt jung. Sieht noch nicht einmal wie zwanzig aus. Er fragte sich, ob sie sich durch irgendein Wunder an ihn erinnerte. Oder an Al.

»Nicole«, sagte Slezak, »das sind die Leute mit den klassischen Hörnern.«

Sie blickte schräg empor; sie hatte die *Times* gelesen. Nun lächelte sie grüßend. »Guten Tag«, sagte sie. »Haben Sie schon zu Mittag gegessen? Wir könnten Ihnen kanadischen Schinken, Butterhörnchen und Kaffee als kleinen Imbiß anbieten, wenn Sie möchten.« Ihre Stimme schien seltsamerweise nicht von ihr zu kommen, sondern aus der oberen Hälfte des Raumes zu materialisieren, fast von der Decke. Ian blickte nach oben, sah einige Lautsprecher und bemerkte verblüfft, daß eine Wand aus Glas und Plastik Nicole von ihnen trennte, eine Sicherheitsmaßnahme, um sie zu schützen. Er fühlte sich enttäuscht und verstand dennoch, wieso diese Maßnahme notwendig war. Wenn ihr etwas zustieße ...

»Wir haben schon gegessen, Frau Thibodeaux«, meinte Al. »Danke.« Auch er blickte zu den Lautsprechern.

Wir haben Frau Thibodeaux gegessen, dachte Ian Duncan in Panik. Verhält es sich nicht genau anders herum? Verschlingt sie nicht *uns*, wie sie da in ihren Blue Jeans und dem Hemd sitzt? Ein seltsamer Gedanke ...

»Sieh mal«, sagte Nicole zu Harold Slezak. »Sie haben einen dieser kleinen Papoolas mitgebracht ... sieht er nicht lustig aus? Kann ich ihn mir näher anschauen?« fragte sie,

zu Al gewandt. »Lassen Sie ihn herkommen.« Sie gab ein Zeichen, und die transparente Wand hob sich.

Al ließ den Papoola los, und er huschte unter der hochgezogenen Sicherheitsbarriere auf Nicole zu, machte einen Satz, und plötzlich hielt Nicole ihn in ihren starken, empfindsamen Händen und sah ihn an, als ob sie sein Innerstes erspähen wollte.

»Pah«, sagte sie, »er lebt ja gar nicht; das ist nur ein Spielzeug!«

»Keiner hat überlebt«, erklärte Al. »Soweit wir wissen zumindest. Aber das ist ein authentisches Modell, auf den Fossilien basierend, die wir auf dem Mars gefunden haben.« Er trat auf sie zu ...

Die Barriere fiel abrupt nieder. Al wurde von dem Papoola abgeschnitten und blieb verwirrt stehen, anscheinend sehr aufgeregt. Dann, von einem Instinkt getrieben, berührte er die Kontrollen an seiner Taille, und der Papoola glitt aus Nicoles Händen und hoppelte plump auf den Boden. Nicole schrie erstaunt auf, ihre Augen blitzten hell.

»Wollen Sie einen, Nicky?« fragte Harold Slezak sie. »Zweifellos können wir Ihnen einen besorgen, wenn Sie wollen, auch mehrere.«

»Was kann dieses Ding?« fragte Nicole.

»Es tanzt, gnädige Frau«, stammelte Slezak, »während die beiden uns vorspielen. Es hat Rhythmus im Blut – richtig, Herr Duncan? Vielleicht könnten Sie ein kleineres Stück spielen, um es Frau Thibodeaux zu zeigen.« Energisch rieb er sich die großen Hände, Ian und Al zunickend.

»S-sicher«, sagte Al. Er und Ian blickten sich an. »Hm, wir könnten eine kleine Melodie aus Schuberts ›Forelle‹

spielen. Gut, Ian, mach dich bereit.« Er knöpfte die Schutzhülle seines Horns auf, hob es heraus und setzte es an. Ian tat es ihm gleich. »Ich bin Al Miller«, sagte er, »und spiele das erste Horn, und neben mir sitzt mein Partner, Ian Duncan, am zweiten Horn. Wir bieten Ihnen ein Konzert klassischer Lieblingsmelodien und beginnen mit Schubert.«

Bump bump-bump BUMP-BUMP buump bump, ba-bump-bump bup-bup-bup-bup-buppppp ...

»Jetzt erinnere ich mich daran, wo ich Sie beide schon einmal gesehen habe«, sagte Nicole plötzlich. »Besonders an Sie erinnere ich mich, Herr Miller.«

Sie senkten ihre Instrumente und warteten gespannt.

»In diesem Bruchkistenparadies«, sagte Nicole. »Als ich Richard in Gewahrsam nahm. Sie haben mit mir gesprochen, Sie batzen mich, Richard in Ruhe zu lassen.« »Ja«, gestand Al ein.

»Um Himmels willen, haben Sie nicht damit gerechnet, daß ich Sie wiedererkennen würde?«

»Sie begegnen so vielen Menschen ...«, erwiderte Al.

»Aber ich habe ein gutes Gedächtnis«, sagte Nicole. »Auch bei denen, die nicht so schrecklich wichtig sind. Sie hätten besser etwas länger gewartet, bevor Sie hierherkommen ... oder stört Sie das vielleicht gar nicht?«

»Doch, es bekümmert uns«, sagte Al. »Es stört uns sogar sehr.«

Sie betrachtete ihn sehr lange. »Musiker sind komische Menschen«, sagte sie schließlich. »Mir ist aufgefallen, daß sie nicht wie andere Leute denken. Sie leben in ihren eigenen Phantasie-Welten, wie Richard es auch tut. Er ist der schlimmste. Aber er ist auch der beste – der beste Musiker

des Weißen Hauses. Vielleicht muß das so sein, ich weiß es nicht, habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht. Irgend jemand sollte eine definitive wissenschaftliche Studie über dieses Thema erarbeiten und es damit ein für allemal erledigen. Nun, fahren Sie in Ihrem Konzert fort.«

»In Ordnung«, sagte Al und warf Ian schnell einen Blick zu.

»Du hast mir nie gesagt, daß du sie darum gebeten hast, Kongrosian in Ruhe zu lassen«, sagte Ian. »Das hast du nie erwähnt.«

»Ich dachte, du wüßtest es; ich glaubte, du wärest dabei gewesen und hättest es gehört.« Al zuckte die Achseln. »Auf jeden Fall glaubte ich nicht wirklich, daß sie sich an mich erinnert.« Anscheinend erschien ihm diese Vorstellung unglaublich; in seinem Gesicht spiegelte sich starker Zweifel.

Sie begannen wieder zu spielen.

Bump-bump-bump BUMP-BUMP buuump bump ...

Nicole kicherte.

Wir sind durchgefallen, dachte Ian. Mein Gott, das schlimmste ist eingetroffen, wir wirken lächerlich. Er hörte zu spielen auf; Al fuhr fort, die Wangen rot und geschwollen vor Anstrengung. Er schien nicht zu bemerken, daß Nicole die Hand vor den Mund hielt, um ihr Kichern zu verbergen, ihre Belustigung über sie und ihre Anstrengungen. Al spielte bis zum Ende des Stückes allein weiter und senkte dann ebenfalls sein Horn.

»Der Papoola«, sagte Nicole so beherrscht wie möglich. »Er hat nicht getanzt. Noch nicht einmal einen einzigen winzigen Schritt. Warum nicht?« Und wieder lachte sie, unfähig, sich Einhalt zu gebieten.

»Ich ... ich habe keine Kontrolle über ihn«, sagte Al

hölzern. »Er ist auf Fernsteuerung eingestellt.« Zu Ian gewandt fuhr er fort. »Luke hat immer noch die Kontrolle über ihn.« Er drehte sich zum Papoola um und sagte laut: »Du solltest besser tanzen!«

»Oh, das ist wirklich wunderbar!« sagte Nicole. »Sehen Sie doch!« sagte sie zu einer Frau, die soeben gekommen war. Ian erkannte sie, es war Janet Raimer. »Er muß *betteln*, damit er tanzt. Tanze, wie auch immer dein Name lautet, Papoola-Ding vom Mars, oder besser Imitation eines Papoolas vom Mars.« Sie tippte den Papoola mit der Spitze ihres Mokassins an, versuchte, ihn zum Leben zu erwecken. »Komm schon, du kleine, uralte, synthetische, süße Kreatur, ganz aus Drähten gemacht. Bitte.« Sie trat ihn etwas fester.

Der Papoola sprang auf sie zu und biß sie.

Nicole schrie auf. Ein scharfer Knall erklang hinter ihr, und der Papoola löste sich in umherwirbelnde Einzelteile auf. Ein Nationalpolizist des Weißen Hauses trat vor, das Gewehr in den Händen, und starrte sie und die zerfließenden Partikel an; sein Gesicht war ruhig, doch seine Hände und das Gewehr zitterten. Al begann sich selbst zu verfluchen, stieß immer wieder, ohne Unterlaß, die gleichen drei oder vier Worte wie einen Singsang aus.

»Luke«, sagte er dann zu Ian. »Er hat es geschafft. Das war seine Rache. Und unser Ende.« Er sah zeitlos alt, hager und ausgebrannt aus. Reflexartig begann er wieder, sein Horn zu spielen, ging die Melodie Schritt für Schritt mechanisch durch.

»Sie sind verhaftet«, sagte ein zweiter Wachsoldat der NP, der hinter ihnen erschienen war und ein Gewehr auf sie richtete.

»Natürlich«, sagte Al gleichmütig. Sein Kopf schwang hin und her. »Wir hatten nichts damit zu tun, aber Sie verhaften uns.«

Mit Hilfe von Janet Raimer kam Nicole auf die Füße und ging langsam auf Al und Ian zu. An der transparenten Barriere blieb sie stehen. »Hat er mich gebissen, weil ich gelacht habe?« fragte sie leise.

Slezak stand da und fuhr sich über die Stirn. Er sagte nichts, sondern starrte sie alle einfach fassungslos an.

»Es tut mir leid«, sagte Nicole. »Ich habe ihn böse gemacht, nicht wahr? Das ist eine Schande; wir hätten Ihre Vorführung genossen. Heute, nach dem Abendessen.«

»Luke trägt die Schuld daran«, sagte Al zu ihr.

»Luke«. Nicole betrachtete ihn genau. »Ja, das ist richtig. Er ist Ihr Arbeitgeber. Ich glaube, wir verhaften besser auch ihn«, sagte sie, zu Janet Raimer gewandt. »Glauben Sie nicht auch?«

»Alles, was Sie sagen«, meinte Janet Raimer, bleich und erschreckend ängstlich wirkend.

»Diese Vorstellung ...«, meinte Nicole. »Sie sollte nur als Täuschungsmanöver dienen, um eine feindliche Aktion gegen uns durchführen zu können, nicht wahr? Ein Verbrechen gegen den Staat. Wir müssen unsere gesamten Gepflogenheiten überdenken, Künstler hierher einzuladen. Vielleicht war das schon von Anfang an ein Fehler gewesen. Das gibt jemandem, der uns gegenüber feindliche Absichten hegt, einfach zu viel Spielraum. Es tut mir leid.« Sie wirkte nun traurig, faltete die Arme vor der Brust und wiegte sich gedankenversunken vor und zurück.

»Nicole, glauben Sie mir doch ...«

»Ich bin nicht Nicole«, sagte sie beschaulich zu sich selbst. »Nennen Sie mich nicht so. Nicole Thibodeaux starb vor Jahren. Ich bin Kate Rupert, die vierte, die ihren Platz einnimmt. Ich bin nur eine Schauspielerin, die der richtigen Nicole ausreichend ähnelt, um in der Lage zu sein, diesen Eindruck zu erwecken, und manchmal, wenn so etwas geschieht, wünsche ich, diese Rolle nicht übernommen zu haben. Ich habe keine wirkliche Autorität im Sinne des Wortes. Eine Ratsversammlung regiert. Ich habe diese Leute noch nie gesehen – sie sind nicht interessiert an mir und ich nicht an ihnen. Das gleicht es also aus.«

»Wie ... wie Viele Anschläge auf Ihr Leben hat es schon gegeben?« fragte Al nach einer Weile.

»Sechs oder sieben«, sagte sie. »Die genaue Zahl habe ich vergessen. Alle aus psychologischen Gründen. Ein unbewältigter Ödipuskomplex oder so etwas. Es interessiert mich nicht.« Sie wandte sich den Nationalpolizisten zu; inzwischen befand sich beinahe eine Hundertschaft am Ort des Geschehens. Auf Al und Ian deutend, sagte sie: »Es scheint mir, daß diese beiden nicht gewußt haben, was eigentlich vor sich ging. Vielleicht sind sie unschuldig.« Zu Harold Slezak und Janet Raimer sagte sie: »Müssen wir sie vernichten? Ich begreife nicht, wieso Sie nicht einfach einige ihrer Gedächtniszellen aus ihren Gehirnen entfernen können und sie dann gehen lassen. Oder ist das unmöglich?«

Slezak warf Janet Raimer einen Blick zu und zuckte dann die Achseln. »Wenn Sie es wünschen.«

»Ja«, bekräftigte Nicole. »Ich würde es vorziehen. Das erleichtert meine Arbeit. Bringen Sie sie zum medizinischen Zentrum in Bethesda und geben Sie sie danach frei.

Und jetzt machen wir weiter. Der nächste Künstler soll mit seiner Vorstellung beginnen.«

Ein Nationalpolizist stieß Ian sein Gewehr in den Rücken. »Diesen Gang entlang, bitte.«

»Na gut«, gelang es Ian zu murmeln. Er nahm sein Horn auf. Was ist eigentlich los? fragte er sich. Ich verstehe das nicht ganz. Diese Frau ist nicht wirklich Nicole, und was noch schlimmer ist, es gibt überhaupt keine Nicole, nur die Fernsehbilder, die Illusion dieses Mediums, und dahinter, hinter ihr, herrscht eine ganze Gruppe. Irgendeine juristische Person. Doch woraus besteht diese Körperschaft, und wie haben sie die Macht erlangt? Seit wann besitzen sie sie schon? Werden wir das jemals erfahren? Bis hierher sind wir vorgedrungen; wir schienen beinahe zu wissen, was wirklich vor sich geht. Die Wirklichkeit hinter der Illusion, die Geheimnisse, die man uns allen vorenthält. Können sie uns nicht den Rest berichten? Viel ist es nicht mehr. Und welchen Unterschied würde das noch machen?

»Adieu«, sagte Al zu ihm.

»W-was?« fragte er, fürchterlich erschrocken. »Warum sagst du das? Sie werden uns doch gehen lassen, oder nicht?«

»Wir werden uns nicht mehr aneinander erinnern«, sagte Al. »Glaube mir, sie werden uns nicht erlauben, derartige Erinnerungen zu behalten. Also ...« Er streckte die Hand aus. »Also Adieu, Ian. Wir haben es bis zum Weißen Haus gebracht, nicht wahr? Auch daran wirst du dich nicht mehr erinnern können, aber es bleibt dennoch wahr. Wir haben es geschafft.« Er grinste verzerrt.

»Gehen Sie weiter«, sagte der Nationalpolizist zu den beiden.

Immer noch in sinnloser Hoffnung ihre Hörner haltend, gingen Al Miller und Ian Duncan Schritt für Schritt den Gang entlang, in Richtung Ausgang auf den schwarzen Krankenwagen zu, von dem sie wußten, daß er dort auf sie wartete.

Es war Nacht, und Ian Duncan fand sich, frierend und zitternd, an einer verlassenen Straßenecke wieder. Er blinzelte in das gleißende weiße Licht einer öffentlichen städtischen Helikopter-Station. Was habe ich hier zu suchen? fragte er sich verwirrt. Er blickte auf seine Armbanduhr; es war acht Uhr. Ich sollte eigentlich beim Allerseelen-Treffen sein, oder? dachte er wie betäubt.

Ich kann nicht noch ein Treffen ausfallen lassen. Zwei nacheinander – das geht nicht, das bedeutet meinen wirtschaftlichen Ruin. Er begann loszumarschieren.

Das bekannte Gebäude des Abraham Lincoln mit all seinen verwinkelten Türmen und Fenstern lag direkt vor ihm. Schwer atmend eilte er weiter und versuchte, sein Tempo zu halten. Es muß schon vorüber sein, dachte er. Hinter den Fenstern im großen Versammlungsraum leuchtete kein Licht. Verdammt! Er keuchte vor Verzweiflung.

»Allerseelen schon vorbei?« fragte er den Portier, als er die Lobby betrat und seinen Ausweis zum Datenautomaten ausstreckte.

»Sie sind ein wenig durcheinander, Herr Duncan«, entgegnete Vince Strikerock. »Allerseelen war gestern abend; heute haben wir Freitag.«

Irgend etwas ist schiefgelaufen, bemerkte Ian. Aber er sagte nichts, nickte bloß und eilte auf den Fahrstuhl zu.

Als er in seiner Etage aus dem Fahrstuhl ausstieg, öffnete

sich eine Tür, und eine Gestalt winkte ihm verstohlen zu.
»He, Duncan!«

Es war ein Hausbewohner namens Corley, den er kaum kannte. Da eine Begegnung wie diese verheerende Folgen haben konnte, trat Ian mit der gebotenen Vorsicht auf ihn zu. »Ja?«

»Ein Gerücht geht um«, sagte Corley schnell mit furchterfüllter Stimme. »Es betrifft Ihren letzten Relpol-Test. Man ist auf eine Unregelmäßigkeit gestoßen. Morgen wird man Sie gegen siebzehn oder achtzehn Uhr aufsuchen und Sie einem Überraschungs-Relpol-Test unterziehen.« Er blickte den Gang auf und ab. »Lesen Sie über die späten achtziger Jahre nach, und besonders über die kollektiven Religionsbewegungen. Klar?«

»Gewiß«, antwortete Ian dankbar. »Und vielen Dank. Vielleicht kann ich das gleiche ...« Er brach ab, da Corley in sein eigenes Apartment zurückgehuscht war und die Tür geschlossen hatte. Ian stand allein auf dem Gang.

Das ist sehr nett von ihm, dachte er, während er weiterging. Er hat wahrscheinlich meine Haut gerettet, mich davor bewahrt, zwangswise für immer von hier ausziehen zu müssen.

Als er sein Apartment erreicht hatte, machte er es sich bequem und breitete alle seine Nachschlagewerke über die politische Geschichte der Vereinigten Staaten vor sich aus. Ich werde die ganze Nacht hindurch lernen, entschloß er sich. Denn ich muß diesen Test bestehen, ich habe gar keine andere Wahl.

Um sich wach zu halten, schaltete er das Fernsehen an. Sofort kam das warme, bekannte Gefühl – durch die

Anwesenheit der First Lady hervorgerufen – und begann, den Raum zu durchdringen.

»... und als Musikdarbietung heute abend«, sagte sie, »werden wir ein Saxophon-Quartett hören, das Melodien aus den Opern von Wagner spielt, insbesondere aus meiner Lieblingsoper *Die Meistersinger von Nürnberg*. Ich glaube, wir alle werden einer Meinung über diese Aufführung sein; sie stellt sicherlich eine Bereicherung unserer Erfahrungen dar. Ferner ist es mir gelungen, Ihnen danach einen ihrer alten Favoriten zu präsentieren, den weltberühmten Cellisten Henri LeClerc, in einem Programm von Jerome Kern und Cole Porter.« Sie lächelte, und Ian Duncan lächelte über seinen Stapel Nachschlagewerke zurück.

Ich frage mich, wie es ist, im Weißen Haus zu spielen, dachte er. Vor der First Lady eine Aufführung zu geben. Zu schade, daß ich nie gelernt habe, irgendein Instrument zu spielen. Ich kann weder schauspielern noch Gedichte schreiben, weder tanzen noch singen – gar nichts. Welche Hoffnung bleibt dann noch für mich? Wenn ich wenigstens aus einer musikalischen Familie stammen würde, wenn ich einen Vater oder eine Mutter hätte, die mir beibringen könnten ...

Verdrießlich kritzelte er ein paar Notizen über den Aufstieg der französischen Christlich-faschistischen Partei im Jahre 1985 nieder. Doch dann – wie immer zum Fernseher hingezogen – legte er den Stift nieder und drehte den Stuhl, so daß er den Apparat im Blick hatte. Nicole zeigte nun ihr Delfter Porzellan, das sie, wie sie erklärte, in einem kleinen Laden in Schweinfurt aufgetrieben hatte. Wie herrlich die Farben doch waren ... fasziniert sah er zu, wie

ihre kräftigen, schlanken Finger die leuchtende Oberfläche des glasierten Gegenstandes entlangfuhren.

»Betrachten Sie diese Oberfläche«, murmelte Nicole mit ihrer heiseren Stimme. »Möchten Sie so etwas nicht auch haben? Ist es nicht schön?«

»Ja«, sagte Ian Duncan.

»Wie viele von Ihnen möchten solch ein Porzellan eines Tages einmal besitzen?« fragte Nicole. »Heben Sie bitte eine Hand.«

Hoffnungsvoll hob Ian die Hand.

»Oh, das ist ja eine ganze Menge«, sagte Nicole und lächelte ihr bekanntes, strahlendes Lächeln. »Nun, vielleicht werden wir später noch eine Besichtigung des Weißen Hauses durchführen. Möchten Sie das?«

»Ja, das wäre schön«, sagte Ian, in seinem Stuhl auf und nieder hüpfend.

Es schien, als lächelte sie ihn vom Fernsehschirm direkt an. Also lächelte er zurück. Doch dann fühlte er, wie sich ein großes Gewicht auf ihn senkte, und schließlich wandte er sich zögernd zurück zu seinen Nachschlagewerken. Zurück zu den harten Realitäten seines täglichen, bedrückenden Lebens.

Etwas schlug gegen das Fenster seines Apartments, und eine dünne Stimme rief ihm zu: »Ian Duncan, ich habe nicht viel Zeit!«

Er fuhr herum und sah draußen in der Dunkelheit der Nacht ein eierähnliches Gebilde, das in der Luft schwebte. Darin saß ein Mann, der ihm zuwinkte und etwas zurief. Das Ei gab ein *patt-patt* von sich, während es im Leerlauf schwebte und der Mann die Luke des Gefährts auftrat und sich hinausschob.

Sind sie schon wegen dem Test hier? fragte Ian Duncan sich. Er erhob sich, fühlte sich hilflos. So schnell ... ich bin noch nicht bereit.

Ärgerlich trieb der Mann in dem Ei die Triebwerke hoch, bis ihr stetiger weißer Feuerstrom gegen die Wand des Gebäudes schlug; das Zimmer erbebte, und etwas Putz rieselte herab. Das Fensterglas schmolz, als es von der Hitze des Strahls getroffen wurde. Durch die Öffnung schrie der Mann erneut etwas und versuchte, Ian Duncans Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

»He, Duncan! Beeilen Sie sich! Ihr Freund ist schon in einem anderen Schiff auf dem Weg!« Der bereits etwas ältere Mann, der einen teuren, blaugestreiften Anzug aus echtem Naturstoff trug, der lediglich etwas aus der Mode gekommen wirkte, stieß sich mit Schwung aus dem eierähnlichen Vehikel und kam mit den Füßen zuerst auf dem Boden des Zimmers auf. »Wir müssen uns beeilen, wenn wir es schaffen wollen. Erinnern Sie sich nicht mehr an mich? Al konnte sich auch nicht mehr erinnern.«

Ian Duncan starrte ihn an und fragte sich, wer dies und wer dieser Al sein könnten.

»Mamas Psychologen haben gute Arbeit an Ihnen geleistet«, erklärte der ältere Mann. »Dieses Bethesda muß schon ein ganz verdammter Ort sein.« Er kam auf Ian zu und faßte ihn an der Schulter. »Die NP schließt alle Bruchkistenparadiese; ich muß mich zum Mars durchschlagen und werde Sie mitnehmen. Versuchen Sie, sich zusammenzureißen. Ich bin Loony Luke – Sie erinnern sich jetzt noch nicht an mich, werden es aber, sobald wir auf dem Mars sind und Sie Ihren alten Freund Al wiedersehen. *Kommen*

Sie schon!« Luke zog ihn zur Lücke in der Wand seines Zimmers, zu jener Öffnung, die einst ein Fenster gewesen war, und auf das Ei zu – man nannte es Bruchkiste, fiel Ian wieder ein –, das dahinter schwebte.

»Na gut«, sagte Ian und fragte sich, was er mitnehmen sollte. Was würde er auf dem Mars brauchen? Zahnbürste, Schlafanzug, einen Wintermantel? Wie wahnsinnig blickte er sich in seinem Apartment um, nahm einen letzten Abschied.

Weit in der Ferne erklangen Polizeisirenen.

Luke kroch zurück in die Bruchkiste, und Ian folgte ihm, ergriff die ausgestreckte Hand des anderen. Überrascht bemerkte er, daß es in der Bruchkiste von gelben, käferähnlichen Geschöpfen nur so wimmelte, deren Antennen sich auf ihn richteten, als er in ihre Mitte sprang. Papoolas, erinnerte er sich. Oder so ähnlich.

Jetzt wird alles gut, strömten ihm die vereinten Gedankenwellen der Papoolas entgegen. *Keine Sorge, Loony Luke hat Sie noch rechtzeitig erreicht, gerade noch rechtzeitig. Entspannen Sie sich.*

»Ja«, stimmte Ian zu. Er lehnte sich gegen die Verschaltung der Bruchkiste und entspannte sich, während das Schiff in die Leere der Nacht und auf den neuen Planeten zuschoß, der dahinter lag.

»Sicher würde ich das Weiße Haus gerne verlassen«, meinte Richard Kongrosian verdrießlich zu dem Nationalpolizisten, der ihn bewachte. Er war gereizt und gleichzeitig besorgt und hielt zu Pembroke einen so großen Abstand wie möglich. Er wußte, daß Pembroke die Befehlsgewalt innehatte.

»Herr Judd, der Psycho-Chemiker der Chemie AG, wird in einer Minute hier sein«, sagte Wilder Pembroke. »Haben Sie also bitte etwas Geduld, Herr Kongrosian.« Seine Stimme klang zwar leise, aber nicht weich; in ihr schwang eine Härte, die Kongrosian noch mehr beunruhigte.

»Das kann ich nicht dulden«, sagte Kongrosian. »Sie bewachen mich, geben auf jeden Schritt acht, den ich tue. Ich kann es einfach nicht tolerieren, beobachtet zu werden. Wissen Sie nicht, daß ich an einer *paranoia sensitiva* leide?«

Es klopfte an der Tür. »Herr Judd für Herrn Kongrosian«, verkündete ein Bediensteter des Weißen Hauses.

Pembroke öffnete die Tür und ließ Merrill Judd ein, der, mit einer Aktentasche unter dem Arm, schnellen Schrittes auf den Pianisten zusteuerte. »Herr Kongrosian! Freut mich, Sie endlich einmal persönlich kennenzulernen.«

»Hallo, Judd«, murmelte Kongrosian, den alles, was um ihn herum geschah, nur noch mehr verdroß.

»Ich habe hier einige neue; sich noch in der Forschung befindlichen Medikamente für Sie dabei«, erklärte Judd, öffnete die Aktentasche und griff hinein. »Imipramin-HCL, zweimal täglich, jeweils 50 mg. Das ist die orangefarbene

Tablette. Die braune ist unser neues Methabyretinat-Oxid, 100 mg pro ...«

»Gift«, unterbrach ihn Kongrosian.

»Bitte?« Judd spitzte aufmerksam die Ohren.

»Das werde ich nicht einnehmen. Es ist Teil eines sehr sorgfältig ausgeklügelten Planes, mich zu töten.« Kongrosian hatte keinen Zweifel daran. Er hatte es bemerkt, als Judd mit der Tasche der Chemie AG aufgetaucht war.

»Ganz und gar nicht«, sagte Judd und warf Pembroke einen scharfen Blick zu. »Das versichere ich Ihnen. Wir versuchen, Ihnen zu helfen. Es ist unsere Aufgabe, Ihnen zu helfen, Sir.«

»Haben Sie mich deshalb gekidnappt?« fragte Kongrosian.

»Ich habe Sie nicht entführt«, entgegnete Judd voller Vorsicht. »Was die ...«

»Sie arbeiten alle zusammen«, sagte Kongrosian. Und er besaß eine Antwort darauf; er hatte sich genau auf den richtigen Moment vorbereitet. Sein ganzes psychokinetisches Talent aufbietend, hob er beide Arme und dirigierte seine Kräfte mit aller Konzentration gegen den Psycho-Chemiker Merrill Judd.

Der Psycho-Chemiker stieg vom Boden empor und schwankte in der Luft. Seine Aktentasche immer noch festhaltend, starrte er Kongrosian und Pembroke an. Seine Augen quollen hervor, als er zu sprechen versuchte, und dann wirbelte Kongrosian ihn gegen die geschlossene Zimmertür. Ihr dünnes Holz zersplitterte, als Judd gegen sie und durch sie *hindurch* knallte; dann verschwand er aus Kongrosians Blickfeld. Nur Pembroke und seine Nationalpolizisten blieben bei ihm im Zimmer.

Wilder Pembroke räusperte sich. »Vielleicht sollten wir nachsehen, wie schlimm er verletzt ist«, sagte er heiser. Während er auf die zertrümmerte Tür zuging, fügte er über die Schulter hinzu: »Ich kann mir gut vorstellen, daß die Chemie AG sich darüber sehr aufregen wird. Um es milde auszudrücken.«

»Zur Hölle mit der Chemie AG«, sagte Kongrosian. »Ich will meinen eigenen Arzt; ich traue niemandem, den Sie hierherbringen. Wie soll ich wissen, daß er wirklich von der Chemie AG kam? Wahrscheinlich war er ein Betrüger.«

»Auf jeden Fall«, bemerkte Pembroke, »brauchen Sie sich seinetwegen nun keine Sorgen mehr zu machen.« Sachte öffnete er die Überreste der Holztür.

»Kam er wirklich von der Chemie AG?« fragte Kongrosian und folgte ihm auf den Korridor hinaus.

»Sie haben selbst mit ihm am Telefon gesprochen. Ursprünglich waren Sie es, der ihn herbestellt hat.« Pembroke schien ärgerlich und aufgereggt, nun, da er den Gang nach einem Zeichen von Judd absuchte. »Wo ist er?« fragte er. »In Gottes Namen, was haben Sie mit ihm gemacht, Kongrosian?«

»Ich habe ihn die Treppen zur unterirdisch gelegenen Wäscherei hinuntergestoßen«, erklärte Kongrosian widerstrebend. »Er ist soweit in Ordnung.«

»Wissen Sie, was das von-Lessinger-Prinzip ist?« fragte Pembroke und sah ihn dabei aufmerksam an.

»Natürlich.«

»Als ranghoher Angehöriger der NP habe ich Zugang zu der von-Lessinger-Ausrüstung. Möchten Sie wissen, wen Sie als nächsten mit ihren psychokinetischen Kräften mißhandeln?«

»Nein«, erwiderte Kongrosian.

»Das zu wissen, wäre zu Ihrem Vorteil. Weil es Sie vielleicht davon abhalten würde; denn diese Tat würden Sie bedauern.«

»Wer ist es also?« fragte Kongrosian.

»Nicole«, entgegnete Pembroke. »Sie könnten mir etwas sagen – wenn Sie wollen. Von welchem Nutzen soll es sein, daß Sie sich bislang enthalten haben, Ihr Talent politisch anzuwenden?«

»Politisch?« echote Kongrosian. Er wußte nicht, wie er es in dieser Art überhaupt benutzen könnte.

»Wenn ich Sie daran erinnern darf«, fuhr Pembroke fort, »Politik stellt die Kunst dar, andere Menschen dazu zu bringen, das zu tun, was man von ihnen will, notfalls auch mit Gewalt. Ihre Anwendung der Psychokinese war bislang ziemlich ungebräuchlich in ihrer Direktheit – aber sie stellte keinen politischen Akt dar.«

»Ich habe immer schon gefühlt, daß es falsch ist, sie bei Menschen anzuwenden«, entgegnete Kongrosian.

»Aber jetzt ...«

»Jetzt«, sagte Kongrosian, »liegt die Situation anders. Ich bin ein Gefangener, und jeder ist gegen mich. Sie zum Beispiel sind gegen mich. Vielleicht werde ich meine Kraft auch gegen Sie anwenden müssen.«

»Bitte tun Sie das nicht«, meinte Pembroke und lächelte verkrampt. »Ich bin nur ein lohnabhängiger Beschäftigter einer Regierungsabteilung, der seine Pflicht tut.«

»Sie tun wesentlich mehr als das«, widersprach Kongrosian. »Mich würde es interessieren zu erfahren, unter welchen Umständen ich mein Talent gegen Nicole einsetzen

würde.« Er konnte sich nicht vorstellen, jemals so zu handeln; er empfand zu viel Ehrfurcht und Scheu vor ihr.

»Warum warten wir nicht ab und sehen, was geschehen wird?« schlug Pembroke vor.

»Es kommt mir überaus seltsam vor«, meinte Kongrosian, »daß Sie sich der Mühe unterziehen, die von-Les-singer-Ausrüstung zu benutzen, nur um etwas über mich herauszufinden. Schließlich bin ich ja völlig wertlos, ein Ausgestoßener der menschlichen Gesellschaft. Ein *Freak*, der besser nie geboren worden wäre.«

»Ihre Krankheit spricht aus Ihnen«, sagte Pembroke, »wenn Sie so etwas behaupten. Und tief in Ihrem Inneren wissen Sie das auch selbst.«

»Aber Sie müssen zugeben«, beharrte Kongrosian, »daß es sehr ungewöhnlich ist, wenn jemand deshalb von Les-singers Maschine benutzt. Sagen Sie mir den Grund!« Den *wirklichen* Grund, dachte er bei sich.

»Meine Aufgabe ist es, Nicole zu schützen. Da Sie offenbar bald einen Angriff gegen sie unternehmen werden ...«

»Ich glaube, daß Sie lügen«, unterbrach Kongrosian.

»Niemals könnte ich so etwas tun. Nicht bei Nicole.«

Wilder Pembroke zog eine Augenbraue hoch. Dann wandte er sich um und drückte den Fahrstuhlknopf, um seine Suche nach dem Psycho-Chemiker der Chemie AG fortzusetzen.

»Was haben Sie vor?« fragte Kongrosian. Er stand den Nationalpolizisten äußerst argwöhnisch gegenüber, war schon immer mißtrauisch gewesen und würde es immer sein, besonders, seit die NP auf dem Gelände des Bruchkistenparadieses aufgetaucht war und ihn mitgenommen

hatte. Und dieser Mann erweckte noch größeren Argwohn und Feindseligkeit in ihm, obwohl er nicht wußte, wieso dies so war.

»Ich erledige nur meine Arbeit«, wiederholte Pembroke.

Und dennoch glaubte Kongrosian ihm nicht, aus irgendwelchen Gründen, die er bewußt nicht erfassen konnte.

»Wie wollen Sie nun wieder gesund werden?« fragte Pembroke, als die Fahrstuhltüren sich öffneten. »Jetzt haben Sie den Mann der Chemie AG vernichtet ...« Er betrat den Fahrstuhl und winkte Kongrosian, ihm zu folgen.

»Mein eigener Arzt – Egon Superb. Er kann mich heilen.«

»Wollen Sie ihn aufsuchen? Wir können das arrangieren.«

»Ja!« sagte Kongrosian eifrig. »So schnell wie möglich. Er ist der einzige im gesamten Universum, der nicht gegen mich ist.«

»Ich könnte Sie selbst zu ihm bringen«, sagte Pembroke mit einem nachdenklichen Ausdruck auf seinem flachen, harten Gesicht. »*Falls* ich diese Idee für gut halten würde – und da bin ich mir nicht ganz sicher.«

»Wenn Sie mich nicht dorthin bringen«, drohte Kongrosian, »werde ich Sie mit meinem Talent packen und Sie in den Potomac werfen.«

Pembroke zuckte die Achseln. »Zweifellos sind Sie dazu imstande. Aber laut der von-Lessinger-Ausrüstung werden Sie es nicht tun. Dieses Risiko nehme ich auf mich.«

»Ich glaube nicht, daß das von-Lessinger-Prinzip auch auf uns Mutanten anwendbar ist«, sagte Kongrosian nachdrücklich, während er den Fahrstuhl ebenfalls betrat. »Zumindest

habe ich so etwas gehört. Wir stellen akausale Faktoren dar.« Mit Pembroke war schwer auszukommen. Er mochte diesen starken Mann ganz und gar nicht. Mochte ihn nicht und vertraute ihm nicht.

Vielleicht liegt es nur an seiner Polizistenmentalität, überlegte er, während sie hinabfuhren.

Vielleicht ist es aber auch mehr.

Nicole, dachte er. Du weißt verdammt gut, daß ich dir nie etwas antun könnte; das steht völlig außer Zweifel, mein gesamtes Universum würde dann zusammenbrechen. Es wäre so, als würde ich meine eigene Mutter oder Schwester verletzen, irgendeine geheiligte Person. *Ich muß mein Talent unter Kontrolle halten*, dachte er. Bitte, lieber Gott, hilf mir, meine psychokinetischen Fähigkeiten unter Kontrolle zu halten, wann immer Nicole in meiner Nähe ist. Ja?

Während der Fahrstuhl hinabjagte, wartete er inbrünstig auf Antwort.

»Nebenbei gesagt«, riß Pembroke ihn plötzlich aus seinen Gedanken, »Ihr Geruch scheint verschwunden zu sein.«

»Verschwunden!« Die Folgerung der Bemerkung des Nationalpolizisten traf ihn fast wie ein körperlicher Schlag. »Das heißt, Sie konnten meinen phobischen Körpergeruch wahrnehmen? Aber das ist unmöglich! Das kann doch nicht sein ...« Verwirrt verstummte er. »Und Sie sagen, er sei nun verschwunden.« Er begriff das nicht.

Pembroke beobachtete ihn genau. »Ich hätte ihn sicherlich bemerkt, hier in dieser engen Kabine mit Ihnen zusammengepfercht. Natürlich kann er immer noch zurückkommen. Ich werde es Sie gern wissen lassen, sobald dieser Fall eintritt.«

»Danke«, sagte Kongrosian. Irgendwie behält dieser Mann konstant die Oberhand über mich, dachte er. Er ist ein hervorragender Psychologe ... oder ist er, laut seiner eigenen Definition, ein hervorragender politischer Strateg?«

»Zigarette?« Pembroke hielt ihm ein Päckchen hin.

Kongrosian sprang erschrocken zurück. »Nein. Sie sind illegal – zu gefährlich. Ich würde es nicht wagen, eine zu rauchen.«

»Man lebt immer gefährlich«, sagte Pembroke, während er sich eine ansteckte. »Nicht wahr? Die Welt ist fortwährend gefährlich. Man muß ohne Unterlaß aufmerksam bleiben. Was Sie brauchen, Kongrosian, ist eine Leibwache. Eine Truppe erlesener, durchtrainierter Nationalpolizisten, die Sie ständig begleiten. Sonst ...« fügte er hinzu.

»Sonst habe ich keine große Chance, glauben Sie?«

Pembroke nickte. »Nur eine sehr kleine, Kongrosian. Und das sage ich Ihnen auf der Grundlage meiner Benutzung des von-Lessinger-Apparates.«

Von da an fuhren sie schweigend hinab.

Der Fahrstuhl hielt an, die Türen glitten zurück. Sie befanden sich in einer unterirdischen Etage des Weißen Hauses. Kongrosian und Pembroke traten auf den Gang hinaus ...

... und sahen sich einem Mann gegenüber, den sie beide kannten. »Ich möchte Sie bitten, mir zuzuhören, Kongrosian«, sagte Bertold Goltz zu dem Pianisten.

Im Bruchteil einer Sekunde hatte Pembroke seine Pistole gezogen. Er zielte auf Goltz und feuerte.

Doch Goltz war schon verschwunden.

Ein zusammengefalteter Zettel lag auf dem Boden, wo er gestanden hatte. Kongrosian bückte sich und griff danach.

»Fassen Sie ihn nicht an!« sagte Pembroke scharf.

Zu spät. Kongrosian hatte ihn schon auseinandergefaltet. Darauf stand:

Pembroke führt Sie in den Tod.

»Interessant«, sagte Kongrosian. Er reichte dem Nationalpolizisten den Zettel. Pembroke steckte die Pistole weg und las ihn, das Gesicht verzerrt vor Zorn.

Von hinten sagte Goltz: »Pembroke hat seit Monaten darauf gewartet, Sie hier im Weißen Haus in Gewahrsam zu nehmen. Nun bleibt keine Zeit mehr.«

Herumwirbelnd riß Pembroke seine Pistole heraus und feuerte. Wieder verschwand Goltz, dabei bitter lächelnd. Sie werden ihn nie bekommen, dachte Kongrosian. Nicht, solange die von-Lessinger-Ausrüstung zu seiner Verfügung steht.

Keine Zeit wofür? fragte er sich. Was wird geschehen? Goltz schien es zu wissen, und Pembroke wußte es wahrscheinlich auch; die beiden benutzten eine identische Ausrüstung.

Und, so dachte er, inwieweit bin ich darin verstrickt?

Ich – und mein Talent, von dem ich geschworen habe, daß ich es unter Kontrolle halten werde. Bedeutet das, daß ich es benutzen werde?

Er hatte keine Ahnung, ob das damit gemeint war. Und es gab wahrscheinlich wenig, was er daran ändern konnte.

Draußen hörte Nat Flieger Kinder spielen. Sie leierten einen klagliedähnlichen Gesang herunter, der ihm unbekannt war. Und sein ganzes Leben lang war er schon in der Musikbranche tätig! Egal, wie sehr er es auch versuchte, er konnte sich an den Text nicht erinnern; die Worte klangen seltsam verschwommen, flossen ineinander über.

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Ihnen zuschaue?« fragte er Beth Kongrosian und erhob sich von seinem knarrenden, reparaturbedürftigen Stuhl.

»Ich ... würde es lieber sehen, wenn Sie nicht zu den Kindern gehen«, sagte Beth Kongrosian erbleichend. »Bitte!«

»Unsere Firma lebt von Musikaufnahmen, Frau Kongrosian«, sagte Nat sanft. »Alles und jedes, was mit Musik zusammenhängt, gehört zu unserem Geschäft.« Er konnte nicht umhin, mußte einfach zum Fenster gehen und nachschauen. Ein Instinkt in ihm – ob richtig oder falsch – verdrängte alle Höflichkeit und Freundlichkeit. Er spähte hinaus und sah sie in einem Kreis zusammensitzen. Es waren alles Chupper. Er fragte sich, wer davon Plautus Kongrosian war. Sie sahen einander alle so ähnlich. Vielleicht war es der kleine Junge in den gelben Hosen und dem T-Shirt an der Seite. Nat winkte Molly und Jim heran; sie gesellten sich zu ihm und blickten aus dem Fenster.

Fünf Neandertaler-Kinder, dachte Nat. Aus der Zeit herausgerissen. Eine Epoche der Vergangenheit wird wieder lebendig und manifestiert sich in diesem Zeitalter, damit wir von EME unsere Aufnahmen machen können. Ich frage mich, was für einen Umschlag unsere Kunstabteilung dieser Schallplatte geben wird. Er schloß die Augen, wollte die Szene mit den Kindern draußen nicht mehr länger erblicken.

Aber er wußte: Wir werden weitermachen. Denn wir sind hierhergekommen, um etwas mitzunehmen. Wir können – oder wollen zumindest – nicht mit leeren Händen zurückkehren. Und – *das ist wichtig*. Hiermit muß man sich berufsmäßig beschäftigen. Vielleicht wird es wichtiger als Richard Kongrosian, so gut er auch sein mag. Und wir können uns nicht den Luxus leisten, unseren zarten Gefühlen irgendeine Aufmerksamkeit zu schenken.

»Jim«, sagte er, »hole den Ampek F-a2. Sofort. Bevor sie aufhören.«

»Ich werde es nicht zulassen, daß Sie sie aufnehmen«, sagte Beth Kongrosian.

»Wir werden es aber tun«, erwiderte Nat. »Wir sind darin erfahren, von Folk-Musik-Sessions her, die auch ganz spontan stattfanden. Vor den Gerichtshöfen der USEA wurde oftmals darum prozessiert, und die Aufnahmefirma hat bislang immer gewonnen.« Er folgte Jim Planck, um ihm dabei zu helfen, die Aufnahmegeräte aufzubauen.

»Herr Flieger, begreifen Sie denn nicht, was dies für Kinder sind?« rief Frau Kongrosian ihm nach.

»Doch«, sagte er und ging weiter.

Sie hatten den Ampek F-a2 sofort einsatzfähig; der Organismus pulsierte schlafbrig und streckte die Pseudopodien aus, als sei er hungrig. Das feuchte Wetter schien ihn kaum belebt zu haben, er wirkte immer noch apathisch.

Beth Kongrosian erschien neben ihnen. Ruhig, aber mit äußerst bestimmtem Gesicht, sagte sie leise: »Hören Sie mir bitte zu. Nachts – besonders heute abend – versammeln sich immer die Erwachsenen ihrer Art. In ihrem Versammlungshaus, nicht weit von hier in den Wäldern, an der Sei-

tenstraße mit den roten Steinen, die sie alle benutzen. Es gehört ihnen, ihrer Organisation. Sie tanzen und singen immer sehr viel. Und genau das wollen Sie ja. Dort werden Sie viel mehr sehen als hier bei diesen Kindern. Also warten Sie bitte und machen dafür später Ihre Aufnahmen.«

»Wir machen beide Aufnahmen«, sagte Nat und bedeutete Jim, den Ampek F-a2 auf den Kreis der Kinder zuzuschieben.

»Ich sorge dafür, daß Sie in dieser Nacht in das Haus kommen«, sagte Beth Kongrosian und eilte hinter ihm her. »Wenn es spät wird, etwa gegen zwei Uhr morgens, singen sie wunderschön. Es fällt einem zwar schwer, die Worte zu verstehen, aber ...« Sie faßte ihn am Arm. »Richard und ich haben versucht, unser Kind davon abzuhalten. Die Kinder, so jung sie auch sind, nehmen nicht wirklich daran teil. Sie bieten Ihnen nicht das Salz in der Suppe. Wenn Sie auf die Erwachsenen warten ...« Sie verstummte, fügte dann aber traurig hinzu: »Dann werden Sie sehen, was ich meine.«

»Laß uns warten«, sagte Molly zu Nat.

Zögernd wandte Nat sich zu Jim Planck um. Jim nickte.

»Na gut«, sagte Nat zu Frau Kongrosian. »Wenn Sie uns in ihr Rathaus bringen, wo sie sich immer versammeln, und dafür sorgen, daß wir eingelassen werden.«

»Ja«, sagte sie, »das werde ich. Vielen Dank, Herr Flieger.«

Ich fühle mich schuldig, sagte Nat zu sich selbst. Doch laut meinte er: »Schon gut. Und Sie ...« Seine Schuldgefühle wurden zu stark. »Verdammtd, Sie brauchen uns nicht ... Wir bleiben in Jenner.«

»Das wäre schön«, erwiderte Beth Kongrosian. »Ich bin schrecklich einsam; ich brauche Gesellschaft, wenn Richard

fort ist. Sie wissen gar nicht, was es bedeutet, wenn Menschen von ... draußen für eine Weile hierherkommen.«

Die Kinder bemerkten die Erwachsenen und brachen schüchtern ihren Gesang ab. Mit weit aufgerissenen Augen starrten sie Nat, Molly und Jim an. Jetzt war es sowieso nicht mehr möglich, eine Aufnahme zu machen. Also hatte er nichts bei diesem Handel verloren.

»Erschreckt Sie das?« fragte ihn Beth Kongrosian.

Er zuckte die Achseln. »Nein. Nicht wirklich.«

»Die Regierung weiß davon«, sagte sie. »Sie hat schon viele Völkerkundler und was weiß ich nicht alles hierhergeschickt, um Nachforschungen zu betreiben. Und alle behaupten, es sei ein Beweis dafür, daß in prähistorischen Zeiten, noch während der Epoche vor den Cro-Magnons ...« Hilflos verstummte sie.

»... eine Kreuzung stattfand«, vollendete Nat für sie. »Wie die Skelette andeuten, die man in diesen Höhlen in Israel gefunden hat.«

»Ja«, nickte sie. »Das trifft vielleicht für all die sogenannten Sub-Rassen zu. Die Rassen, die nicht überlebt haben. Sie wurden vom *Homo sapiens* absorbiert.«

»Ich habe eine andere Vermutung«, meinte Nat. »Mir erscheint es sinnvoller, daß die sogenannten Sub-Rassen Mutationen darstellten, die nur für kurze Zeit existierten und dann verschwanden, weil sie sich nicht so gut anpassen konnten. Vielleicht gab es Strahlungsprobleme in jenen Tagen.«

»Ich stimme nicht mit Ihnen überein«, widersprach Beth Kongrosian. »Und die Nachforschungen, die mit der von-Lessinger-Ausrüstung angestellt wurden, unterstützen

meine These. Nach Ihrer Theorie hätte es sich nur um ... um Scherze der Natur gehandelt. Aber ich glaube, es waren echte Rassen ... Ich denke, sie haben sich getrennt von dem ersten Primaten, dem Prokonsul, entwickelt. Und schließlich verschmolzen sie miteinander, als der *Homo sapiens* in ihre Jagdgebiete eindrang.«

»Könnte ich noch eine Tasse Kaffee bekommen?« fragte Molly. »Mir ist kalt.« Sie erzitterte. »Diese feuchte Luft macht mich fertig.«

»Gehen wir ins Haus zurück«, stimmte Beth Kongrosian zu. »Sie sind nicht an das Wetter hier oben gewöhnt, das kann ich gut verstehen. Ich erinnere mich, wie es war, als wir hierhergezogen sind.«

»Plautus wurde nicht hier geboren«, sagte Nat.

»Nein.« Sie nickte. »Wir kamen seinetwegen hierher.«

»Hätte die Regierung sich nicht um ihn gekümmert?« fragte Nat. »Sie hat doch Sonderschulen für Strahlungsge-schädigte eingerichtet.« Er vermied es, den exakten Ausdruck zu benutzen; er hätte Strahlungs-Scherze gelautet.

»Wir dachten, hier würde er glücklicher sein«, erklärte Beth Kongrosian. »Die meisten von ihnen – von den Chupper, wie sie sich selbst nennen – leben hier. Während der letzten zwei Jahrzehnte sind sie aus allen Teilen der Welt hier zusammengeströmt.«

Die vier betraten wieder das warme, trockene Haus.

»Er ist wirklich ein süß aussehender kleiner Junge«, meinte Molly. »Sehr süß und feinfühlend, trotz ...« Ihre Stimme stockte.

»Das Kinn und die wacklige Gangart sind noch nicht voll ausgebildet«, sagte Frau Kongrosian nüchtern. »Das

beginnt etwa mit dem dreizehnten Lebensjahr.« Sie setzte in der Küche Wasser für den Kaffee auf.

Es ist etwas Seltsames, dachte Nat Flieger bei sich, was wir von dieser Fahrt zurückbringen werden. So anders als das, was wir und Leo erwartet haben.

Ich frage mich, wie es sich verkaufen wird, dachte er.

Als Dr. Egon Superb den Plan der morgigen Sprechstunde prüfte, drang Amanda Connors schöne, reine Stimme aus dem Interkom. »Jemand wünscht Sie zu sprechen, Herr Doktor. Ein Herr Wilder Pembroke.«

Wilder Pembroke! Dr. Süperb setzte sich kerzengerade hin und legte seinen Terminkalender automatisch beiseite. Was wollte der NP-Offizier diesmal? Sofort verspürte er eine instinktive Müdigkeit. »Einen Moment noch«, sagte er in den Interkom. *Ist er gekommen, um die Praxis endgültig zu schließen?* fragte er sich. Dann muß dieser eine, besondere Patient schon bei mir gewesen sein, und ich habe es nicht bemerkt. Der eine, dem zu helfen ich überhaupt noch existiere; oder besser, dem ich nicht helfen soll. Der Mann, den ich nicht heilen darf.

Schweiß stand auf seiner Stirn, während er dachte: Also endet nun auch meine Karriere wie die eines jeden anderen Psychoanalytikers in den USEA. Was soll ich nun tun? Einige seiner Kollegen waren in kommunistische Länder geflohen, andere waren zum Mond und zum Mars ausgewandert. Und ein paar – überraschend viele – hatten für die Chemie AG zu arbeiten begonnen, für jene Organisation, die in erster Linie für die Repressalien gegen sie verantwortlich war.

Er war zu jung, um sich zurückzuziehen, und zu alt, um einen neuen Beruf zu erlernen. So bitter, wie es sein mag, dachte er, ich kann also gar nichts tun. Ich kann nicht weitermachen, und ich kann nicht aufhören. Ich bin doppelt gefesselt, befindet mich in einer Situation, in der auch meine Patienten immer stecken. Nun verspürte er mehr Mitgefühl für sie und die Unordnung, die sie aus *ihren* Leben gemacht hatten.

»Schicken Sie Herrn Pembroke hinein«, sagte er zu Amanda. Langsam betrat der Nationalpolizist mit den harten Augen und der leisen Stimme das Büro und setzte sich Dr. Superb gegenüber. Wie immer trug er gewöhnliche Straßenkleidung.

»Sie haben aber eine tolle Sprechstundenhilfe«, sagte Pembroke und leckte sich die Lippen. »Ich frage mich, was aus ihr werden wird. Vielleicht können wir ...«

»Was wollen Sie?« fragte Superb.

»Eine Antwort auf eine Frage.« Pembroke lehnte sich zurück, zog eine Zigarette aus einem goldenen Döschen – ein Stück mit Seltenheitswert aus dem vorigen Jahrhundert – und zündete sie mit einem Feuerzeug, ebenfalls einer Antiquität, an. Er blies Rauch durch die Nase, machte es sich bequem und schlug die Beine übereinander. »Ihr Patient, Richard Kongrosian, hat herausgefunden, daß er zurückschlagen kann«, sagte er.

»Gegen wen?«

»Gegen seine Unterdrücker. Gegen uns natürlich. Und gegen jeden, der sonst noch in Betracht kommt. Ich möchte folgendes von Ihnen wissen, Doktor: Ich will mit Richard Kongrosian zusammenarbeiten, muß mich aber vor ihm

schützen. Ehrlich gesagt fürchte ich ihn, was diese Sachen anbetrifft, fürchte ihn mehr als jeden anderen in der Welt. Und ich weiß auch warum – ich habe von Lessingers Ausrüstung benutzt und weiß genau, wovon ich spreche. *Wo liegt der Schlüssel zu seinem Verstand?* Wie kann ich es arrangieren, daß Kongrosian ...« Pembroke suchte nach dem richtigen Wort. Gestikulierend sagte er: »... vernünftig bleibt? Sie verstehen schon. Ich will nicht eines Morgens, wenn wir eine kleine Auseinandersetzung austragen, gepackt und zwei Meter tief in die Erde getrieben werden.« Sein Gesicht war bleich, und er saß mit unnatürlicher Steifheit da.

»Jetzt weiß ich, wer der Patient ist, auf den ich gewartet habe«, sagte Dr. Superb nach einer Weile. »Sie haben gelogen, als Sie sagten, ich dürfte ihn nicht heilen. Ich soll ihn heilen. Genau das wird von mir verlangt. Und in Wirklichkeit ist der Patient verhältnismäßig gesund.«

Pembroke betrachtete ihn intensiv, sagte aber nichts.

»*Sie sind der Patient.* Und das haben Sie die ganze Zeit schon gewußt. Von Anfang an haben Sie mich irrgeführt.«

Nach einer Weile nickte Pembroke.

»Und das ist keine Regierungssache«, fuhr Superb fort, »sondern Ihre ureigene Angelegenheit. Sie hat nichts mit Nicole zu tun.« Zumindest nicht unmittelbar, dachte er.

»Seien Sie vorsichtig«, sagte Pembroke. Er zog seine Dienstpistole hervor und legte sie auf den Schoß, die Hand direkt daneben zur Ruhe bringend.

»Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Sie Richard Kongrosian kontrollieren können. Ich bin ja nicht einmal selbst dazu in der Lage, wie Sie sehr wohl wissen.«

»Aber wenn es irgend jemand weiß, dann *Sie*«, sagte Pembroke, »ob ich überhaupt mit ihm zusammenarbeiten kann. Soviel wissen Sie bestimmt von ihm.« Wartend sah er Superb mit seinen klaren, ungetrübten Augen an.

»Sie müßten mir schon sagen, was Sie überhaupt mit ihm beabsichtigen.«

Pembroke nahm die Waffe auf und hielt sie direkt auf Dr. Superb gerichtet. »Sagen Sie mir, was er von Nicole hält«, verlangte er.

»Sie ist eine Magna-mater-Gestalt für ihn. Wie für uns alle.«

»Magna mater ...« Pembroke beugte sich vor. »Was ist das?«

»Die große Ur-Mutter.«

»In anderen Worten, er hält sie für ein Idol. Sie ist wie eine Göttin für ihn, unsterblich. Wie würde er reagieren ...« Pembroke zögerte. »Stellen Sie sich vor, Kongrosian würde plötzlich zu einem echten *Ge* werden und in den Besitz eines sorgfältigst gehüteten Regierungsgeheimnisses gelangen. Daß Nicole vor Jahren starb und diese sogenannte ›Nicole‹ eine Schauspielerin ist. Ein Mädchen namens Kate Rupert.«

Superbs Ohren summten. Er betrachtete Pembroke und bekam die absolute Gewißheit, daß dieser die Wahrheit gesprochen hatte. Wenn diese Unterhaltung vorüber war, würde Pembroke ihn töten.

»Weil das die Wahrheit ist«, sagte Pembroke. Er schob seine Pistole zurück in das Halfter. »Würde er dann seine Ehrfurcht vor ihr verlieren? Würde er in der Lage sein, mit mir zusammenzuarbeiten?«

»Ja, das würde er«, sagte Superb nach einer Weile. »Ganz bestimmt.«

Pembroke entspannte sich sichtbar. Er hörte auf zu zittern, und Farbe kam in sein dünnes, flaches Gesicht zurück. »Gut. Und ich hoffe, daß Sie die Wahrheit gesagt haben, Doktor. Sollte dies nicht der Fall sein, werde ich, egal, was auch geschieht, zurückkommen und Sie vernichten.« Er erhob sich. »Auf Wiedersehen.«

»Werden ...«, fragte Superb. »Werden Sie meine Praxis nun schließen?«

»Natürlich. Warum auch nicht?« Pembroke lächelte gelassen. »Von welchem Nutzen sind Sie denn noch? Sie wissen es selbst, Doktor. Ihre Stunde ist verstrichen. Ein amüsantes Spiel, in dem Sie ...«

»Angenommen, ich berichte weiter, was ich von Ihnen erfahren habe?«

»Oh, bitte tun Sie das. Es würde meine Aufgabe sehr vereinfachen. Wissen Sie, Doktor, ich hatte sowieso vor, dieses Geheimnis den *Bes* zugänglich zu machen. Gleichzeitig werden Karp & Söhne das andere enthüllen.«

»Welches andere?«

»Warten Sie ab«, sagte Pembroke. »Bis Anton und Felix Karp sich dazu bereit fühlen.« Er öffnete die Sprechzimmertür. »Ich werde Sie bald wiedersehen, Doktor. Vielen Dank für Ihre Hilfe.« Die Tür schloß sich hinter ihm.

Ich habe das wichtigste Staatsgeheimnis erfahren, begriff Dr. Superb. Nun stehe ich an der Spitze der Ge-Gesellschaft.

Doch das spielt nun keine Rolle mehr. Denn es gibt keine Möglichkeit, wie ich diese Information dazu benutzen

kann, weiterhin meinen Beruf auszuüben. Und das ist alles, was zählt. Soweit ich betroffen bin. Meine Karriere, sonst nichts. Verdammt noch mal, sonst *nichts!*

Er verspürte einen überwältigenden, grausam brodelnden Haß auf Pembroke. Wenn ich ihn töten könnte, dachte er, würde ich es sofort tun. Ihm nachgehen und ...

»Herr Doktor«, erklang Amandas Stimme aus dem Interkom. »Herr Pembroke sagt, daß wir schließen müssen.« Ihre Stimme bebte. »Ist das wahr? Ich hatte geglaubt, man würde Ihre Praxis noch für eine Weile geöffnet halten.«

»Er hat recht«, gestand Superb ein. »Es ist vorbei. Sie rufen besser meine Patienten an, jeden, der einen Termin bei mir hat, und berichten ihnen, was vorgefallen ist.«

»Jawohl, Herr Doktor.« Mit Tränen in den Augen legte sie auf.

Er soll verdammt sein, dachte Superb bei sich. Und es gibt nichts, was ich tun kann. Überhaupt nichts.

Nach einem Moment klingelte der Interkom erneut. Amanda sagte zögernd: »Er hat noch etwas anderes gesagt. Ich wollte es nicht sagen – es betraf mich persönlich. Ich weiß, daß es Sie wütend machen wird.«

»Was hat er gesagt?«

»Er sagte ... vielleicht könne er mich gebrauchen. Wie, das hat er nicht gesagt, aber ich fühle ...« Sie schwieg einen Moment. »Mir wurde schlecht dabei«, fuhr sie fort. »So etwas habe ich noch nie erlebt. Egal, wer mich betrachtet oder mit mir gesprochen hat. Egal, was immer auch jemand zu mir sagte. Es ... war anders.«

Superb erhob sich, ging zur Bürotür und öffnete sie. Pembroke war natürlich schon fort; er sah nur Amanda

Conners im Aufnahmебüro hinter ihrem Schreibtisch, wie sie sich die Augen mit einem Taschentuch abtupfte. Superb ging zur Eingangstür, öffnete sie und ging die Stufen hinab.

Er schloß den Kofferraum seines parkenden Gyrorads auf und nahm den Wagenheber heraus. Mit ihm in der Hand ging er den Bürgersteig entlang. Der Stahlgriff fühlte sich schlüpfrig und kalt in seiner Hand an, als er nach Pembroke suchte.

Weit in der Ferne sah er eine kleine Gestalt. Veränderte Perspektive, dachte Dr. Superb. Die Entfernung lässt ihn kleiner wirken. Doch er ist es. Dr. Superb ging auf den Nationalpolizisten zu und hob den Wagenheber.

Pembrokes Gestalt wurde größer.

Pembroke schenkte ihm keine Aufmerksamkeit; er sah ihn nicht kommen. Er stand einfach da und starrte – zusammen mit einigen anderen Fußgängern – die Überschrift einer umherwandernden Nachrichtenmaschine an.

Die Überschrift war groß und drohend und schwarz. Als er näher kam, bemerkte Dr. Superb sie ebenfalls und konnte die einzelnen Buchstaben ausmachen. Seine Schritte wurden langsamer, er senkte den Wagenheber, und schließlich stand er genauso still wie die anderen.

»Karp enthüllt ungeheures Regierungsgeheimnis!« schrie die Nachrichtenmaschine jedem in Hörweite zu. »Der Alte ist ein Simulacrum! Ein neues ist bereits im Bau!«

Die Nachrichtenmaschine begann auf der Suche nach neuen Kunden wieder loszufahren. Hier kaufte niemand etwas. Jeder war wie erstarrt. Auf Dr. Superb wirkte alles wie ein Traum; er schloß die Augen und dachte: Mir fällt es schwer, das zu glauben. Unglaublich schwer.

»Ein Angestellter von Karp hat die gesamten Konstruktionspläne für das nächste ›Der Alte‹-Simulacrum gestohlen!« schrillte die Nachrichtenmaschine, nun einen halben Häuserblock entfernt. Ihr Lärm erzeugte ein Echo. »Und alle Pläne der Öffentlichkeit zugänglich gemacht!«

All diese Jahre, dachte Dr. Superb. Wir haben eine Hülle angebetet. Ein leeres, totes Wesen.

Er öffnete die Augen und sah Wilder Pembroke, der sich grotesk streckte, um die Sprüche der sich entfernenden Nachrichtenmaschine besser vernehmen zu können; wie hypnotisiert machte er dann ein paar Schritte.

Pembroke entfernte sich und schrumpfte wie zuvor. Ich muß ihm folgen, bemerkte Dr. Superb. Ihn wieder zur vollen Größe wachsen lassen, wirklich werden lassen, damit ich tun kann, was ich tun muß. Der Wagenheber wurde noch schlüpfriger, so naß, daß er ihn kaum noch halten konnte.

»Pembroke!« rief er.

Die Gestalt blieb stehen und lächelte schwach. »Jetzt kennen Sie also beide Geheimnisse. Sie sind informiert wie kein anderer, Dr. Superb.« Pembroke schlenderte zurück, kam auf ihn zu. »Ich will Ihnen einen guten Rat geben. Ich schlage vor, daß Sie eine Nachrichtenmaschine anrufen und ihr auch Ihre Information geben. Haben Sie Angst davor?«

»Das ... ist zu viel auf einmal«, gelang es Superb hervorzubringen. Verwirrt lauschte er dem Zetern der Nachrichtenmaschine, deren Stimme noch immer hörbar war.

»Aber Sie werden es berichten«, sagte Pembroke. »Wahrscheinlich«. Immer noch lächelnd zog er seine Dienstpistole und zielte damit auf Superbs Magen. »Ich befehle es Ihnen, Doktor.« Er kam langsam den Bürgersteig auf Dr.

Superb zu. »Wir haben keine Zeit mehr, nun, da Karp & Söhne ihren Schachzug vollendet haben. Der Moment ist gekommen, Doktor. Meinen Sie nicht auch?«

»Ich ... ich werde eine Nachrichtenmaschine anrufen«, sagte Superb.

»Verraten Sie Ihren Informanten nicht, Doktor. Ich glaube, ich komme mit Ihnen.« Pembroke drängte Dr. Superb zurück, die Treppe zu seiner Praxis hoch. »Sagen Sie einfach, einer Ihrer Patienten, ein *Ge*, hätte es Ihnen unter dem Mantel der Verschwiegenheit verraten, doch Sie hielten diese Nachricht für zu wichtig, als daß sie verheimlicht werden dürfte.«

»Jawohl«, sagte Dr. Superb nickend.

»Und machen Sie sich keine Sorgen um den psychologischen Effekt auf die Nation«, fuhr Pembroke fort. »Auf die Massen der *Bes*. Ich glaube schon, daß sie in der Lage sind, ihn zu ertragen, sobald der erste Schock überwunden ist. Natürlich wird es Reaktionen darauf geben; ich erwarte sogar, daß sie unser Regierungssystem vernichten werden. Glauben Sie nicht auch? Ich meine damit, daß es keine weiteren Alten und keine sogenannten ›Nicoles‹ mehr geben wird. Und auch keine Einteilung mehr in *Ges* und *Bes*. Weil wir nun alle *Ges* sein werden. Richtig?«

»Ja«, sagte Superb, als sie Schritt um Schritt durch das Aufnahmebüro gingen, an Amanda Conners vorbei, die ihm und Pembroke sprachlos nachstarrte.

»Ich mache mir nur Sorgen über Bertold Goltz' Reaktion«, murmelte Pembroke halb zu sich selbst. »Alles andere scheint mir in Ordnung zu sein, doch er stellt jenen einen Faktor dar, dem ich anscheinend nicht zuvorkommen kann.«

Superb blieb stehen und drehte sich zu Amanda um. »Verbinden Sie mich bitte mit der *New York Times*-Nachrichtenmaschine«, sagte er.

Wie betäubt nahm Amanda den Hörer auf und wählte.

Mit grauweißem Gesicht schluckte Maury Frauenzimmer lautstark, legte die Zeitung beiseite und murmelte: »Chic, weißt du, wer von uns die Information hat durchsickern lassen?« Sein Gesicht wirkte wie ein Flechtwerk, als ob der Tod über ihn hinwegkriechen würde.

»Ich ...«

»Dein Bruder Vince. Den du von Karp hierhergebracht hast. Nun, das ist unser Ende. Vince arbeitete für Karp, dort hat man ihn niemals entlassen, sondern zu uns *geschickt*.« Maury zerknüllte die Zeitung mit beiden Händen. »Mein Gott, wenn du doch nur ausgewandert wärest. Wenn du gegangen wärst, hätte er es nie geschafft, hier hineinzukommen; ohne deine Empfehlung hätte ich ihn niemals eingestellt.« Er hob seine von Panik erfüllten Augen und blickte Chic an. »*Warum habe ich dich nur nicht gehen lassen?*«

Vor den Fenstern der Frauenzimmer-Fabrik schrillte eine Nachrichtenmaschine: »... ungeheures Staatsgeheimnis! Der Alte ist ein Simulacrum! Neues Modell schon im Bau befindlich!« Immer wieder schrie die Maschine es hinaus, gelenkt von ihren zentralen Schaltstellen.

»Zerstöre sie!« krächzte Maury. »Chic, diese Maschine dort draußen – um Himmels willen, schaffe sie fort!«

»Das geht nicht«, sagte Chic schwerfällig. »Ich habe es schon versucht, als ich sie das erste Mal gehört habe.«

Die beiden blickten sich an, er und sein Chef Maury

Frauenzimmer; keiner von beiden in der Lage zu sprechen. Es gab nichts mehr zu sagen. Das war das Ende ihrer Firma.

Und vielleicht das ihres Lebens.

»Diese Loony-Luke-Verkaufsparks«, sagte Maury schließlich. »Diese Bruchkistenparadiese ... Die Regierung hat alle geschlossen, nicht wahr?«

»Warum?« fragte Chic.

»Weil ich auswandern will«, erklärte Maury. »Ich muß von hier verschwinden. Und du ebenfalls.«

»Man hat sie geschlossen«, stimmte Chic nickend zu.

»Weißt du, was uns blüht?« fragte Maury. »Das ist ein Komplott, eine Verschwörung gegen die Regierung der USEA, angezettelt von irgend jemandem – oder sogar von einer ganzen Gruppe. Von Leuten im Staatsapparat, nicht von Außenseitern wie Goltz. Und sie arbeiten mit den Konzernen zusammen, mit Karp, dem größten von allen. Sie besitzen ungeheuer viel Macht. Das ist kein Straßenkampf. Kein vulgärer Krawall!« Er tupfte sein rotes, schweißüberströmtes Gesicht mit einem Taschentuch ab. »Ich fühle mich krank. Verflucht, man hat uns in diesen verdammten Schlamassel hereingezogen, dich und mich, und jede Minute kann die NP hier sein.«

»Aber sie müssen doch wissen, daß wir nicht beabsichtigten ...«

»*Gar nichts* wissen sie. Sie werden jeden verhaften. Überall.«

In der Ferne jaulte eine Sirene. Mit weit aufgerissenen Augen horchte Maury auf.

Kaum war Nicole Thibodeaux über die Lage informiert worden, gab sie den Befehl, Reichsmarschall Hermann Göring zu töten.

Dieser Schritt war notwendig.

Die Wahrscheinlichkeit war groß, daß die revolutionäre Clique Verbindung mit ihm hatte; auf jeden Fall konnte sie das Risiko nicht auf sich nehmen. Zuviel stand auf dem Spiel.

In einem versteckten Hof des Weißen Hauses erledigte eine Gruppe von Soldaten aus der nahegelegenen Armee-Basis diesen Auftrag. Nicole lauschte geistesabwesend dem schwachen, fast unhörbaren Geräusch der energiestarken Lasergewehre und dachte bei sich, daß der Tod dieses Mannes bewies, wie wenig Macht er im Dritten Reich besessen hatte. Denn sein Tod bewirkte keine Veränderung in ihrer Zeit, in der Gegenwart, nicht einmal die Spur einer Veränderung. Das war bezeichnend für die Regierungsstruktur Nazideutschlands.

Danach rief sie den NP-Befehlshaber Wilder Pembroke herein.

»Ich will einen Bericht«, informierte sie ihn, »der genau besagt, welche Kräfte die Karps unterstützen. Offenbar hätten sie sich nicht so verhalten, wenn sie nicht auf Bundesgenossen zählen könnten.« Sie beäugte den höchsten NP-Offizier mit scharf kalkulierter Intensität. »Wie wird sich die NP verhalten?«

»Wir sind bereit, die Verschwörer zu verhaften«, sagte Wilder Pembroke ruhig. Er schien nicht verwirrt zu sein; in der Tat schien er noch selbstsicherer als sonst zu sein.

»In der Tat haben wir schon damit begonnen, sie zu stellen. Die Angestellten und Verantwortlichen von Karp, das Personal der Frauenzimmer-Firma. Und jeden, der sonst noch in diese Sache verstrickt ist; wir arbeiten darauf hin und benutzen die von-Lessinger-Ausrüstung dabei.«

»Warum waren Sie nicht darauf vorbereitet, wenn Sie schon mit dem von-Lessinger-Prinzip arbeiten?« fragte Nicole scharf.

»Zugestanden, wir kannten die Möglichkeit. Aber sie war äußerst gering. Eins zu einer Million, von allen möglichen Zukunftsvarianten. Es ist uns nie in den Sinn gekommen ...«

»Sie haben soeben Ihren Posten verloren«, sagte Nicole. »Schicken Sie Ihren Stab herein. Daraus werde ich mir einen neuen Polizeibefehlshaber aussuchen.«

»Aber jeden Moment können so gefährliche, bösartige Alternativmöglichkeiten eintreten ...«, stammelte Pembroke und lief knallrot an.

»Sie wußten«, meinte Nicole, »daß ein Angriff auf mich vorbereitet wurde. Als dieses Ding, dieses marsianische Tier, mich gebissen hat, hätten Sie gewarnt sein müssen. Von da an hätten Sie eine umfassende Attacke erwarten müssen, denn das war der Anfang davon.«

»Sollen wir ... Luke verhaften?«

»Sie können Luke gar nicht verhaften. Er ist auf dem Mars. Sie sind alle davongekommen, einschließlich der beiden, die hier im Weißen Haus gewesen sind. Luke hat sie mitgenommen.« Sie warf Pembroke einen Bericht zu. »Und außerdem besitzen Sie keine Amtsgewalt mehr, um dies anordnen zu können.«

Für einen Moment herrschte langes, unangenehmes Schweigen.

»Als dieses Ding mich gebissen hatte«, sagte Nicole, »wurde mir klar, daß wir uns in einer Zeit äußerster Schwierigkeiten befinden.« Aber in einer Hinsicht war es gut gewesen, daß es sie gebissen hatte; das hatte sie gewarnt. Nun konnte sie nicht mehr überrascht werden, sie war bereit, und es würde sehr lange dauern, bis sie wieder etwas – oder jemand – beißen würde. Metaphorisch oder wortwörtlich.

»Bitte, Frau Thibodeaux ...«, begann Pembroke.

»Nein«, sagte sie. »Fangen Sie nicht an zu winseln. Sie sind weg vom Fenster. Basta.« In dir liegt etwas, dem ich nicht traue, dachte sie bei sich. Vielleicht, weil du den Papoola zu mir vordringen ließest. Der war der Anfang deines Abstiegs, das Ende deiner Karriere. Von da an stand ich dir argwöhnisch gegenüber.

Und, so dachte sie, das war fast auch mein Ende.

Die Tür zum Büro öffnete sich, und Richard Kongrosian kam herein. Er strahlte über das ganze Gesicht. »Nicole, seit ich diesen Psycho-Chemiker der Chemie AG in die Wäscherei geworfen habe, *bin ich wieder völlig sichtbar*. Ein Wunder!«

»Schön, Richard«, sagte Nicole. »Aber im Moment findet hier eine vertrauliche Konferenz statt. Kommen Sie später wieder.«

Kongrosian sah Pembroke. Sein Gesichtsausdruck änderte sich sofort, wurde feindselig. Warum, fragte sich Nicole, diese Feindseligkeit – und Furcht?

»Richard«, sagte sie plötzlich, »würde es Ihnen gefallen,

Befehlshaber der NP zu werden? Dieser Mann ...« Sie deutete auf Wilder Pembroke.

»Er ist erledigt.«

»Sie belieben zu scherzen«, meinte Kongrosian.

»Ja«, stimmte sie zu. »Gewissermaßen. Andererseits aber auch nicht.« Sie brauchte ihn, aber in welcher Funktion? Wie könnte sie von ihm und seinen Fähigkeiten Gebrauch machen? In diesem Moment wußte sie es einfach noch nicht.

»Frau Thibodeaux«, sagte Pembroke steif, »wenn Sie es sich anders überlegen sollten ...«

»Das werde ich nicht«, entgegnete sie.

»Auf jeden Fall«, sagte Pembroke in angemessenem, ruhigem Tonfall, »werde ich gern zu meiner Position zurückkehren und Ihnen weiterhin zu Diensten stehen.« Daraufhin verließ er das Zimmer und zog hinter sich die Tür zu.

Plötzlich sagte Kongrosian zu ihr: »Er hat irgend etwas vor. Ich weiß nicht genau was. Können Sie sagen, wer in solch einer Zeit völlig loyal zu Ihnen steht? Ich persönlich traue ihm nicht; ich glaube, er ist Teil einer planetenumfassenden Verschwörung gegen mich. Und gegen Sie natürlich auch«, fügte er schnell hinzu. »Sie sind hinter Ihnen her, nicht war?«

»Ja, Richard.« Sie seufzte.

Vor dem Weißen Haus schrillte eine Nachrichtenmaschine; sie konnte hören, wie sie Details über Dieter Hogben bekanntgab. Die Maschine kannte die gesamte Geschichte und schlachtete sie voll aus. Sie seufzte erneut. Der Rat, diese schattenhaften, ominösen Gestalten, die hinter jedem Schritt standen, den sie unternahm, war inzwischen

zweifellos gewarnt, aufgewacht wie aus einem Schlaf. Sie fragte sich, was er unternehmen würde. Die Ratsmitglieder verfügten über beträchtliche Weisheit. Kollektiv betrachtet, waren sie verhältnismäßig alt. Wie Schlangen waren sie kalt und still, aber strotzend vor Leben, sehr aktiv, doch allen Blicken entzogen. Sie erschienen nie im Fernsehen und veranstalteten auch keine Besichtigungen des Weißen Hauses.

In diesem Moment wünschte sie, sie könnte den Platz mit ihnen tauschen. Doch dann bemerkte sie plötzlich, daß irgend etwas geschehen war. Die Nachrichtenmaschine schrie ihr etwas hinterher, nicht mehr über den nächsten Alten, Dieter Hogben, sondern über eine andere hochgestellte *Ge-Persönlichkeit*.

Die Nachrichtenmaschine – sie ging zum Fenster, um besser hören zu können – teilte mit, daß ...

Sie spitzte die Ohren.

»Nicole ist tot!« kreischte die Maschine. »Vor Jahren gestorben! Schauspielerin Kate Rupert hat ihren Platz eingenommen! Gesamter Regierungsapparat Schwindel! Laut ...« Die Maschine bewegte sich fort. Sie konnte nichts mehr verstehen, wie sehr sie sich auch anstrengte.

Mit von Verwirrung und Unsicherheit verzerrtem Gesicht fragte Richard Kongrosian: »Was ... was hat das zu bedeuten, Nicole? Es hieß, Sie seien tot.«

»Sehe ich tot aus?« fragte sie schroff.

»Aber die Maschine hat gesagt, eine Schauspielerin habe Ihren Platz eingenommen.« Kongrosian starrte sie verstört an. In seinem Gesicht arbeitete es. »Sind Sie wirklich nur eine Schauspielerin, Nicole? Eine Betrügerin – wie der

Alte?« Er starre sie weiterhin an und wirkte so, als ob er in Tränen der Trauer ausbrechen wollte.

»Das ist bloß eine sensationell aufgemachte Zeitungsge- schichte«, sagte Nicole nachdrücklich. Sie fühlte sich wie erstarrt, wie betäubt von einem dunklem, somatischem Schrecken. Nun war alles aus. Ein hochgestellter *Ge*, der sich in den Kreisen des Weißen Hauses noch besser aus- kannte als selbst die Karps, hatte dieses letzte, große Ge- heimnis verraten.

Nun gab es nichts mehr zu verbergen.

Denn es gab keine Unterschiede mehr zwischen den vielen *Bes* und den wenigen *Ges*.

Es klopfte an der Tür. Ohne auf eine Aufforderung zu warten, trat Garth McRae ein. Er schaute grimmig drein und zeigte Nicole eine Ausgabe der *New York Times*. »Die- ser Psychoanalytiker, Egon Superb, hat eine Nachrichten- maschine darüber informiert«, erklärte er. »Ich habe nicht die leiseste Idee, wie er es herausgefunden haben kann, denn er befindet sich kaum in einer Position, in der Wis- sen aus erster Hand über Sie verfügbar ist. Offenbar hat es ihm irgend jemand verraten.« Er las die Zeitung, wäh- rend seine Lippen unhörbare Worte formten. »Ein Patient. Ein *Ge*-Patient hat ihn ins Vertrauen gezogen, und aus Gründen, die wir wohl niemals erfahren werden, hat er die Zeitungen informiert.«

»Ich glaube, es hat keinen Zweck, ihn jetzt zu verhaften«, sagte Nicole. »Ich würde gern erfahren, wer ihn benutzt; das ist es, was mich interessiert.« Es war zweifellos ein hoff- nungsloser Wunsch, verdammt dazu, nie in Erfüllung zu gehen. Wahrscheinlich würde Egon Superb es nie verraten,

würde vorgeben, es sei ein Berufsgeheimnis, das unter die ärztliche Schweigepflicht falle. Er würde vorschützen, seinem Patienten nicht das Leben ruinieren zu wollen.

»Nicht einmal Bertold Goltz hat das gewußt«, sagte McRae.
»Obwohl er sich hier aufhält, wann es ihm beliebt.«

»Wahrscheinlich werden wir uns jetzt dem Ruf nach freien Wahlen stellen müssen«, meinte Nicole. Und sie würde nicht wiedergewählt werden, nicht nach dieser Enttäuschung. Sie fragte sich, ob Epstein, der Generalstaatsanwalt, sein Amt so auffassen würde, gegen sie vorgehen zu müssen. Sie konnte zwar auf die Armee zählen, aber was war mit dem Höchsten Gericht? Es könnte zu dem Entschluß kommen, daß sie nicht rechtmäßig im Amt war. In der Tat könnte es gerade in diesem Moment darüber beraten.

Der Rat würde nun vortreten und in aller Öffentlichkeit eingestehen müssen, daß niemand außer ihm die wirkliche Regierungsgewalt in Händen gehalten hatte.

Und diese Ratsversammlung war niemals offiziell in irgendein Amt gewählt worden. Ihr Regierungsanspruch war völlig ungesetzlich.

Goltz konnte mit Recht behaupten, daß er genau soviel Berechtigung wie der Rat besaß, die Regierung zu bilden.

Vielleicht sogar noch mehr. Denn Goltz und die Söhne des Hiob besaßen eine größere Anhängerschaft.

Plötzlich wünschte sie, in den letzten Jahren mehr über den Rat erfahren zu haben, zu wissen, wer ihn bildete, was das für Menschen waren und welche Ziele sie hatten. In der Tat war sie nie bei einer seiner Sitzungen anwesend gewesen; er hatte ihr alle Befehle indirekt übermittelt, durch sorgsam ausgearbeitete Anweisungen.

»Ich glaube«, sagte sie zu Garth McRae, »daß ich mich besser vor die Fernsehkameras stelle und eine Rede an die Nation halte. Wenn man mich wirklich sieht, hält man diese Nachricht vielleicht für weniger bedeutend.« Vielleicht half die Macht ihrer Anwesenheit, die alte magische Kraft ihres Bildes, den Sieg zu erringen. Schließlich war die Öffentlichkeit daran gewöhnt, sie zu sehen, seit Jahrzehnten darauf konditioniert, ihr zu glauben. Das traditionelle Prinzip von Zuckerbrot und Peitsche mochte noch funktionieren, wenigstens bis zu einem gewissen Ausmaß. Wenigstens teilweise noch.

Sie kam zu dem Schluß: Man wird mir glauben, wenn man mir glauben *will*. Trotz der Informationen, die aus den Nachrichtenmaschinen hageln, aus diesen kalten, unpersönlichen Agenturen der »Wahrheit«, der absoluten Wirklichkeit ohne menschliche Subjektivität.

»Ich werde es versuchen«, sagte sie zu Garth McRae.

Die ganze Zeit über hatte Richard Kongrosian sie angestarrt, anscheinend nicht fähig, die Augen von ihr zu wenden. Nun sagte er heiser: »Ich glaube es nicht, Nicole. *Sie sind real, nicht wahr?* Ich kann Sie sehen, also müssen Sie wirklich sein.« Er gaffte sie kläglich an.

»Ich bin wirklich«, sagte sie und fühlte sich traurig dabei. Sehr viele Menschen befanden sich in Kongrosians Position, versuchten verzweifelt, ihre Erscheinung rein zu halten, unbeschädigt von dem, was sie vernommen hatten. Und doch – reichte das aus?

Wie viele Menschen konnten wie Kongrosian mit dem Prinzip der Realität brechen? An etwas glauben, von dem sie vom Intellekt her wußten, daß es eine Illusion war?

Schließlich waren nur wenige Menschen so krank wie Richard Kongrosian.

Um im Amt zu bleiben, würde sie eine Nation geistig Kranker regieren müssen. Und diese Idee paßte ihr ganz und gar nicht.

Die Tür öffnete sich, und Janet Raimer stand draußen, klein, runzlig und geschäftig. »Nicole, kommen Sie bitte mit.« Ihre Stimme war trocken und schwach, aber befehlsgewohnt.

»In Ordnung«, sagte Nicole. Zu Kongrosian und Garth McRae gewandt, fuhr sie fort: »Es tut mir leid, aber Sie müssen mich entschuldigen. Garth, ich möchte, daß Sie zeitweilig als Befehlshaber der NP fungieren. Wilder Pembroke ist entlassen worden, gerade bevor Sie hereinkamen. Ihnen vertraue ich.« Sie ging an ihnen vorbei und folgte Janet Raimer aus dem Büro auf den Gang.

Janet war in Eile, und sie mußte sich beeilen, um mithalten zu können.

Elendig in die Hände klatschend, schrie Kongrosian ihr hinterher: »Wenn Sie nicht existieren, werde ich wieder unsichtbar – *oder mir stößt noch Schlimmeres zu!*«

Sie ging weiter.

»Ich habe Angst«, schrie Kongrosian, »vor dem, was ich tun könnte! Ich will nicht, daß es geschieht!« Er eilte ihr ein paar Schritte in den Gang nach. »Bitte, helfen Sie mir, bevor es zu spät ist!«

Sie konnte überhaupt nichts tun. Sie schaute noch nicht einmal zurück.

Janet führte sie zum Fahrstuhl. »Dieses Mal warten sie zwei Etagen tiefer«, sagte Janet. »Sie sind zusammenge-

kommen, alle neun. Wegen der schwerwiegenden Bedeutung der Lage werden Sie diesmal persönlich mit Ihnen sprechen.«

Der Fahrstuhl senkte sich langsam nach unten.

Sie trat hinaus und folgte Janet in Räumlichkeiten, die im vorigen Jahrhundert den H-Bomben-Keller des Weißen Hauses dargestellt hatten. Es brannte Licht, und sie sah sechs Männer und drei Frauen an einem langen Eichen-tisch sitzen. Alle bis auf einen waren ihr fremd, hatten leere und völlig unbekannte Gesichter. Aber in der Mitte sah sie zu ihrem Unglauben einen Mann, den sie kannte. Von der Sitzordnung her schien er der Vorsitzende der Gruppe zu sein. Und seine Haltung war etwas sicherer, etwas impo-santer als die der anderen.

Der Mann war Bertold Goltz.

»Sie, der Krawallmacher auf den Straßen«, sagte Nicole. »Das hätte ich niemals erwartet.« Sie fühlte sich müde und verängstigt und nahm auf einem hölzernen Stuhl Platz, der den neun Mitgliedern des Rates gegenüberstand.

Goltz runzelte die Stirn. »Aber Sie wußten, daß ich Zugang zu der von-Lessinger-Ausrüstung hatte. Und alle Zeitreiseausrüstungsgegenstände stehen unter dem Mono-pol der Regierung. Also war es ganz klar, daß ich irgend-einen Kontakt zu einer sehr hohen Charge der Regierung besitze. Aber das spielt jetzt keine Rolle; wir müssen über wesentlich dringendere Angelegenheiten sprechen.«

»Ich gehe wieder nach oben«, sagte Janet Raimer.

»Danke«, nickte Goltz. Zu Nicole sagte er düster: »Sie sind eine reichlich geistesabwesende junge Frau, Kate. Auf jeden Fall müssen wir versuchen, mit dem fortzufahren,

was uns zur Verfügung steht. Der von-Lessinger-Apparat zeigt eine sehr deutliche alternative Zukunft, in der Polizeibefehlshaber Pembroke als absoluter Diktator regiert. Das führt uns zu der Vermutung, daß Pembroke mit den Karps bei dem Versuch, Sie zu entmachten, zusammenarbeitet. Ich denke, Sie sollten ihn umgehend aus dem Amt entfernen und erschießen lassen.«

»Er hat seinen Posten schon verloren«, sagte Nicole. »Vor nicht mehr als zehn Minuten habe ich ihn seines Amtes enthoben.«

»*Und ihn gehen lassen?*« fragte eines der weiblichen Mitglieder des Rates.

»Ja«, gestand Nicole widerwillig ein.

»Also ist es wahrscheinlich schon zu spät, ihn verhaften zu lassen«, meinte Goltz. »Dennoch müssen wir weitermachen. Kate, Ihre erste Aktion muß sich gegen diese beiden monströsen Kartelle richten, gegen Karp und die Chemie AG. Anton und Felix Karp sind besonders gefährlich; wir haben verschiedene alternierende Zukunftsmöglichkeiten vorausgesehen, in denen es ihnen gelungen ist, Sie zu vernichten und die Macht zu ergreifen – zumindest für ein Jahrzehnt oder so. Wir müssen das verhindern, egal, was wir sonst tun oder lassen.«

»In Ordnung«, sagte Nicole und nickte. Das erschien ihr vernünftig, eine gute Idee. Auch ohne den Rat dieser Leute wäre sie gegen die Karps vorgegangen.

»Sie sehen aus«, meinte Goltz, »als würden Sie denken, daß Sie uns nicht brauchen, um Ihnen zu sagen, was zu tun ist. Aber in Wirklichkeit benötigen Sie uns sehr dringend. Wir werden Ihnen sagen, wie Sie Ihr Leben retten

können – ja, so ernst ist es – und danach Ihr öffentliches Amt. Ohne uns wären Sie jetzt schon tot. Bitte glauben Sie mir, wir haben die von-Lessinger-Ausrüstung benutzt und wissen es genau.«

»Es ist nur, daß ich mich nicht daran gewöhnen kann, daß Sie es sind«, sagte Nicole zu Bertold Goltz.

»Aber ich bin es immer schon gewesen«, sagte Goltz. »Auch wenn Sie es nicht gewußt haben. Nichts hat sich geändert, bis auf die Tatsache, daß Sie es herausgefunden haben – und das ist wirklich von sehr geringer Bedeutung, Kate. Nun, wollen Sie am Leben bleiben? Oder wollen Sie eines Tages von Wilder Pembroke und den Karps an die Wand gestellt und hingerichtet werden?« Sein Tonfall war äußerst hart.

»Natürlich werde ich mit Ihnen zusammenarbeiten«, sagte Nicole.

»Gut.« Goltz nickte und blickte seine Kollegen an. »Der erste Befehl, den Sie geben – natürlich durch Rudi Kalbfleisch –, lautet, daß die Werke Karp & Söhne verstaatlicht werden. Alle Vermögenswerte der Karps gehen in den Besitz der Regierung der USEA über. Instruieren Sie das Militär – es ist dessen Aufgabe, Karps verschiedene Anteilsgesellschaften ausfindig zu machen. Wir werden bewaffnete Einheiten und wahrscheinlich schwere mobile Ausrüstung einsetzen müssen. Es sollte sofort geschehen, wenn möglich noch vor heute abend.«

»In Ordnung«, stimmte Nicole zu.

»Eine Reihe von Armeegeneralen, zumindest drei oder vier, sollten zu den Hauptwerken von Karp nach Berlin fliegen. Sie sollen die Karp-Familie persönlich verhaften,

zur nächsten Militärbasis bringen, sie von einem Kriegsgericht verurteilen und sofort hinrichten lassen, wenn möglich ebenfalls noch vor heute abend. Was Pembroke betrifft, halte ich es für besser, wenn die Söhne des Hiob Kommandos ausschicken, die ihn erschießen sollen; das Militär halten wir aus dieser Sache besser heraus.« Goltz' Tonfall veränderte sich. »Warum ziehen Sie so ein Gesicht, Kate?«

»Ich habe Kopfschmerzen«, sagte Nicole. »Und nennen Sie mich nicht immer ›Kate‹. Solange ich im Amt bin, sollten Sie damit fortfahren, mich Nicole zu nennen.«

»All dies bedrückt Sie, nicht wahr?«

»Ja«, gestand sie ein. »Ich will niemanden ermorden, nicht einmal Pembroke und die Karps. Der Reichsmarschall war genug – mehr als genug. Ich habe diese beiden Musiker nicht umgebracht, die den Papoola ins Weiße Haus brachten, damit er mich beißen sollte, diese Lakaien von Loony Luke. Ich habe sie zum Mars auswandern lassen.«

»Man kann nicht alles so handhaben.«

»Offenbar nicht«, stimmte Nicole zu.

Hinter Nicole fuhr die Tür auf. Sie drehte sich um, in der Erwartung, Janet Raimer zu sehen.

Inmitten einer Gruppe von Nationalpolizisten stand Wilder Pembroke in der Tür, die Pistole in der Hand. »Sie sind verhaftet«, sagte Pembroke. »Sie alle.«

Goltz sprang auf die Füße und griff nach seinem Mantel.

Mit einem einzigen Schuß tötete Pembroke ihn. Goltz taumelte zurück, wollte sich am Stuhl abstützen. Der Stuhl schlug um, als Goltz darauf stürzte und neben den Eichentisch fiel.

Niemand sonst bewegte sich. »Sie kommen mit hinauf«, sagte Pembroke zu Nicole. »Sie werden eine Rede im Fernsehen halten. Sofort.« Er winkte ihr mit der Mündung der Pistole. »Beeilen Sie sich! Die Sendung beginnt in zehn Minuten.« Mit der freien Hand zog er aus seiner Tasche ein Blatt Papier. »Hier steht, was Sie sagen werden.« Sein Gesicht verzog sich, als würde er an einer Nervenzerrung leiden. »Der Rücktritt von Ihrem Amt«, fügte er hinzu, »oder Ihrem sogenannten Amt. Und Sie werden eingestehen, daß beide Meldungen wahr sind, die über den Alten und die über Sie selbst.«

»Zu wessen Gunsten danke ich ab?« fragte Nicole. Ihre Stimme klang in ihren Ohren schwach, aber sie zitterte wenigstens nicht. Dafür war sie dankbar.

»Zugunsten einer Notstandsregierung von Polizeiangehörigen«, sagte Pembroke. »Die wird die folgenden allgemeinen Wahlen beaufsichtigen und danach natürlich abdanken.«

Die verblüfften, bis dahin passiv gebliebenen restlichen acht Mitglieder des Rates wollten Nicole folgen.

»Nein«, befahl Pembroke ihnen. »Sie bleiben alle hier.« Sein Gesicht war schneeweiß. »Mit den Männern von der NP.«

»Sie wissen, was er beabsichtigt, nicht wahr?« fragte ein Ratsmitglied Nicole. »Er hat den Befehl gegeben, uns zu töten.« Die Worte des Mannes waren kaum verständlich.

»Sie kann nichts daran ändern«, sagte Pembroke und winkte Nicole erneut mit der Waffe zu.

»Wir haben es mit dem von-Lessinger-Apparat vorhergesehen«, sagte ein weibliches Ratsmitglied zu Nicole. »Aber

wir konnten nicht glauben, daß es geschehen würde. Bertold hat es als zu unwahrscheinlich abgetan. Wir glaubten, solche Praktiken wären ausgestorben.«

Mit Pembroke auf den Fersen betrat Nicole den Fahrstuhl. Die beiden fuhren zur Parterre hinauf.

Pembroke blickte auf seine Armbanduhr. »Inzwischen sind sie schon tot«, sagte er.

Die Türen des Fahrstuhls glitten auf; sie waren am Ziel angelangt.

»Gehen Sie direkt in Ihr Büro«, befahl Pembroke. »Sie werden die Rede von dort aus halten. Interessant, nicht wahr, daß der Rat die Möglichkeit nicht ernstgenommen hat – daß ich ihn kassieren würde, bevor er mich bekommt. Sie waren so von ihrer absoluten Macht überzeugt, daß sie glaubten, ich würde wie ein Schaf zu meiner eigenen Hinrichtung gehen. Ich bezweifle, daß sie sich jemals die Mühe gemacht haben, diese letzten paar Minuten zu beobachten. Sie müssen gewußt haben, daß eine recht gute Chance für mich bestand, die Macht zu ergreifen, sind der Situation aber nicht gefolgt und haben nicht versucht herauszubekommen, wieso das so sein könnte.«

»Ich kann nicht glauben«, widersprach Nicole, »daß die sich so närrisch angestellt haben. Trotz allem, was Sie und der Rat gesagt haben. Mit der von-Lessinger-Ausrüstung zu ihrer Verfügung ...« Es erschien ihr wahrscheinlicher, daß Bertold Goltz und die anderen sich einfach töten lassen wollten; logisch betrachtet, hätten sie eigentlich unangreifbar sein müssen.

»Sie hatten Angst«, sagte Pembroke. »Und Menschen, die sich fürchten, verlieren die Fähigkeit, logisch zu denken.«

Vor ihnen lag Nicoles Büro.

Vor der Schwelle lag jemand. Es war Janet Raimer.

»Wir befanden uns in einer Lage, die uns zwang, dies zu tun«, sagte Pembroke. »Oder besser – seien wir ehrlich –, wir wollten dies tun. Ja, seien wir endlich ehrlich miteinander. Ich hatte das nicht nötig. Sich um Fräulein Raimer zu kümmern, war ein Akt reiner, genüßlicher, eigener Entscheidung.« Er stieg über Janets Leiche hinweg und öffnete die Tür zu Nicoles Büro.

Im Büro stand Richard Kongrosian.

»*Etwas Schreckliches geschieht mit mir*«, winselte Kongrosian, kaum daß er die beiden erspäht hatte. »Ich kann mich und meine Umgebung nicht mehr voneinander getrennt halten; können Sie nachfühlen, wie das ist? Es ist schrecklich!« Deutlich zitternd kam er auf sie zu; seine Augen rollten vor animalischer Furcht, und Schweiß stand ihm auf Nacken, Stirn und Händen. »Begreifen Sie das?«

»Später«, sagte Pembroke nervös zu ihm. Wieder bemerkte Nicole den Tic, das Nervenzerren. Pembroke sagte zu ihr: »Ich möchte, daß Sie zuerst einmal die Rede lesen, die ich Ihnen gegeben habe. Fangen Sie sofort damit an.« Erneut blickte er auf die Armbanduhr. »Die Fernsehtechniker müßten inzwischen schon hier sein und mit den Vorbereitungen begonnen haben.«

»Ich habe sie fortgeschickt«, sagte Kongrosian. »Sie haben es mir noch schwerer gemacht. Sehen Sie diesen Schreibtisch? Ich bin nun Teil von ihm, und er ist Teil von mir! Passen Sie auf, ich zeige es Ihnen.« Er betrachtete den Tisch eindringlich. Seine Mundwinkel zuckten. Und auf dem Schreibtisch bewegte sich eine Vase mit hellen Rosen,

schwebte durch die Luft auf Kongrosian zu, glitt in dessen Brust hinein und verschwand unter ihrer aller Augen. »Sie ist nun in mir«, sagte Kongrosian mit zitternder Stimme. »Ich habe sie absorbiert. *Nun ist sie ich.* Und ...« – er deutete auf den Schreibtisch – »ich bin sie!«

Dort, wo die Vase gestanden hatte, sah Nicole ein kompliziertes Gewebe von ineinander verwobener organischer Materie, die sich zusammenballte, an Masse und Farbe gewann, hellrote Gebilde, die einem Gefäßsystem zu entstammen schienen. Ein Teil von Kongrosians Innereien, bemerkte sie. Vielleicht, so dachte sie, seine Milz und die daran angeschlossenen Adern. Das Organ – was immer es auch sein mochte – pulsierte gleichmäßig; es war lebendig und aktiv. Wie ausgearbeitet es ist, dachte sie; sie konnte ihren Blick nicht davon abwenden, und sogar Wilder Pembroke starrte es fasziniert an.

»*Ich kehre mein Inneres nach außen!*« jammerte Kongrosian. »Wenn dieser Vorgang anhält, werde ich sehr bald das gesamte Universum und alles darin einhüllen, und nur noch meine inneren Organe werden außen sein, und dann werde ich höchstwahrscheinlich sterben!«

»Hören Sie, Kongrosian«, sagte Pembroke hart. Er zielte mit der Pistole auf den psychokinetischen Konzertpianisten. »Was haben Sie sich dabei gedacht, die Fernsehleute hinauszuschicken? Ich brauche sie in diesem Büro; Nicole wird eine Rede an die Nation halten. Gehen Sie ihnen nach und rufen Sie sie zurück.« Er stieß mit der Pistole nach Kongrosian. »Oder beschaffen Sie mir einen Angestellten des Weißen Hauses, der ...«

Er verstummte. Die Pistole flog aus seiner Hand.

»Helfen Sie mir!« heulte Kongrosian auf. »Sie wird ich, und ich muß zu der Pistole werden.«

Die Pistole verschwand in Kongrosians Körper.

In Pembrokes Hand tauchte poröses, rosarotes Lungenge-
webe auf; sofort ließ er es fallen, und im gleichen Moment
schrie Kongrosian vor Schmerz laut auf.

Nicole schloß die Augen. »Richard«, stöhnte sie schrill,
»hören Sie auf damit. Bringen Sie sich wieder unter Kon-
trolle.«

»Ja«, sagte Kongrosian und gurgelte hilflos. »Aber ich
kann mich nicht beherrschen, mich zusammenreißen, wenn
meine lebenswichtigen Organe alle um mich herum auf
dem Boden liegen. Vielleicht kann ich sie irgendwie wie-
der zurückbekommen.«

»Können Sie mich von hier wegbringen, Richard?« fragte
Nicole und öffnete die Augen wieder. »Weit, weit weg. Bitte,
Richard.«

»Ich kann nicht mehr atmen«, keuchte Kongrosian. »Pem-
broke hat einen Teil meines Atmungsorgans fallen lassen.
Er hat sich nicht daran gestört, er hat mich fallen lassen!«
Mit dem Finger deutete er auf den Nationalpolizisten ...

Pembrokes Gesicht verlor an Farbe, und auch der optimi-
stische Ausdruck wich. »Er hat irgend etwas in mir getrof-
fen«, sagte er ruhig. »Ein lebenswichtiges Organ.«

»Richtig!« kreischte Kongrosian. »Ich habe Ihr ... aber
das werde ich Ihnen nicht sagen.« Verschmitzt drohte er
Pembroke mit dem Finger. »Ich werde Ihnen nur eins sagen:
Ihre Lebenserwartung beträgt noch etwa ... hm ... sagen
wir vier Stunden.« Er lachte. »Was halten Sie davon?«

»Können Sie es nicht rückgängig machen?« gelang es

Pembroke hervorzubringen. Auf seinem Gesicht stand der Schmerz geschrieben; zweifellos litt er nun.

»Wenn ich wollte«, sagte Kongrosian. »Aber ich will es nicht, weil ich keine Zeit habe. Ich muß mich wieder sammeln.« In äußerster Konzentration verzog er sein Gesicht. »Ich bin damit beschäftigt, alle fremden Objekte auszustossen, denen es gelungen ist, in meinen Körper einzudringen«, erklärte er Pembroke und Nicole. »Ich will meine Organe zurückhaben, und ich werde dafür sorgen, daß ich sie bekomme.« Er warf dem porösen rosaroten Lungengebebe einen Blick zu. »Du bist ich«, sagte er. »Du bist ein Teil meiner Welt, nicht der Außenwelt. Verstanden?«

»Bitte, schaffen Sie mich weit, weit fort von hier«, wiederholte Nicole.

»Na gut, na gut«, willigte Kongrosian verwirrt ein. »Wohin wollen Sie? In eine andere Stadt? Auf den Mars? Wer weiß, wie weit ich Sie fortschaffen kann – ich weiß es jedenfalls nicht. Wie Pembroke ganz richtig gesagt hat, habe ich noch nicht gelernt, meine Fähigkeiten im politischen Bereich anzuwenden, in all diesen Jahren nicht. Aber nun stecke ich mitten drin in der Politik.« Er kicherte vor Vergnügen. »Wie wäre es mit Berlin? Ich kann Sie von hier nach Berlin schaffen, da bin ich mir ziemlich sicher.«

»Alles, was Sie wollen«, sagte Nicole.

»Ich weiß, wohin ich Sie bewege«, rief Kongrosian plötzlich. »Ich weiß, wo Sie sicher sein werden, Nicky. Hören Sie zu, ich *möchte*, daß Sie in Sicherheit sind; ich glaube an Sie, weiß, daß Sie existieren. Egal, was diese verdammten Nachrichtenmaschinen behaupten. Ich glaube, daß sie lügen. *Ich weiß es sogar!* Sie versuchen, mein Vertrauen

in Sie zu erschüttern; sie haben sich alle zusammengerottet, behaupten alle das gleiche. Ja, ich weiß, wohin ich Sie schicke«, rief er erfreut. »Nach Jenner in Kalifornien! Da können Sie bei meiner Frau und meinem Sohn bleiben. Pembroke kann Sie dort nicht fassen, denn er wird bald mausetot sein; ich habe ein weiteres seiner Organe ausgeschaltet, und dieses – egal, welches es ist – ist noch lebenswichtiger als das andere. Er lebt keine sechs Minuten mehr.«

»Richard, lassen Sie ihn ...«, sagte Nicole, verstummte dann aber, weil alles verschwunden war. Kongrosian, Pembroke, ihr Büro im Weißen Haus, alles war aus der Existenz fortgewischt worden. Sie befand sich in einem feuchten Regenwald. Tau tropfte von den hellen Blättern; der Boden unter ihren Füßen war weich, nachgiebig und schwammig. In diesem nassen Wald war alles still, sie hörte kein Geräusch.

Sie war allein.

Sie marschierte los, fühlte sich steif und alt, versuchte, sich zu bewegen. Sie fühlte sich, als ob sie dort in dem Regen und dem Schweigen seit Millionen von Jahren gestanden hätte. Ihr kam es vor, als hätte sie schon immer dort ausgeharrt.

Vor ihr erhob sich hinter Reben, Büschen und nassen Sträuchern ein baufälliges, nicht angestrichenes Haus aus Rotholzstämmen. Sie ging darauf zu und faltete die Arme vor der Brust, vor Kälte zitternd.

Als sie die letzten Äste beiseite geschoben hatte, sah sie ein archaisch aussehendes automatisches Taxi vor sich parken, mitten auf der Auffahrt zum Haus.

Sie öffnete die Tür des Taxis. »Bring mich zu der nächsten Stadt«, sagte sie.

Der Mechanismus des Taxis gab keine Antwort, blieb untätig, als sei er tot.

»Kannst du mich nicht verstehen?« fragte sie laut.

Aus einiger Entfernung wehte die Stimme einer Frau zu ihr herüber. »Tut mir leid, Fräulein. Dieses Taxi gehört zu den Leuten von der Musikgesellschaft. Es kann nicht antworten, weil es immer noch von ihnen gemietet ist.«

»Oh«, sagte Nicole, streckte sich und schloß die Tür des Taxis. »Sind Sie Richard Kongrosians Frau?«

»Ja, das bin ich«, gab die Frau zurück und kam die breiten Treppen des Hauses herab. »Wer sind ...« Sie blinzelte. »Sie sind doch Nicole Thibodeaux!«

»Das war ich«, gab Nicole zurück. »Kann ich hineinkommen und etwas Warmes zu trinken bekommen? Ich fühle mich nicht allzu gut.«

»Natürlich«, sagte Frau Kongrosian. »Bitte. Sie sind hergekommen, um Richard zu suchen? Er ist nicht hier; das letzte, was ich von ihm gehört habe, war, daß er sich in einer neuropsychiatrischen Klinik in San Francisco befand, im Franklin-Aimes-Hospital. Aber das wissen Sie sicher, oder?«

»Ja«, sagte Nicole. »Aber jetzt ist er nicht mehr dort. Nein, ich suche ihn nicht.« Sie folgte Frau Kongrosian die Stufen zur Eingangstür hinauf.

»Die Leute von der Musikgesellschaft sind schon seit drei Tagen hier«, erklärte Frau Kongrosian. »Sie nehmen einfach alles auf. Langsam glaube ich, daß sie nie mehr fahren wollen. Es sind nette Leute, und ich genieße ihre

Gesellschaft; sie bleiben auch nachts hier. Ursprünglich kamen sie, um meinen Mann aufzunehmen, aufgrund eines alten Vertrages, aber wie ich schon sagte, er ist ja nicht hier.« Sie hielt die Tür auf.

»Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft«, sagte Nicole. Wie sie herausfand, war das Haus warm und trocken, eine wirkliche Erleichterung nach der schrecklichen Landschaft draußen. Im Kamin brannte ein Feuer, und sie ging hinüber.

»Ich habe gerade im Fernsehen die seltsamsten Gerüchte gehört«, sagte Frau Kongrosian. »Etwas über Sie; ich konnte mir daraus aber keinen Sinn zusammenreimen. Es hat etwas damit zu tun, daß es Sie nicht gibt, glaube ich. Wissen Sie, was ich meine? Wovon man im Fernsehen berichtet hat?«

»Ich fürchte, nein«, antwortete Nicole und wärmte sich auf.

»Ich mache schnell einen Kaffee«, sagte Frau Kongrosian. »Sie – Nat Flieger und die anderen von EME – sollten bald zurück sein. Zum Essen. Sind Sie allein hier? Ist niemand bei Ihnen?« Sie schien etwas verwirrt zu sein.

»Ich bin ganz allein hier«, bestätigte Nicole. Sie fragte sich, ob Wilder Pembroke inzwischen tot war. Um ihrer selbst willen hoffte sie es. »Ihr Mann«, sagte sie, »ist ein guter Mensch. Ich schulde ihm sehr viel.« Mein Leben, um genau zu sein, wenn sie alles überdachte.

»Er hält bestimmt auch sehr viel von Ihnen«, sagte Frau Kongrosian.

»Kann ich hierbleiben?« fragte Nicole plötzlich.

»Natürlich. So lange Sie wollen.«

»Danke«, erwiderte sie. Sie fühlte sich nun etwas besser. Vielleicht kehre ich niemals zurück, dachte sie. Wenn überhaupt etwas übrigbleibt, wohin ich zurückkehren könnte. Janet ist tot, Bertold Goltz ist tot, sogar Reichsmarschall Göring ist tot, und natürlich auch Wilder Pembroke; er müßte inzwischen ebenfalls gestorben sein. Und der gesamte Rat, all die Leute, die bisher im Halbdunkel hinter ihr gestanden hatten. Dabei setzte sie natürlich voraus, daß die Nationalpolizisten ihren Befehl ausgeführt hatten, woran aber nicht zu zweifeln war.

Und ich selbst kann nicht mehr länger regieren, dachte sie; dafür haben die Nachrichtenmaschinen auf ihre blinde, wirksame, mechanische Art gesorgt. Sie und die Karps. Jetzt sind die Karps am Zuge; sie können die Macht für eine Weile ergreifen. Bis sie verraten werden, so wie ich.

Ich kann noch nicht einmal zum Mars auswandern, dachte sie. Zumindest nicht mit einer Bruchkiste! Dafür habe ich selbst gesorgt. Aber es gibt andere Wege. Große legale Handelsschiffe und auch Regierungsschiffe. Das Militär verfügt über viele schnelle Raumer; vielleicht könnte ich einen davon befehligen. Ich könnte Rudi dazu benutzen, obwohl er – oder besser das Simulacrum – auf dem Sterbebett liegt. Rechtlich gesehen hat die Armee ihm die Treue geschworen; man erwartet von ihr, das zu tun, was er – oder es – verlangt.

»Kaffee? Geht es Ihnen nicht gut? Möchten Sie eine Tasse?« Frau Kongrosian betrachtete sie eindringlich.

»Ja«, gab Nicole zurück, »gerne«. Sie folgte Frau Kongrosian in die Küche des großen alten Hauses.

Draußen fiel der Regen nun heftiger. Nicole erschauderte

und versuchte, nicht hinauszusehen. Der Regen erschreckte sie; er war wie ein Omen, erinnerte sie an ein schreckliches Schicksal, das auf sie wartete.

»Wovor haben Sie Angst?« fragte Frau Kongrosian plötzlich. Sie wirkte hellwach.

»Ich weiß es nicht«, gestand Nicole ein.

»Ich habe Richard auch schon in diesem Zustand gesehen. Es muß am hiesigen Klima liegen. Es ist so öde und eintönig. Aber ich glaubte anhand seiner Beschreibungen, daß Sie niemals so wären. Er hat Sie immer als so tapfer und kraftvoll geschildert.«

»Es tut mir leid, wenn ich Sie enttäusche.«

Frau Kongrosian tätschelte ihr den Arm. »Sie enttäuschen mich nicht. Ich mag Sie sehr. Ich bin sicher, daß es das Klima ist, was Sie so bedrückt.«

»Vielleicht«, sagte Nicole. Aber sie wußte es besser. Es war mehr als der Regen. Viel mehr.

15

»Sie sind beide verhaftet«, sagte der hartäugige und völlig berufsmäßig wirkende Nationalpolizist mittleren Alters zu Maury Frauenzimmer und Chic Strikerock. »Kommen Sie mit.«

»Siehst du!« sagte Maury mit brennender Anklage zu Chic. »Ich habe es dir ja gesagt. Diese Schweine haben es auf uns abgesehen. Wir sind die Verlierer dabei. Die ganz unten an der Leiter, die ewigen Dummköpfe.«

Chic und Maury verließen das kleine, familiäre, unauf-

geräumte Büro der Frauenzimmer-Fabrik. Der NP-Mann folgte ihnen auf den Fersen. In düsterem Schweigen traten sie zu dem wartenden Polizeiwagen.

»Vor ein paar Stunden besaßen wir alles«, brach es plötzlich aus Maury heraus. »Sieh, was wir jetzt durch den Verrat deines Bruders haben. *Gar nichts.*«

Chic gab keine Antwort. Er wußte darauf nichts zu sagen. »Ich werde dich kriegen, Vince«, sagte Maury, als der Polizeiwagen auf die Autobahn fuhr. »So wahr mir Gott helfe.«

»Wir kommen hier schon heraus«, sagte Chic. »Wir hatten vorher auch schon Schwierigkeiten zu überwinden und haben es immer irgendwie geschafft.«

»Wenn du doch nur ausgewandert wärest«, sagte Maury. Ich wünsche auch, ich wäre emigriert, dachte Chic bei sich. Dann wären Richard Kongrosian und ich jetzt schon – ja, wo eigentlich? Im tiefen Weltraum, auf dem Weg zu unserer Farm im Niemandsland, an der Grenze, wo wir ein reines, neues Leben begonnen hätten. Statt dessen – dies hier. Er fragte sich, wo Kongrosian jetzt war. Ging es ihm genauso schlecht? Sehr unwahrscheinlich.

»Wenn du das nächste Mal kündigten willst ...«, begann Maury.

»Schon gut!« sagte Chic wütend. »Vergessen wir das. Was können wir jetzt tun?« Wen ich mir gerne schnappen würde, dachte er, ist mein Bruder Vince. Und danach Anton und Felix Karp.

»Paß auf, Sid«, sagte der Nationalpolizist, der neben ihm saß, zu dem Fahrer. »Eine Straßensperre.«

Der Polizeiwagen fuhr langsamer. Chic spähte aus dem

Fenster und sah einen schweren Waffentransporter der Armee; darauf befand sich eine Kanone, die auf die Linie der Autos und Gyroräder auf der achtspurigen Autobahn gerichtet war.

Der NP-Mann neben Chic zog seine Pistole. Der Fahrer tat es ihm gleich.

»Was ist los?« fragte Chic, während sein Herz wie verrückt zu schlagen begann.

Die NP-Männer gaben keine Antwort; sie blickten konzentriert auf das Armeefahrzeug, das die Autobahn in geprobter, altbewährter Manier völlig blockierte. Beide Nationalpolizisten hatten sich verkrampt; Chic spürte es ganz deutlich. Eine Spannung hatte sich über sie gelegt.

In diesem Moment, als der Polizeiwagen beinahe einen Auffahrunfall verursachte, schlüpfte eine Theodorus-Nitz-Werbemaschine durch das offene Fenster herein.

»Scheinen die Leute durch Ihre Kleidung hindurchsehen zu können?« quietschte das Gerät schrill wie eine Fledermaus, während es unter dem Vordersitz Schutz suchte. »Scheint Ihr Reißverschluß ständig offenzustehen, wenn Sie sich auf der Straße befinden, und müssen Sie immer wieder hinabblicken ...?«

Sie erstarb, als der fahrende Nationalpolizist mit seiner Waffe einen Schuß abgab. »Mann, wie ich diese Dinger hasse«, fluchte er angewidert.

Kaum war der Schuß gefallen, da war der Polizeiwagen schon von Soldaten umgeben. Sie alle waren bewaffnet, durchtrainiert und äußerst wachsam.

»Werfen Sie die Waffen weg!« bellte der befehlshabende Offizier.

Zögernd ließen die beiden Nationalpolizisten die Pistolen fallen. Ein Soldat riß die Tür des Wagens auf; langsam traten die beiden NP-Männer mit erhobenen Händen hinaus.

»Auf wen haben Sie geschossen?« fragte der Feldwebel.
»Auf uns?«

»Auf eine Nitz-Werbemaschine«, sagte einer der Nationalpolizisten zitternd. »Sehen Sie im Wagen nach, unter dem Sitz; ehrlich, wir haben nicht auf Sie geschossen!«

»Er spricht die Wahrheit«, meinte ein Soldat schließlich, nachdem er im Wagen herumgestöbert hatte. »Unter dem Sitz liegt eine tote Theodorus-Nitz-Werbemaschine.«

Der Feldwebel überlegte. »Sie können weiterfahren«, entschied er dann. »Aber Ihre Waffen bleiben hier. Und Ihre Gefangenen auch«, fügte er hinzu. »Und von nun an nehmen Sie Ihre Befehle vom Armeehauptquartier entgegen, und nicht mehr von Polizeioffizieren.«

Sofort sprangen die beiden Nationalpolizisten in ihren Wagen zurück; die Türen knallten zu, dann fuhren sie so schnell wie möglich durch die Öffnung in der Militärbarrikade. Chic und Maury beobachteten, wie sie in der Ferne entschwanden.

»Was nun?« fragte Chic.

»Sie können gehen«, informierte ihn der Offizier. »Kehren Sie zu Ihren Wohnungen zurück und bleiben Sie dort. Nehmen Sie an nichts teil, was auf den Straßen vor sich geht – was auch immer dort geschehen mag.« Die Soldaten entfernten sich, Chic und Maury allein zurücklassend.

»Eine Revolte«, sagte Maury mit weit geöffnetem Mund.
»Von der Armee.«

»Oder von der Polizei«, sagte Chic und dachte rasch

nach. »Wir müssen per Anhalter zur Stadt zurückkehren.« Er war seit seiner Kindheit nicht mehr getrampt; nun, in erwachsenem Alter, kam es ihm sehr seltsam vor, fast sogar erfrischend. Mit vorgestrecktem Daumen begann er den Verkehr abzumarschieren. Der Wind blies in sein Gesicht, roch nach Land und Wasser und großen Städten. Er nahm einen tiefen, vollen Atemzug davon.

»Warte auf mich!« schrie Maury und eilte ihm nach.

Am nördlichen Himmel formte sich plötzlich eine riesige, graue, pilzhähnliche Wolke. Donner toste über die Erde, wirbelte Chic umher und ließ ihn zur Seite springen. Durch die Spalten seiner Lider versuchte er zu erkennen, was geschehen war. Eine Explosion, vielleicht eine kleine taktische Atombombe. Dann atmete er feinen Aschestaub ein und wußte Bescheid.

Ein Soldat, der an ihm vorbeimarschierte, blickte über die Schulter. »Das örtliche Werk von Karp & Söhne.« Er grinste Chic an und eilte weiter.

»Sie haben es in die Luft gejagt«, sagte Maury leise. »Sie haben Karp in die Luft gejagt.«

»Ich glaube auch«, stimmte Chic verwirrt zu. Instinktiv hielt er den Daumen wieder hin, auf der Suche nach einem Wagen, der sie mitnehmen würde.

Am Himmel jagten zwei Armee-Raketen einem NP-Flugzeug hinterher. Chic sah ihnen nach, bis sie am Horizont verschwunden waren.

Das ist ein richtiger Krieg, dachte er erschrocken.

»Ich frage mich, ob sie auch uns in die Luft jagen werden«, sagte Maury. »Ich meine die Fabrik. Frauenzimmer & Co.«

»Wir sind zu klein«, sagte Chic.

»Ja, ich glaube, du hast recht.« Maury nickte hoffnungsvoll.

In solchen Zeiten ist es gut, so klein zu sein, dachte Chic. Je kleiner, desto besser. Bis man gar nicht mehr vorhanden ist.

Vor ihnen hatte ein Wagen angehalten. Sie gingen auf ihn zu.

Im Osten füllte eine weitere pilzhähnliche Wolke den Himmel aus, und wieder zitterte die Erde. Das war die Chemie AG, machte Chic sich klar, während er in den Wagen einstieg.

»Wo wollt ihr Jungs denn hin?« fragte der Fahrer, ein plumper rothaariger Mann.

»Überall und nirgends, Meister«, sagte Maury. »Nur von diesem Ärger hier weg.«

»Genau wie ich«, sagte der plump Rothaarige und ließ den Wagen anrollen. »Ja, ganz genau wie ich.« Es war ein altes und altmodisches Auto, aber immer noch gut genug. Chic Strikerock lehnte sich zurück und machte es sich bequem.

Maury Frauenzimmer, sichtbar erleichtert, tat es ihm gleich.

»Ich glaube, sie packen die großen Konzerne«, meinte der Rothaarige, während er langsam anfuhr und dem Wagen vor ihm durch die enge Öffnung in der Barrikade folgte.

»Bestimmt«, sagte Maury.

»Wurde auch Zeit«, meinte der Rothaarige.

»Richtig«, stimmte Chic Strikerock zu. »Da bin ich der gleichen Meinung.«

Der Wagen gewann an Geschwindigkeit und schnurrte gleichmäßig weiter.

In dem großen, von Staub und Echos gefüllten Holzhaus gingen die Chupper umher, sprachen miteinander, tranken Coke, und einige von ihnen tanzten. Dieser Tanz interessierte Nat Flieger, und er richtete den tragbaren Ampek F-a2 darauf aus.

»Nimm doch den Tanz nicht auf«, sagte Jim Planck zu ihm. »Warte lieber, bis sie wieder zu singen beginnen. Wenn man diesen Ausdruck dafür überhaupt benutzen kann.«

»Die Musik ihres Tanzes ist rhythmisch«, erklärte Nat. »Ich dachte mir, daß wir auch sie aufzeichnen sollten.«

»Technisch gesehen bist du der Leiter dieses Unternehmens«, gestand Jim ein. »Aber ich habe zu meiner Zeit verdammt viele Aufnahmen gemacht, und ich sage dir, daß es sinnlos ist. Natürlich nimmt das Band – vielmehr dein Wurm dort – etwas auf, aber es wird nach nichts klingen. Nach überhaupt nichts.« Er warf Nat einen unbarmherzigen Blick zu.

Aber ich will es dennoch versuchen, dachte Nat.

»Sie sind so krumm«, sagte Molly, die neben ihm stand. »Und alle so klein. Die meisten von ihnen sind noch nicht einmal so groß wie ich.«

»Sie sind verloren«, sagte Jim mit einem lakonischen Achselzucken. »Erinnerst du dich, wie lange es her ist? Zweihunderttausend Jahre? Dreihunderttausend? Auf jeden Fall ist es ziemlich lange her. Ich frage mich, ob sie diesmal länger überleben werden. Es sieht aber ganz und gar nicht so aus. Sie wirken so ... belastet.«

Nat wurde klar, daß genau dies zutraf. Die Chupper – die

Neandertaler – wirkten wie von einer unermeßlichen Last niedergedrückt – von der Last des Überlebens. Jim hatte völlig recht: Sie waren auf diese Aufgabe nicht vorbereitet. Demütig, klein und mißgestaltet, schlurfend und nuschelnd quälten sie sich durch ihr karges Leben, kamen dem Ende mit jedem Moment näher.

Also nehmen wir es besser auf, solange wir es noch können, entschloß sich Nat. Denn wie es aussieht, werden wir nicht mehr lange dazu in der Lage sein. Oder ... *sollte ich mich irren?*

Ein Chupper, ein männlicher Erwachsener, mit einem verblichenen Hemd und hellgrauen Hosen rempelte Nat an und murmelte eine unverständliche Entschuldigung.

»Schon gut«, beruhigte ihn Nat. Er verspürte den Wunsch, seine Theorie zu testen, zu versuchen, diese dem Untergang zueilende Lebensform, diesen Rückschlag, etwas aufzuheften. »Ich zahl dir ein Bier«, sagte er zu dem Chupper. »Ja?« Wie er wußte, befand sich eine Bar in einer Ecke dieses Gebäudes, der Turnhalle, die allen Chupfern zu gleichen Teilen zu gehören schien.

Der Chupper blickte ihn scheu an und murmelte ein »Nein, danke«.

»Warum nicht?« fragte Nat.

»Weil ...« Der Chupper schien nicht in der Lage zu sein, Nats Blicken standzuhalten; er sah zu Boden, ballte und lockerte die Fäuste in einem endlosen Rhythmus. »Ich kann nicht«, gelang es dem Chupper endlich herauszubringen. Doch er blieb bei Nat stehen, immer noch zu Boden blickend und Grimassen ziehend. Wahrscheinlich fürchtet er sich, dachte Nat. Ist verlegen. Eine deprimierende Haltung.

»He, kannst du ein gutes Chupper-Lied singen?« sagte Jim Planck herausfordernd zu dem Chupper. »Wir werden dich auch aufnehmen.« Er winkte Nat zu.

»Laß ihn in Ruhe«, befahl Molly. »Du siehst doch, daß er nicht singen kann. Er kann überhaupt nichts, das ist doch offensichtlich.« Sie ging weg, deutlich über die beiden erzürnt. Der Chupper blickte ihr in seiner typischen Art hinterher; er hielt die Augen dabei fast gänzlich geschlossen.

Was müßte geschehen, damit diesen Dummköpfen ein Licht aufgeht? fragte sich Nat. Warum wollten die Chupper überleben, wenn das Leben ihnen so wenig bedeutete? Vielleicht warten sie, dachte er plötzlich. Warten auf etwas, das noch nicht geschehen ist, aber von dem sie wissen – oder hoffen –, daß es geschehen wird. Das würde ihre Haltung erklären, ihre – Leere.

»Laß ihn in Ruhe«, sagte Nat zu Jim Planck. »Sie hat recht.« Er legte die Hand auf Jims Schulter, doch der Aufnahmeexperte stieß sie weg.

»Ich glaube, daß sie mehr können, als es den Eindruck hat«, sagte Jim. »Es ist fast so, als ob sie auf der Stelle treten, sich nicht ausweiten. Sie versuchen es nicht einmal. Verdammt, ich will, daß sie es wenigstens versuchen!«

»Ich auch«, meinte Nat. »Aber wir sind nicht in der Lage, sie zu einem Versuch zu bewegen.«

In einer Ecke der Halle brummte ein Fernsehgerät laut auf, und einige männliche und weibliche Chupper gingen hinüber und blieben davor stehen. Nat sah, daß im Fernsehen gerade wichtige Nachrichten gesendet wurden. Sofort richtete er seine Aufmerksamkeit darauf; irgend etwas war geschehen.

»Hast du gehört, was der Nachrichtensprecher sagte?« flüsterte Jim in sein Ohr. »Mein Gott, verdammt noch mal – etwas über einen Krieg!«

Die beiden bahnten sich durch die Masse der Chupper einen Weg zum Fernseher. Molly stand schon da und lauschte gedankenverloren.

»Eine Revolution«, sagte sie in versteinertem Tonfall zu Nat und übertönte dabei das hohle Brummen des Lautsprechersystems des Fernsehers. »Karp ...« Unglauben spiegelte sich auf ihrem Gesicht. »Die Karps und die Chemie AG haben zusammen mit der Nationalpolizei versucht, die Macht an sich zu reißen.«

Der Fernsehschirm zeigte qualmende, teilweise gänzlich vernichtete Ruinen, Überbleibsel eines industriellen Gebäudes von beträchtlicher Größe, das fast völlig zerstört worden war. Nat konnte es nicht wiedererkennen.

»Das Karp-Zweigwerk in Detroit«, gelang es Molly, Nat mitzuteilen. »Das Militär hat es zerstört. Mein Gott – genau das hat der Nachrichtensprecher gesagt.«

»Wer gewinnt?« fragte Jim Planck, den Bildschirm eindringlich betrachtend.

»Noch keiner«, gab Molly zurück. »Anscheinend. Ich weiß es aber nicht genau. Hör doch, was er sagt. Der Krieg ist gerade erst ausgebrochen.«

Die Chupper, die das Programm ansahen und zuhörten, waren still geworden. Auch das Tonbandgerät, das Hintergrundmusik zu ihren Tänzen lieferte, war verstummt. Nun standen fast alle Chupper um den Fernsehschirm herum und beobachteten hingerissen und aufmerksam die Kämpfe zwischen den bewaffneten Truppen der USEA und den

Streitmächten der Nationalpolizei, die von den Konzernen und Kartellen unterstützt wurde.

»... in Kalifornien ...«, teilte der Sprecher mit, »hat sich die vollständige Westküsten-Division der NP der Sechsten Armee unter General Hoheit ergeben. In Nevada jedoch ...« Das Bild wechselte, zeigte eine Straßenszene, die Innenstadt von Reno; eine Armeebarrikade war in aller Eile errichtet worden, und Scharfschützen der Polizei feuerten aus den Fenstern eines naheliegenden Gebäudes darauf. »Letztendlich«, fuhr der Nachrichtensprecher fort, »garantiert das Monopol der Armee auf Atomwaffen ihr den Sieg. Im Moment jedoch können wir nur ...« Aufgeregt las der Nachrichtensprecher seinen Text ab, während Nachrichtenmaschinen aus den gesamten USEA ihm Daten aus den Brennpunkten lieferten.

»Es wird ein langer Kampf werden«, sagte Jim Planck plötzlich zu Nat. Er wirkte bleich und müde. »Ich glaube, wir können verdammt froh sein, daß wir uns hier befinden und damit aus dem Schußfeld sind«, murmelte er. »In solchen Zeiten taucht man besser unter.«

Nun zeigte der Fernseher einen Zusammenstoß zwischen einer Polizeipatrouille und einer Armee-Einheit; sie feuerten aufeinander und suchten nach Deckung, während Schüsse aus kleinen automatischen Waffen aufbellten. Ein Soldat schlug die Hände vors Gesicht, dann ein graugekleideter Nationalpolizist.

Ein Chupper, der neben Nat stand und aufmerksam zusah, tippte seinen Nachbarn an. Die beiden Chupper, beide männlich, lächelten einander zu, wechselten einen nachdrücklichen, vielsagenden Blick. Nat bemerkte ihn, sah

auch den Ausdruck ihrer Gesichter. Und dann bemerkte er, daß alle Chupper mit dem gleichen geheimen Vergnügen leuchtende Augen bekommen hatten. *Was geht hier vor?* fragte sich Nat.

Neben ihm sagte Jim Planck leise: »*Nat, mein Gott – darauf haben sie gewartet!*«

So ist es also, erkannte Nat. Furcht durchströmte ihn. Diese Leere, diese dumpfe Taubheit – sie war verschwunden. Äußerst aufmerksam beobachteten die Chupper nun das flackernde Fernsehbild und lauschten dem aufgeregten Nachrichtensprecher. Was bedeutet ihnen das? fragte sich Nat, als er ihre emotionsgeladenen, heiteren Gesichter studierte. Er kam zu dem Entschluß: Es bedeutet, daß sie doch eine Chance haben. Das könnte ihre Gelegenheit sein.

Wir vernichten uns gegenseitig vor ihren Augen. Und das mag Platz für sie schaffen, Raum, in den sie hineindrängen können. Dann sind sie nicht mehr eingesperrt in diese winzige, feuchte Enklave, sondern können in der ganzen Welt leben. Überall.

Sich wissend angrinsend, fuhren die Chupper aufmerksam fort, den Bildschirm zu beobachten.

Nats Furcht wuchs.

»Weiter fahre ich nicht, Jungs«, sagte der plumpe, rothaarige Mann, der Maury und Chic mitgenommen hatte. »Hier müßt ihr aussteigen.« Er fuhr an den Bordstein heran. Inzwischen hatten sie die Autobahn verlassen und befanden sich in der Stadt. Überall hatten sich Männer und Frauen versammelt und suchten Schutz. Ein Polizeiwagen mit zertrümmerter Windschutzscheibe kam langsam herangefah-

ren. Bewaffnete saßen in ihm. »Halten Sie sich besser von den Straßen fern«, riet ihnen der Rothaarige.

Chic und Maury stiegen müde aus dem Wagen.

»Mein Haus, das Abraham Lincoln, befindet sich ganz in der Nähe«, sagte Chic. »Wir können zu Fuß hingehen. Komm!« Er zog den schweren, übergewichtigen Maury mit sich, und die beiden gesellten sich zu dem fliehenden Mob der Verängstigten und Verwirrten. Was für ein Durcheinander, dachte Chic. Ich frage mich, wie das enden wird, ob unsere Gesellschaft, unser Lebensstil, das überwinden kann.

»Ich habe Magenschmerzen«, stöhnte Maury, der sich neben ihm abplagte. Von der körperlichen Anstrengung war sein Gesicht ganz grau. »Daran bin ich nicht gewöhnt.«

Sie erreichten das Abraham Lincoln. Es war unbeschädigt. Am Eingang stand ihr bewaffneter Hausmeister mit einem Gewehr in der Hand neben Vince Strikerock, dem Ausweiskontrolleur; Vince war ganz mit seiner Aufgabe beschäftigt, jeden zu überprüfen, der hinein wollte.

»Hallo, Vince«, sagte Chic, als er und Maury den Eingang erreicht hatten.

Sein Bruder grunzte und hob den Kopf; sie betrachteten sich schweigend. »Hallo, Chic«, sagte Vince schließlich. »Freut mich, daß du noch lebst.«

»Können wir hinein?« fragte Chic.

»Natürlich«, entgegnete Vince. Er schaute nickend zum Hausmeister hinüber. »Geh weiter«, sagte er zu Chic. »Ich bin verdammt froh, daß die NP dich nicht geschnappt hat.« Maury Frauenzimmer blickte er nicht ein einziges Mal an, er tat so, als existiere er nicht.

»Was ist mit mir?« fragte Maury.

»Sie ... dürfen auch hinein«, sagte Vince mit erstickter Stimme. »Als Chics Guest.«

»He, beeilen Sie sich doch ein bißchen!« sagte der Mann hinter ihnen mit drängender Stimme. »Hier draußen ist es nicht sicher.« Er stieß Chic an und schob ihn weiter.

Schnell begaben sich Chic und Maury ins Innere des Abraham Lincoln. Einen Moment später befanden sie sich in vertrauter Umgebung, in einem Fahrstuhl, der sie zu Chics Apartment in der obersten Etage trug.

»Ich frage mich, was er daraus machen wird«, sagte Maury nachdenklich. »Deinen kleinen Bruder meine ich.«

»Nichts«, sagte Chic kurz. »Karp ist weg vom Fenster. Er und eine Menge anderer Leute sind erledigt.« Und Vince ist nicht der einzige, den ich aus dieser Ecke kenne, dachte er bei sich.

»Uns eingeschlossen«, meinte Maury. »Wir sind nicht besser dran. Natürlich hängt viel davon ab, wer den Sieg davontragen wird.«

»Es ist egal, wer gewinnt«, sagte Chic. Zumindest soweit er betroffen war. Die Zerstörung, die große nationale Katastrophe, blieb bestehen. Das war das Schreckliche an einem Bürgerkrieg: egal, wie er ausging – er war immer furchtbar. Eine Katastrophe. Für jeden.

Als sie sein Apartment erreichten, bemerkte er, daß die Tür unverschlossen war. Mit größter Vorsicht öffnete er sie und spähte hinein.

Und dort stand Julie.

»Chic!« sagte sie und kam einen Schritt auf ihn zu. Hinter ihr standen zwei große Koffer. »Ich habe schon gepackt.

Ich habe dafür gesorgt, daß wir beide auswandern können. *Die Fahrkarten habe ich schon* ... aber frage mich nicht, wie ich sie bekommen habe, denn das werde ich dir nie sagen.« Ihr Gesicht war bleich, aber gefaßt; sie hatte sich ein wenig herausgeputzt und sah überraschend gut aus. Jetzt erst bemerkte sie Maury. »Wer ist das?« fragte sie zögernd.

»Mein Chef«, sagte Chic.

»Ich habe nur zwei Fahrkarten«, meinte Julie zögernd. »Das ist schon in Ordnung«, sagte Maury zu ihr. Er strahlte sie an, um sie nicht noch mehr zu verunsichern. »Ich muß auf der Erde bleiben und die Geschicke einer bedeutenden Firma leiten.« Zu Chic sagte er: »Ich glaube, sie hat eine gute Idee gehabt. Das ist also das Mädchen, von dem du mir am Telefon erzählt hast. Ihretwegen bist du an jenem Morgen zu spät gekommen.« Er schlug Chic freundlich auf den Rücken. »Ich wünsche dir viel Glück, alter Junge. Ich glaube, du hast bewiesen, daß du noch jung bist – auf jeden Fall jung genug. Ich beneide dich.«

»Unser Schiff startet in fünfundvierzig Minuten«, sagte Julie. »Ich habe wie verrückt gebetet, daß du noch rechtzeitig kommst. Ich habe versucht, dich im Büro anzurufen«

»Die NP hatte uns verhaftet«, sagte Chic.

»Die Armee kontrolliert den Raumhafen«, erklärte Julie. »Und sie überwacht auch die Ankunft und den Start der Raumschiffe. Wenn wir uns also dorthin durchschlagen können, werden wir es schaffen. Ich habe unser gesamtes Geld für die Karten zusammengelegt«, fügte sie hinzu, »sie war unglaublich teuer. Jetzt, wo es diese Bruchkisten nicht mehr gibt ...«

»Ihr zwei verschwindet jetzt besser«, sagte Maury. »Ich werde hier in der Wohnung bleiben, wenn es euch recht ist. Nüchtern betrachtet komme ich mir hier ziemlich sicher vor.« Er plazierte seinen müden, übergewichtigen Körper auf dem Sofa, schlug die Beine übereinander, holte eine holländische Zigarette hervor und zündete sie an.

»Vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder«, sagte Chic zu ihm. Die Situation kam ihm schrecklich vor, er wußte nicht, wie er sich angemessen verabschieden konnte.

»Vielleicht«, grunzte Maury. »Schick mir auf jeden Fall mal einen Brief vom Mars.« Er nahm ein Magazin vom Kaffeetisch auf und blätterte es durch, richtete seine volle Aufmerksamkeit darauf.

»Wie wollen wir auf dem Mars überleben?« fragte Chic seine Freundin. »Als Bauern? Hast du darüber schon nachgedacht?«

»Als Bauern«, bestätigte sie. »Wir stecken ein gutes Stück Land ab und bewässern es. Ich habe Verwandte dort. Für den Anfang werden sie uns helfen.« Sie nahm einen der Koffer auf; Chic nahm ihn ihr ab und trug dann auch noch den anderen.

»Wiedersehen«, sagte Maury. Seine Stimme klang gekünstelt, war viel zu fröhlich. »Ich wünsche euch viel Glück dabei, in diesem roten, staubigen Boden herumzukratzen.«

»Auch dir wünsche ich viel Glück«, sagte Chic. Er fragte sich, wer es nötiger hatte. Du hier auf der Erde oder wir auf dem Mars.

»Vielleicht schicke ich euch ein paar Simulacra«, sagte Maury, »damit ihr ein wenig Gesellschaft habt. Wenn all

dies vorüber ist.« Er paffte an seiner Zigarre und beobachtete, wie die beiden gingen.

Erneut klang die schmetternde Musik auf, und einige der mißgebildeten Chupper mit ihren allzugroßen Kinnladen nahmen den Tanz wieder auf. Nat Flieger drehte sich vom Fernsehgerät weg.

»Ich glaube, wir haben genug auf dem Ampek«, sagte er zu Molly. »Wir können zu Kongrosians Haus zurückkehren. Endlich sind wir fertig.«

»Vielleicht sind wir wirklich fertig, Nat«, sagte Molly düster. »Weißt du, nur weil wir seit ein paar Jahrtausenden die dominierende Spezies darstellen, heißt das nicht ...«

»Ich weiß«, sagte Nat zu ihr. »Ich habe ihre Gesichter auch gesehen.« Er führte sie zu dem Ampek F-a2 zurück. Jim Planck kam ihnen nach, und die drei blieben neben dem tragbaren Aufnahmegerät stehen. »Nun?« fragte Nat. »Sollen wir zurückfahren? Ist es wirklich vorbei?«

»Es ist vorbei«, erwiederte Jim Planck nickend.

»Ich denke«, meinte Molly, »es wäre besser, wenn wir hier in Jenner blieben, bis die Kämpfe nachlassen. Wir wären nicht sicher, wenn wir sofort hinab nach Tijuana fliegen würden. Wenn Beth Kongrosian es uns erlaubt, bleiben wir hier. In ihrem Haus.«

»Einverstanden«, meinte Nat. Er war völlig der gleichen Meinung.

»Seht mal«, sagte Jim Planck plötzlich. »Da kommt eine Frau auf uns zu. Kein Chupper, sondern eine – na ... das, was wir sind. Eine wie wir.«

Die schlanke junge Frau trug kurzgeschnittenes Haar,

Blue Jeans, Mokassins und eine weiße Bluse. Sie bahnte sich ihren Weg durch die sich wiegenden Chupper. *Ich kenne sie*, dachte Nat. Ich habe sie schon eine Million Male gesehen. Er kannte sie und kannte sie doch nicht; eine schreckliche Situation. Sie ist verdammt hübsch, dachte er. Fast von einer grotesken, unnatürlichen Schönheit. Wie viele *so* attraktive Frauen kenne ich überhaupt? Keine. In unserer Welt, in unserem Leben, ist niemand so attraktiv außer ...

Außer Nicole Thibodeaux.

»Sind Sie Herr Flieger?« sagte sie und kam so nahe heran, daß sie zu seinem Gesicht hochschauen mußte. Er bemerkte, daß sie sehr klein war. Bei den Fernsehübertragungen war das nicht so sehr aufgefallen. In der Tat hatte er Nicole Thibodeaux immer für außerordentlich groß, ja fast schon riesig gehalten; es war ein Schock herauszufinden, daß dies nicht zutraf. Er konnte es nicht ganz verstehen.

»Ja«, sagte er.

»Richard Kongrosian hat mich hierhergebracht«, erklärte Nicole, »und ich will dorthin zurück, wo ich herkomme. Können Sie mich in Ihrem Taxi mitnehmen?«

»Klar«, nickte Nat. »Wenn Sie wollen.«

Die Chupper schenkten ihr keine Beachtung; sie schienen nicht zu wissen oder sich nicht darum zu kümmern, wer sie war. Jim Planck und Molly starrten sie jedoch in stummer Überraschung an.

»Wann fahren wir?« fragte Nicole.

»Nun«, sagte Nat, »eigentlich wollten wir noch etwas bleiben. Wegen der Kämpfe, wissen Sie. Hier erscheint es uns sicherer.«

»Nein«, widersprach Nicole sofort. »Sie müssen zurück und Ihre Pflicht tun. Wollen Sie, daß sie gewinnen?«

»Ich weiß noch nicht einmal, von wem Sie sprechen«, erwiderte Nat. »Ich kann mir keine Vorstellung davon machen, worum es eigentlich geht, was auf dem Spiel steht und wer wen bekämpft. Wissen Sie es? Vielleicht können Sie es mir erklären.« Aber ich bezweifle das, dachte er. Ich bezweifle, ob du mir den Sinn von alldem erklären kannst – mir oder jemand anderem. Denn es hat gar keinen Sinn.

»Was würde es kosten«, fragte Nicole, »Sie dazu zu bewegen, mich zurück- oder zumindest von hier fortzubringen?«

»Nichts«, erwiderte Nat und zuckte die Achseln. Plötzlich stand seine Meinung fest; ihm war alles klar. »Denn ich werde es nicht tun. Es tut mir leid. Wir werden hier abwarten, wie sich die Lage entwickelt. Ich weiß nicht, wie es Kongrosian gelungen ist, Sie hierher zu bringen, aber vielleicht hatte er recht. Vielleicht ist das für uns und für Sie der beste Ort für eine lange Zeit, die vor uns liegt.« Er lächelte sie an. Nicole lächelte jedoch nicht zurück.

»Sie Scheißkerl«, sagte Nicole.

Er lächelte auch weiterhin.

»Bitte«, sagte sie, »helfen Sie mir. Sie wollten es ja, Sie waren ja schon dazu bereit.«

»Vielleicht hilft er Ihnen jetzt bereits, Frau Thibodeaux«, sagte Jim Planck mit heiserer Stimme. »Indem er dafür sorgt, daß Sie hierbleiben.«

»Ich glaube, Nat hat recht«, stimmte nun auch Molly ein. »Ich glaube nicht, daß Sie im Moment im Weißen Haus in Sicherheit wären.«

Nicole warf den dreien einen grimmigen Blick zu. Dann seufzte sie resignierend. »Was ist das nur für ein Ort, an dem ich jetzt festhänge. Dieser verdammte Richard Kongrosian. Es ist in erster Linie seine Schuld. Was sind denn *das* für Geschöpfe?« Sie deutete auf die schwankende Linie der erwachsenen Chupper und auf die kleinen Chupper-Kinder, die beide Seiten der großen, staubigen Halle bevölkerten.

»Ich bin nicht ganz sicher«, sagte Nat. »Man könnte sagen – Verwandte von uns. Sehr wahrscheinlich Nachkommen.«

»Vorfahren«, korrigierte ihn Jim Planck.

»Das wird die Zukunft zeigen«, beharrte Nat.

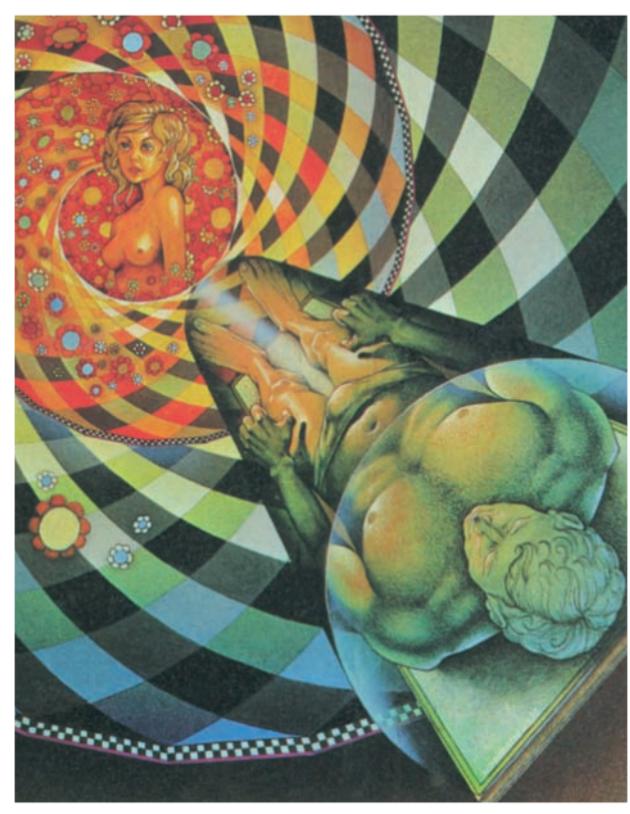
Nicole zündete sich ein Zigarillo an. »Ich mag sie nicht«, sagte sie nachdrücklich. »Ich würde mich wesentlich besser fühlen, wenn wir zum Haus zurückkehren könnten. Sie erwecken in mir ein schreckliches Gefühl.«

»Das sollten sie auch«, sagte Nat. Ganz gewiß teilte er ihre extreme Reaktion.

Um die vier Menschen herum tanzten die Chupper ihren monotonen Tanz und schenkten ihnen keine Beachtung.

»Ich glaube jedoch«, sagte Jim Planck nachdenklich, »daß wir uns wohl oder übel an sie gewöhnen müssen.«

SIMULACRA



Eine Fülle von Charakteren und SF-Ideen zeichnet diesen Spitzenroman von Philip K. Dick aus: Ein Pianist, der psychokinetisch Klavier spielt; der letzte Psychiater der Erde; »Simulacra«, Roboter in menschlicher Tarnung; Raumfahrtexperimente mit winzigen Raumschiffen – und das ganze Geschehen steuert unausweichlich auf eine Katastrophe der Menschheit zu ...

Der beste und berühmteste SF-Roman des HUGO-Preisträgers Philip K. Dick.